

Das soziologisch-philosophische Werk
Georg Simmels
und sein geistesgeschichtliches Umfeld

Inaugural-Dissertation
zur
Erlangung der Doktorwürde
der Philosophischen Fakultäten
der Albert-Ludwigs-Universität
zu Freiburg i. Br.

vorgelegt
von
Friedrich Pohlmann
aus Bielefeld

1979

Das soziologisch-philosophische Werk Georg Simmels und sein geistesgeschichtliches Umfeld

Inaugural-Dissertation

zur

**Erlangung der Doktorwürde
der Philosophischen Fakultäten
der Albert-Ludwigs-Universität
zu Freiburg i. Br.**

vorgelegt

von

**Friedrich Pohlmann
aus Bielefeld**

Das soziologisch-philosophische Werk
Georg Simmels
und sein geistesgeschichtliches Umfeld

Referent:	Prof. Dr. H. Popitz
Korreferent:	Univ.-Doz. Dr. G. Spittler
Sprecher:	Prof. Dr. H. Steger
Tag der Promotion:	20.7.1979



Inhalt

Vorwort	1
Einleitung	
Wandlungen des neuzeitlichen Menschenbildes	5
I. Der "allgemeine" Mensch und die Konstitutionsproblematik der Soziologie	5
1) Einleitende Notiz zum Bedeutungswandel von "Freiheit" und "Gleichheit"	5
2) Prinzipien der Kritik am Absolutismus	7
3) Das Konstitutionsproblem der Gesellschaftswissenschaft	12
II. Qualitative Individualität	15
1) Wandel der Öffentlichkeit und Relativierung der Vernunft; Individualität und "Masse"	16
2) Souveränität und Verantwortung bei Nietzsche	19
3) Wertantagonismus und Wissenschaft	22
4) "Verantwortungsethik" und "individuelles Gesetz" - die ethischen Konzeptionen Max Webers und Georg Simmels	25
III. Der formale und inhaltliche Rahmen des soziologisch-philosophischen Gesamtwerks Georg Simmels	31
Teil I: DIE "ALLGEMEINE" KULTURWISSENSCHAFTLICHE ERKENNTNISTHEORIE SIMMELS	35
1) Elemente von Simmels Kantinterpretation	36
2) Der kulturwissenschaftliche Gegenstandsbereich und die erkenntnistheoretisch - methodologische Aufgabenstellung	41
3) Das "Geschehen" und das wissenschaftliche Konstrukt	47
a) Das "Geschehen"	47
b) Der Auslesevorgang und seine logische Deutung	49

II

c)	Die Differenzen zwischen dem "Geschehen" und dem wissenschaftlichen Konstrukt	52
4)	Das Verstehen	55
a)	Der Typus des Verstehens	55
	Exkurs: Die Unausbleiblichkeit der Umformung des Fremdbewußtseins	57
b)	Die erkenntnistheoretische Bestimmung kulturwissenschaftlichen Verstehens	60
5)	Kulturwissenschaftliche "Gesetze"	66
6)	Simmels Überlegungen zu Begriff und Methode einer selbständigen Soziologie	75
 Teil II: DAS GESELLSCHAFTSANALYTISCHE WERK SIMMELS		92
Vorbemerkung		92
Teil A) Simmels Geldtheorie		98
1)	Tausch und ökonomischer Wert	99
2)	Grundlegende Merkmale des "reinen" Begriffs des Geldes	105
2.1	Verdinglichte abstrakte Quantität	106
2.2	Der soziologische Charakter des Geldes (Simmel und Marx)	107
2.3	Reale Bedingungen für die theoretische Fassung des "reinen" Geldbegriffs	111
2.4	Geld und formal-rationales Denken und Handeln	112
3)	Das Geld in den Zweckreihen	114
3.1	Das absolute Mittel	114
3.2	Der absolute Zweck	117
4)	Geld und moderner Staat	119
4.1	Die neue soziologische Dimension des geldvermittelten Tauschs gegenüber dem Naturaltausch	119
4.2	Wirtschaftssoziologische Zusammenhänge des Garantieproblems	120
4.3	Herrschaftssoziologische Zusammenhänge des Garantieproblems	122

5)	Ausbildung der Geldwirtschaft und Zentralisierung der Herrschaftsgewalt in sozialhistorischer Perspektive	124
5.1	Der Feudalismus	125
5.2	Ökonomische Differenzierung	126
5.3	Die Zentralisierung der gesamtgesellschaftlichen Herrschaftsgewalt	127
Teil B) Soziale Differenzierung - Partikularisierung der Person - Individualisierung - Konflikt: Individuum - Gesellschaft		129
1)	Einige Merkmale des geldwirtschaftlich bedingten sozialstrukturellen Umwandlungsprozesses	129
2)	Die Spezifik moderner Abhängigkeitsverhältnisse	133
a)	Die grundlegende Korrelation	133
b)	Parzellierung der Person und Entpersönlichung	134
3)	Individualität	137
4)	Die soziologische Formel des Konflikts von Individuum und Gesellschaft	139
Teil C) Die Theorie moderner Kultur		141
1)	Der Kulturbegriff	141
2)	Entfremdung	142
2.1	Arbeitsteilung und Entfremdung vom Arbeitsprodukt und Arbeitsmittel	142
2.2	Kapitalistische Arbeitsteilung und Entfremdung	144
2.3	Die entfremdete Zirkulationssphäre	145
2.4	Die Diskrepanz zwischen subjektiver und objektivierter Intellektualität	147
	Exkurs: Entfremdung und Arbeitsteilung bei Simmel und Marx - Die entscheidende Differenz	147
3)	Rationalität	152
3.1	Entemotionalisierung, Selbstzwang und Intellektualisierung	152

3.2	Formale Rationalität	156
	Exkurs: Formale Rationalität bei Max Weber	159
4)	Distanz und Nähe; Rhythmus; Tempo	164
4.1	Distanz und Nähe	164
4.2	Rhythmus	166
4.3	Tempo	167
5)	Die Dialektik naturwissenschaftlich- technischen Fortschritts; der neue Mythos	168
Nachtrag: Erkenntnistheorie der Soziologie		
	Simmels soziologische Aprioritäten	171
	Literatur und Abkürzungsverzeichnis	188

Vorwort

Obwohl Simmels Name in den Übersichten zur Geschichte der Soziologie seinen festen Platz hat, obwohl man bestimmte Sätze von ihm häufig zitiert findet, ist sein Werk -in seinen verschiedenen Schichten- doch bis heute relativ unbekannt geblieben.

Während die Auseinandersetzungen mit den Schriften des berühmten Zeitgenossen Simmels -mit denjenigen Max Webers- mittlerweile Bibliotheken füllen, ist die Sekundärliteratur zu Simmel überschaubar geblieben, kann also genau durchgesehen werden. Man kann nun feststellen, daß in dieser Sekundärliteratur bestimmte Klischees und Vorurteile im voraus vieles entschieden, verhinderten, sich auf die Immanenz der Simmelschen Texte und Gedankengänge einzulassen.

Die Rezeptionsgeschichte des Werkes von Simmel böte geeignetes Material für eine Studie über Genese, Tradierung und Verfestigung von Vorurteilen.

Ich möchte in diesem Zusammenhang kurz auf ein etwas abliegender scheinendes Klischee eingehen, ein Klischee, das sich zunächst nur auf die Sprache Simmels zu beziehen scheint, recht häufig aber mit einer inhaltlichen Beurteilung der Texte verquickt ist und gerade in dieser Gestalt m.E. von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die relative Nichtbeachtung des Werks wurde.

Simmels Sprachbehandlung wurde oft -das hält sich in der langen Rezeptionsgeschichte durch- als "feinsinnig", "ästhetisch" etc. bezeichnet. Solche Charakterisierungen, die den Autor doch zunächst in ein sehr vorteilhaftes Licht setzen, offenbaren freilich nicht selten bald, welche ambivalente Bedeutung sie im Bereiche der Wissenschaft haben können. Denn in vielen Fällen knüpft sich an Beschreibungen dieser Art sofort Kritik, erscheint die "feinsinnige" Schreibweise nur als Kehrseite einer relativ substanzlosen Gedankenspiellerei; und damit ist dann angedeutet, daß es sich gar nicht lohne, sich stärker auf dieses Werk einzulassen.

Gerade umgekehrte Wirkung hatten im übrigen Klischees, die sich auf Sprache und Person Max Webers richteten: man sprach von "zurückgehaltenem Pathos", vom "gewaltigen" Sprachgestus Webers; und solche Charakterisierungen zogen auch sofort Beurteilungen des Werks, diesmal positiver Art, nach sich. "Gewaltigkeit" und "zurückgehaltenes Pathos" wurden sofort mit "schonungsloser" inhaltlicher Ernsthaftigkeit in Verbindung gebracht, mit einer Konsequenz, die nichts überdeckt. Man kann in der Sekundärliteratur genau verfolgen, daß solche Charakterisierungen mit dazu führten, um Webers Namen einen Mythos zu hüllen; und hat ein Name durch solche, ja auch machttheoretisch nicht unwichtigen Bezeichnungen erst einmal Autorität gewonnen, dann wird der Rezipient an bestimmten Stellen eher zitieren und glauben anstatt nachzufragen.

Eine Interpretation des Simmelschen Werks - abgeschwächt gilt dies auch für die Analyse von Webers Schriften -ginge fehl, betrachtete sie es asketisch durch die Raster gegenwärtig existierender Einteilungskriterien für die einzelnen Sozialwissenschaften. Zwar trennt Simmel in der methodologischen Reflexion streng zwischen den einzelnen Sozial- bzw. Kulturwissenschaften; im materialen Werk aber finden diese Grenzziehungen keine große Beachtung. In der Interpretation dann etwa "soziologische", "psychologische" oder "philosophische" Ebenen voneinander abgelöst zu behandeln, implizierte eine inadäquate Zerreißung des Werks; nicht Einteilungsraster für Einzelwissenschaften, sondern die innere Stringenz der Problembehandlung bei Simmel sollte bestimmend für die Interpretation sein.

Gegliedert ist diese Arbeit in drei größere Teile: In einer längeren wissenssoziologischen Einleitung versuche ich zunächst, die Entwicklung hin zu der -nicht auf den ersten Blick erkenntlichen - grundlegenden Problemstellung des Simmelschen und -in Andeutungen- des Weberschen Werks zu umreißen. Beständiger Hintergrund aller Schriften Simmels und Webers ist ein bestimmtes Menschenbild; beide entfalten es in ihren Ethiken, die ich am Ende dieser Einleitung

miteinander vergleiche. Das Bedingungs- und Spannungsverhältnis zwischen Grundelementen dieses Menschenbildes und der modernen differenzierten und rationalisierten Gesellschaft ist die Klammer, die Hauptfragestellung, die die verschiedenen Ebenen des Simmelschen Werks - Erkenntnistheorie, Gesellschaftsanalyse und Ethik - zusammenhält. Ich versuche, diese Fragestellung als inhaltlichen Rahmen jedes Teils dieser Arbeit, auf den alle einzelnen Analysen bezogen sind, deutlich zu machen.

Der erste Teil dieser Arbeit, die "allgemeine kulturwissenschaftliche Erkenntnistheorie" Simmels, ist das Ergebnis einer Analyse der verschiedensten Simmelschen Schriften, in denen die erkenntnistheoretische Ebene zwar dominant, aber nicht allein bestimmend ist, in denen sich neben und vermischt mit ihr auch z.B. moral- und kulturphilosophische und soziologische etc. Erörterungen finden. Aus diesen Schriften habe ich die erkenntnistheoretische Ebene herausgetrennt; Orientierungsmaßstab für die Auswahl und Behandlung der Probleme war Webers Wissenschaftslehre. Durch die Behandlung der Weberschen Wissenschaftslehre als vorgegebenen Orientierungspunkt wird versucht, andeutend einzulösen, was manchmal gefordert wurde: die Verbindungslinien, Gemeinsamkeiten und Differenzen zwischen Simmels und Webers erkenntnistheoretisch-methodologischen Ansätzen und Analysen herauszuarbeiten. Ich habe diesen Teil als "allgemeine" kulturwissenschaftliche Erkenntnistheorie bezeichnet, weil Simmel hier versucht, die Voraussetzungen zu entschlüsseln und die logischen Strukturen zu erfassen, die der Erkenntnis in den verschiedensten kulturwissenschaftlichen Gebieten zugrundeliegen und die "spezielle" Erkenntnistheorien - je nach der Eigenart ihres "Objekts" - nur modifizieren.

Die Untersuchung eines Aspektes der Simmelschen Erkenntnistheorie der Soziologie, seiner Überlegungen zu Begriff und Methode einer selbständigen Soziologie, bildet den Abschluß dieses Teils und gleichzeitig die Überleitung zum folgenden: weil in seinen Plan zur Begründung einer

"formalen" Soziologie wichtige Ergebnisse seines materialen Werks -in abstrakter Verdichtung- eingeflossen sind, bereitet dieser Abschnitt am besten auf den nächsten Teil -die Betrachtung des gesellschaftsanalytischen Werks- vor; daß die zusammenfassende Interpretation des anderen Kapitels von Simmels Erkenntnistheorie der Soziologie -seines berühmten Exkurses: "Wie ist Gesellschaft möglich?"- in Form eines "Nachtrags" am Ende dieser ganzen Arbeit steht, ist darin begründet, daß der "Exkurs" innerhalb der Simmelschen Überlegungen merkwürdig isoliert bleibt.

Die Systematisierung und die geistesgeschichtliche Verbindungslinien (Marx und Weber) berücksichtigende Interpretation der gesellschaftsanalytischen Schriften -der zweite Großteil- steht im Zentrum dieser Arbeit. In der Sekundärliteratur existiert Simmels Gesellschaftstheorie nur in Form allgemeiner, häufig recht verschwommener Zusammenfassungen. Dies hat v.a. folgenden Grund: die "Nichtbeachtung" des sozialwissenschaftlichen Hauptwerks Simmels - der "Philosophie des Geldes". In dieser komplexen und sehr komplizierten Schrift sind die Einsichten systematisch miteinander verbunden, die in Simmels übrigen gesellschaftstheoretischen Arbeiten in eigenständigen, voneinander abgetrennten Aufsätzen dargestellt werden. Und in diesem Werk wird die analytische Basis der Simmelschen Gesellschaftstheorie entfaltet -die Geldtheorie. Mit ihrer Hilfe gelingt es Simmel, moderne gesellschaftliche Differenzierung und Rationalisierung -immer bezogen auf ihre Bedeutung für personale Individualisierung - in einer, in der Geschichte der Soziologie recht ungewöhnlichen Weise theoretisch anzugehen.

Einleitung

Wandlungen des neuzeitlichen Menschenbildes

Vorbemerkung

Vergleicht man wichtige Konzeptionen aus der Konstitutionsphase der Gesellschaftswissenschaften mit dem Werk Georg Simmels oder auch Max Webers, dann werden - bei aller Kontinuität - Wandlungen der Fragestellungen und Ziele des auf "Gesellschaft" bezogenen Denkens erkennbar. Diese Wandlungen kristallisieren sich in Unterschieden des Menschenbildes, das - in wie vermittelter Form auch immer - Fixpunkt dieser Konzeptionen ist. Sie haben ihre Basis in Änderungen von als vordringlich empfundenen Problemen sozialer Praxis.

Ich frage in dieser Einleitung zuerst nach den zu einem spezifischen Menschenbild verdichteten Prinzipien, die zumindest mitbestimmend für die Konstitution einer selbständigen Gesellschaftswissenschaft waren. Im nächsten Schritt deute ich dann Wandlungen, Uminterpretationen des modernen Menschenbildes an, die im Hinblick auf die Fragestellungen und Ziele der Soziologie Simmels und Webers von Relevanz sind.

I. Der "allgemeine Mensch" und die Konstitutionsproblematik der Gesellschaftswissenschaft

1) Einleitende Notiz zum Bedeutungswandel von "Freiheit" und "Gleichheit"

Siegfried Landshut hat in seiner Arbeit "Kritik der Soziologie"¹⁾ den Bedeutungswandel der Begriffe "Freiheit" und "Gleichheit", wie er sich v.a. in den auf den Konstitutionsprozeß der bürgerlichen Gesellschaft bezogenen sozialphilosophischen Konzeptionen reflektiert, untersucht. Meinten "Freiheit" und "Gleichheit" im christlichen Glauben "innere" Bestimmtheiten des Menschen, die lediglich sein Verhältnis

¹⁾ Siegfried Landshut, Kritik der Soziologie und andere Schriften zur Politik, Neuwied und Berlin, 1969

zu Gott umgreifen und ohne Einfluß auf sein soziales Sein sind, so bekommen diese Begriffe in der neuzeitlichen sozial-philosophischen Gedankenentwicklung mehr und mehr eine andere inhaltliche Ausrichtung, bekommen eine soziale Qualität; sie werden uminterpretiert zu "natürlichen" Beschaffenheiten der Individuen, die durch und in ihrer gegenseitigen Beziehung, also in "Gesellschaft", zu verwirklichen seien.

An der sich wandelnden Auffassung des "Naturzustandes", der, bestimmt durch "Freiheit" und "Gleichheit" der Individuen, den Bezugspunkt für die Aufgaben und innere Struktur des gesetzlich-gesellschaftlichen Zustandes darstellt, arbeitet Landshut diese Entwicklung heraus.

Für Hobbes, der den Naturzustand als einen Krieg aller gegen alle entwirft, vollzieht sich die "eigentliche" Menschwerdung des Menschen erst jenseits dieses eher animalischen Zustandes, - in der bedingungslosen Unterwerfung unter staatliche Herrschaft. "Unverzichtbare" Freiheiten kann es im gesetzlich-gesellschaftlichen Zustand nicht geben - eine Konsequenz der durchgängig negativen Charakterisierung des status naturalis.

Ist hier der Naturzustand als krasses Gegenbild des Gesellschaftszustandes gezeichnet, so setzen sich in der weiteren Entwicklung mehr und mehr andere Konzeptionen durch: der status naturalis erscheint eher als unvollkommene Vorstufe des Gesellschaftszustandes; in letzterem findet nur eine herrschaftliche Vervollkommnung und Absicherung des positiv gezeichneten Naturzustandes statt. Der Naturzustand ist ein bereits durch die Individuen selbst geregelter "gesellschaftlicher" Zustand; in ihm ist schon prinzipiell die Möglichkeit für den Menschen gegeben, seine "finis vitae" zu verwirklichen.

In diesen Auffassungen setzt der Naturzustand dem gesetzlich-gesellschaftlichen Grenzen, weist ihm den Weg: der "richtige" Gesellschaftszustand hat möglichst viele der "natürlichen" Freiheiten und Rechte der Individuen zu schützen und ihre Ausbildung zu garantieren. "So wird als Vollendung dieses ganzen Ansatzes zur Bestimmung des Verhältnisses der Person

zur Obrigkeitssmacht gerade der 'Naturzustand', dessen Verzicht die Voraussetzung zur Bildung der staatlichen Ordnung war, der eigentliche Gegenstand ihrer Aufgabe, die sie nur dann am gemäßesten erfüllt, wenn sie sich auf die Durchsetzung der Spielregeln beschränkt, unter denen die einzelnen am sichersten ihren Selbstzweck erfüllen."¹⁾

Eine radikale Vermittlung der "natürlichen" Freiheit und Gleichheit mit dem Gesellschaftszustand postuliert Rousseau: "Wenn alle Menschen von Natur aus in ihrer Freiheit gleich sind und alle obrigkeitliche Ordnung nur auf freier Vereinbarung beruht, dann muß jede Ungleichheit und also Unfreiheit innerhalb der gesellschaftlichen Ordnung auf rechtloser Gewalt beruhen."²⁾

Es läßt sich also in der neuzeitlichen Sozialphilosophie eine Entwicklung aufzeigen, in der der Mensch hinsichtlich seiner "natürlichen" Bestimmung auf die gesellschaftlichen Verhältnisse verwiesen wird, in der die Änderung dieser sozialen Ordnung legitimiert wird, wenn in ihrem Rahmen die Verwirklichung seiner Bestimmung nicht möglich ist.

2) Prinzipien der Kritik am Absolutismus

Der gerade ganz grob skizzierte Bedeutungswandel von "Freiheit" und "Gleichheit" hat eine seiner Wurzeln in dem großen Entflechtungsprozeß von Staat und Gesellschaft/Öffentlichkeit und Privatheit.

Unter dem Absolutismus wurde dieser Differenzierungsprozeß entscheidend vorangetrieben: "Die politischen Funktionen, juristische und administrative wurden zur öffentlichen Gewalt zusammengezogen;" ³⁾ und die Privatisierung der von der öffentlichen Gewalt getrennten ökonomisch-gesellschaftlichen Sphäre wurde im Effekt gefördert durch die merkantilistische Wirtschaftspraxis: Zwar ist der "von der öffentlichen Gewalt getrennte Bereich ('privat') keineswegs schon im Sinne einer Befreiung von obriglichem

1) Landshut, Kritik..., a.a.O., 110

2) ebda., 111

3) Jürgen Habermas, Strukturwandel der Öffentlichkeit, Neuwied und Berlin 1962, 95

Reglement; nur als merkantilistisch reglementierter entstand er überhaupt. Andererseits setzt das 'einheitsstiftende System' des Merkantilismus den Anfang einer Privatisierung des Reproduktionsprozesses in dem positiven Sinn: daß dieser sich allmählich autonom, eben nach eigenen Gesetzen des Marktes entfalte... Mit der Ausdehnung und Freisetzung dieser Sphäre des Marktes gewinnen die Warenbesitzer private Autonomie." 1)

Die sich privatisierende Sphäre ökonomischer Reproduktion ist nun diejenige "Naturbasis", in der Grundprinzipien eines Menschenbildes, das die Basis der Kritik des objektiv und subjektiv erstarkenden Bürgertums am absolutistischen Herrschaftsgefüge darstellte, verankert sind. "Freiheit" und "Gleichheit", "natürliche Vernunft" und "Gerechtigkeit" sind diese, zu einer Vorstellung des "Rein-Menschlichen" vereinigten Prinzipien. Bedeutsam dabei ist die Auffassung, diese Prinzipien hätten in dem ökonomisch-gesellschaftlichen Bereich schon weitgehende "natürliche" Verwirklichung gefunden; die Herstellung einer "vollkommen gerechten Ordnung" wurde erwartet von einer völligen Abstreifung "unnatürlicher" traditionell-absolutistischer Bindungen - von einer Umstrukturierung der politisch-rechtlichen Herrschaftsstruktur im Sinne dieser Prinzipien.

Die "natürliche Ordnung", als die die ökonomisch-gesellschaftliche Sphäre gedacht wurde, realisiert sozusagen automatisch, sofern sie nur recht sich selbst überlassen bleibt, "Vernunft" und "Gerechtigkeit" - dies waren die Fiktionen, die hier freilich noch nicht bloße Ideologie waren. "Natürliche Gerechtigkeit": in ihrer von staatlichen Eingriffen emanzipierten Gestalt gilt sie als eine von Herrschaft, Macht und Gewalt überhaupt neutralisierte Sphäre. "Natürliche Vernunft": sie transformiert den Antagonismus der einzelnen Warenbesitzer ins allgemeine Wohl. "Freiheit" und "Gleichheit" sind der vom Staat verselbständigten Sphäre sowieso inhärent: denn die Warenbesitzer regeln ihre Angelegenheiten autonom, durch freiwillig eingegangene Verträge; sie beziehen sich also - das liegt ja schon in der Vertragsidee - als Gleiche aufeinander. 2)

Eine eher gefühlshafte Fundamentierung und Ausprägung finden diese Prinzipien nun an einem anderen "soziologischen Ort": in der bürgerlichen Kleinfamilie, deren Selbstverständnis auf ihrer Trennung vom direkten Prozeß ökonomischer Reproduktion - mit dem sie indirekt freilich vielfältig vermittelt ist - beruht.

Habermas faßt die das Selbstbild der bürgerlichen Kleinfamilie bestimmenden Momente zusammen: "Sie scheint frei-

1) Habermas, Strukturwandel..., a.a.O., 95, 96

2) Eine sarkastische Zusammenfassung aller dieser Prinzipien findet man bei Marx, Das Kapital I, MEW 23, 189 f.

willig und von freien Einzelnen begründet und ohne Zwang aufrechterhalten zu werden; sie scheint auf der dauerhaften Liebesgemeinschaft der beiden Gatten zu beruhen; sie scheint jene zweckfreie Entfaltung aller Fähigkeiten zu gewähren, die die gebildete Persönlichkeit auszeichnet. Die drei Momente der Freiwilligkeit, der Liebesgemeinschaft und der Bildung schließen sich zu einem Begriff der Humanität zusammen, die der Menschheit als solcher innewohnen soll..." 1)

In der "Intimsphäre" der bürgerlichen Kleinfamilie scheint ein der "Natur des Menschen" entsprechender Zustand verwirklicht zu sein, ein Zustand, der quasi mikrosoziales Abbild und Vorbild der zu schaffenden "vollkommen gerechten" Gesellschaftsordnung ist.

Den soziologischen Hebel, mit dem die Ideen des "Rein-Menschlichen" ausgetauscht und verbreitert werden, bilden nun Institutionen, die gleichsam eine Verlängerung des "kleinen Kreises" der Familie darstellen und in denen das Bürgertum eine eigene Ausdrucksebene erlernt; Institutionen, in denen sich ein zunächst kulturelles, später politisches Selbstbewußtsein bildet: Buchklubs, Lese- und Musikgesellschaften etc. - kurz: die "literarische Öffentlichkeit" 2).

In der tendenziell herrschaftsfreien Sphäre der literarischen Öffentlichkeit fanden die Prinzipien des neuen Menschenbildes über den Diskussionsprozeß der "Gebildeten" zunächst ihre Vergegenständlichung in neuen Kunstauffassungen und -formen. Der Begriff der "Natur des Menschen" - Freiheit, Gleichheit und Vernunft - wurde zur theoretischen Basis der neuen bürgerlichen Kunst.

Die künstlerische Ausprägung des neuen Menschenbildes fußt inhaltlich auf einer idealisierten Fassung kleinfamiliärer Prinzipien und Erfahrungsweisen, die bewußt der höfisch-adligen Lebensweise und Kultur entgegengesetzt werden. Die Intimsphäre der Kleinfamilie ist der Ort einer "psychologischen Emanzipation" 3); für die Entwicklung und Pflege von Subjektivität, "Innerlichkeit", überhaupt von "Gefühlen" bietet sie die besten Voraussetzungen. Der "Natur des Menschen" entspricht die Darstellung und Kultivierung "echter", "unverfälschter" Gefühle; hingegen sind die höfisch-adligen Lebens- und Kunstformen in ihrer Schematisiertheit und Manieriertheit "unnatürlich".

1) Habermas, Strukturwandel..., a.a.O., 64

2) ebda., 69 ff.

3) ebda., 63

Das Konzept "natürlicher Menschlichkeit" im Sinne der Entwicklung und Pflege "echter" Gefühle führte nicht nur zur Entstehung des bürgerlichen Romans; es lag genauso der "Verbürgerlichung" der musikalischen Auffassungen, Inhalte und Formen zugrunde 1). Glucks Beschreibung der seine Opernreform leitenden Ideen bezeichnet exemplarisch diese Wandlung: er hoffe, den "Beifall eines aufgeklärten Publikums" 2) zu finden, indem er versuche, "alle Übelstände abzuschaffen, gegen die Vernunft und guter Geschmack seit langem Einspruch erhoben" 3). In diesem Sinne die künstlerische Verwirklichung "natürlicher Menschlichkeit" gefunden zu haben, wird ihm von Romain Rolland bestätigt: "L'art de Gluck est profondément humain. Par opposition aux tragédies mythologiques de Rameau, il reste sur la terre: ses héros sont des hommes; leurs joies et leurs douleurs lui suffisent." 4)

Daß die Prinzipien "reiner Menschlichkeit" zunächst zu einer Änderung von Umgangsformen, von Literatur, Musik etc. führten, hat einen evidenten soziologischen Grund: das oppositionelle Bürgertum empfand sich noch nicht als selbstbewußt genug, den Absolutismus wirklich fundamental, d.h. politisch zu kritisieren. Mit wachsender ökonomischer Stärke, mit einem verfestigten geistig ideologischen Selbstvertrauen verlieren nun die gesellschaftlich verbreiteten Inhalte bürgerlicher Kritik ihre unpolitische Färbung - entsprechend transformiert sich die literarische zur politisch "räsonierenden" Öffentlichkeit 5).

Konstitutives Element der politischen Kritik wird die Forderung nach einer Neufassung des Gesetzesbegriffs; als dessen "natürliche" Basis gelten die Prinzipien von Freiheit und Gleichheit. D.h.: Gesetzlichkeit wird nicht mehr bestimmt als Gerechtigkeit im Sinne wohlerworbener geburtlicher oder ständischer Rechte und Pflichten, sondern der Gesetzesbegriff meint generelle und abstrakte Normen, die selbstverständlich auch den Herrscher binden.

Ihre revolutionäre Spitze erhält diese Kritik aber erst durch eine Neudefinition des gesetzgebenden Subjekts: "In der Öffentlichkeit entfaltet sich ein politisches Bewußtsein, das gegen die absolute Herrschaft den Begriff und die Forderung genereller und abstrakter Gesetze artikuliert, und schließlich auch sich selbst, nämlich öffentliche Meinung, als die

1) vgl. hierzu den guten Überblick von L. Balet/E. Gerhard: Die Verbürgerlichung der deutschen Kunst, Literatur und Musik im 18. Jhdt., Frankfurt 1973

2) Christoph Willibald Gluck, Briefe, ausgew. und übers. von W.M. Treichlinger, Zürich 1951, 18

3) Gluck, ebda., 18 f.

4) R. Rolland, Musiciens d'autrefois, Paris 1917⁵, 246

5) vgl. Habermas, Strukturwandel..., a.a.O., 69ff.

einzig legitime Quelle dieser Gesetze zu behaupten lernt." 1)

Seine Fundierung erhielt dieser Anspruch noch durch folgenden Zusammenhang: der Diskussionsprozeß in der Öffentlichkeit fand annähernd unter strukturellen Voraussetzungen statt, die die Gewähr dafür zu bieten schienen, lediglich dem "besten" Argument allgemeine Geltung zuzuerkennen. Ein tendenziell herrschaftsfreier Rahmen schien zu verbürgen, daß in der freien Konkurrenz der Argumente das Richtige und Gerechte, das "Vernünftige", der "Natur der Sache" entsprechende ermittelt werden könne. "Deshalb können 'Gesetze', die ... (die öffentliche Meinung) nun auch für die Sozial-sphäre aufstellen möchte, neben den formellen Kriterien der Generalität und Abstraktheit, auch Rationalität als ein materiales Kriterium für sich beanspruchen." 2)

Auf die Kantsche Geschichtsphilosophie als der grundsätzlichen Reflexion über die konstitutive Rolle der Öffentlichkeit für die Herstellung der "bürgerlich-legalen" Ordnung hier einzugehen, führte zu weit. Ich hebe nur hervor, daß bei Kant die Rationalität der in und über Öffentlichkeit vermittelten Entscheidungen dadurch abgesichert werden soll, daß Wissenschaft zum notwendigen Bestandteil des "Räsonnements" wird. Die von politischen und religiösen Autoritäten unabhängige Wissenschaft ist diejenige Instanz, deren das Publikum zu seiner Aufklärung bedarf; die die richtigen und gerechten, auf die Herstellung des rechtlichen Zustandes bezogenen Erkenntnisse entwickelt, diese in das Publikum hineinträgt und es dadurch entscheidungsfähig macht. "... Philosophie der Geschichte (soll) selber zum Teil der Aufklärung werden, die sie als deren Gang diagnostiziert, nämlich dadurch, daß ihre Erkenntnisse ins Räsonnement des Publikums eindringen." 3)

Nun ist die politische "Öffentlichkeit", die beansprucht, einen Begriff des "Allgemein-Menschlichen" zu verwirklichen, die sich als Hebel für die Herstellung des "vollkommen gerechten" staatlich-gesellschaftlichen Zustandes begreift, faktisch begrenzt: Zugang zu ihr haben nur Privateigentümer, allein diese sind autonom, ihre eigenen Herren. Derjenige, der "durch Bewilligung, die er anderen gibt, von seinen Kräften Gebrauch zu machen", ist nicht sein eigener Herr; das ist nur der, der "irgendein Eigentum habe (...),

1) Habermas, Strukturwandel..., a.a.O., 72

2) ebda., 73

3) ebda., 142

welches ihn ernährt", schreibt Kant 1). Trotzdem braucht die faktische Eingeschränktheit von Öffentlichkeit weder ihr Selbstverständnis noch ihr Prinzip des allgemeinen Zugangs zu verletzen - unter einer Bedingung: wenn mit subjektiver Überzeugtheit von der Prämisse ausgegangen werden kann, daß jeder, bei entsprechender "Tüchtigkeit" die Chance habe, die Zulassungskriterien zur politisch fungierenden Öffentlichkeit (Besitz und Bildung) zu erwerben; wenn also angenommen wird, daß die ökonomisch-gesellschaftliche Sphäre - die "Naturbasis" der gerechten Ordnung - prinzipiell das "Bürger-Sein" eines jeden ermöglicht. Unter dieser Voraussetzung konnte das bürgerliche mit dem allgemein menschlichen Interesse identifiziert werden: "Wenn jedermann, wie es scheinen mochte, die Möglichkeit hatte, ein 'Bürger' zu werden, dann sollten zur politisch fungierenden Öffentlichkeit eben nur Bürger zugelassen werden, ohne daß diese ihr Prinzip dadurch eingeübt hätte." 2)

3) Das Konstitutionsproblem der Gesellschaftswissenschaft

Die französische Revolution verwirklichte in einer für die ganze europäische Entwicklung exemplarischen Weise die politische Emanzipation des Bürgertums; im Sinne der bürgerlichen Utopie waren so - durch die Überwindung des "unnatürlichen" politisch-rechtlichen Herrschaftsgefüges - die Voraussetzungen für das Hervortreten und die Ausbildung dessen geschaffen, was im ökonomisch-gesellschaftlichen

1) I. Kant, Über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis, in: Kants Werke, Akademie-Textausgabe, Band VIII, 295

2) Habermas, Strukturwandel..., a.a.O., 110

"Naturzustand" angelegt ist: Freiheit und Gleichheit, die Erlangung von "Wohlfart", Glück etc. Nun ebnete freilich gerade die politisch-rechtliche Realisierung von Freiheit und Gleichheit den Weg für die quasi ungestörte Entwicklung qualitativ neuartiger fundamentaler Ungleichheiten und Unfreiheiten.

Die nunmehr vollends im modernen Sinn konstituierte Sphäre der "Gesellschaft" - d.h. die Sphäre weitgehend selbständigen Sich-aufeinander-Beziehens der mittels des Systems abstrakter genereller Normen als frei und gleich angesetzten Individuen - entwickelt in ihrer Immanenz "gesetzmäßig" erfassbare Ungleichheiten und Unfreiheiten im nunmehr sozusagen "nackten" ökonomischen Sinn. Diese enthüllen den fiktiven Charakter der Grundprämissen, die die Sicht der "Naturbasis" des rechtlichen Zustandes bestimmen; sie zeigen vielmehr, daß eine einmal privilegierte Ausgangsposition hinsichtlich der Verfügungsgewalt über Güter nicht nur kaum aufholbar ist, sondern dazu tendiert, sich in immer schnellerer Progression zu erweitern; daß sich so, bei formaler rechtlicher Freiheit und Gleichheit, die faktische Kluft zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden in der Gesellschaft immer mehr verbreitert. "Gerade im Schutz des für alle gleich verbindlichen Gesetzes begann sich die bürgerliche Gesellschaft in zwei feindliche Heerlager zu spalten, in diejenigen, denen es vergönnt war, die Bestimmung des Lebens zu erfüllen, und in diejenigen, denen diese Möglichkeit bei gleichem Anspruch grundsätzlich versagt blieb." 1)

Die Basis für diesen "gleichen Anspruch" enthält eben das auch nach der politischen Emanzipation des Bürgertums weiterlebende Menschenbild, das erst langsam modifiziert wurde; ein Menschenbild also, das eine "natürlicher Vernunft" entsprechende Bestimmung des Menschen entwickelt hatte, deren konstitutive Elemente "Freiheit", "Gleichheit", "Wohlfart" und "Glück" etc. sind und das die Verwirklichung dieser Bestimmung an die innerweltliche Ordnung, an die Verhältnisse menschlichen Zusammenlebens geknüpft hatte. In diesem Menschenbild liegen die Wurzeln für die Spezifik der modernen sozialen Problematik, die L.v.Stein so zusammenfaßt: "Es besteht ein grundsätzlicher Unterschied zwischen dem Armen aller Zeiten und Völker und dem Proletarier. Wohl mag der Arme nach einer Verbesserung seiner Lage streben... (Aber) es fehlt ihm doch eines: d e r A n s p r u c h auf die gleiche äußere Lebenslage mit allen anderen. Dieser Anspruch aus dem Gefühl der u n b e r e c h t i g t e n Benachteiligung bringt die Nichtbesitzenden den Besitzenden gegenüber erst in die gemeinsame Situation einer Klasse, die sich der anderen Klasse gegenüber in dem Gefühl solidarisch konstituiert, daß ihnen vorenthalten wird, was ihnen gebührt." 2)

1) Landshut, Kritik..., 114

2) L.v.Stein, zitiert nach Landshut, Kritik... 86

Es sind dies die Bedeutungszusammenhänge, durch die "Gesellschaft", also die Sphäre, aus der das emanzipatorische gedankliche Potential zur Kritik an den Grundprinzipien absolutistischer Herrschaft stammte, zum problematisierten Begriff sozialer Praxis wird; die Freiheits- und Gleichheitsproblematik hat sich vom sozialen Feld "Staat" auf dasjenige "Gesellschaft" verschoben; nicht politisch-rechtliche Normierungen verhindern nämlich Freiheit und Gleichheit, sondern "Gesellschaft" ist der Bereich, der, aufgrund eigener Bewegungsgesetzlichkeiten, diese Ideen nicht zur Realisierung kommen läßt; "Gesellschaft" (ist) der wahre Quell aller Freiheit und Unfreiheit." (L.v.Stein)

Dies ist die Konstitutionsproblematik derjenigen Wissenschaft, deren Leitbegriff und Untersuchungsobjekt "Gesellschaft" ist. Impuls und Ziel ihres Forschens bezog die Gesellschaftswissenschaft anfänglich aus dem skizzierten Menschenbild, dessen "natürlicher" Berechtigung: sie fragt nach den immanenten Bewegungsgesetzlichkeiten der bestehenden Gesellschaft, die die Realisierung der in diesem Menschenbild verdichteten Ansprüche verhindern; sie entwickelt so - zumindest implizit - die objektiven gesellschaftlichen Voraussetzungen für die Erlangung der "menschlichen Bestimmung".

So entwirft L.v.Stein¹ einen Begriff der "Persönlichkeit", zu dessen Verwirklichung der Mensch seiner "Natur" nach bestimmt sei und dessen grundlegende Elemente "Freiheit", "Gleichheit" und "Bildung" sind. Nicht das "Prinzip des Staates", sondern Prinzipien, Funktionseigentümlichkeiten der "Gesellschaft" verhindern für Stein, daß sich jeder zur Persönlichkeit bilden kann. Denn da die Voraussetzung zur Ausbildung der "Persönlichkeit" die Verfügungsgewalt über materielle Güter ist, haben nur die Produktionsmittelbesitzer die Möglichkeit, "Persönlichkeit" zu werden; und sie haben sie lediglich durch die Abhängigkeit derjenigen, die nur ihre Arbeitskraft besitzen, von ihnen. Der "natürliche Anspruch" der Besitzlosen, sich als "Persönlichkeit" zu verwirklichen, ist Ursache für ihren Kampf gegen die bestehende Gesellschaft, ist Ursache für "soziale Gesetze".

In Marx' Kritik der politischen Ökonomie, die inhaltlich hieran anknüpft, werden zunächst alle Voraussetzungen destruiert, von deren gänzlicher Verwirklichung das Bürgertum sich und anderen die Herstellung der "vollkommen gerechten Ordnung" versprach. Marx postuliert dann, daß ein gleiches Maß an Freiheit nur durch Abschaffung der ökonomischen Sphäre als

1) vgl. Landshut, Kritik., 77 ff.

privater möglich sei, daß nur durch gewaltsame "Vergesellschaftung" der Produktionsmittel das Freiheits- und Gleichheitsproblem lösbar sei. Solange in der ökonomischen Sphäre Ungleichheiten herrschen, wird der hier Bevorzugte seine Freiheit immer auf Kosten der Freiheit des Unterprivilegierten entfallen. Allein durch die Aufhebung des Privatbesitzes an Produktionsmitteln ist in der ökonomischen Sphäre Gleichheit möglich und damit die von der Ungleichheit nicht abtrennbare Schranke der Freiheit beseitigt.

II. Qualitative Individualität

Vorbemerkung

Impuls für die Konstitution wichtiger gesellschaftstheoretischer Entwürfe war, wie ich anzudeuten versuchte, das Menschenbild der Aufklärung. Es war dies das selbstverständliche Ideal des Forschens; die gesellschaftliche Realisierung dieses Ideals verlangte die Kenntnis der Bewegungsgesetzlichkeiten einer Gesellschaft, die die "Natur des Menschen" nicht zur Entfaltung kommen läßt.

Dieses Menschenbild jedoch wurde - auch und gerade als zu realisierendes Ideal - mehr und mehr abgelöst von einem anderen, das als kein freilich schon im Menschenbild der Aufklärung beschlossen liegt. Dieser Wandel des Menschenbildes vollzog sich in dem Maße, in dem sich die bürgerliche Gesellschaft konsolidierte und an ihre Umstrukturierung im Sinne dieses Ideals nicht mehr zu denken war.

Ich zitiere zunächst einige Äußerungen Simmels, in denen die Grundelemente beider Menschenbilder scharf akzentuiert werden: "Es steht der allgemeine Mensch, der Mensch überhaupt, im Interessenzentrum dieser Zeit, statt des historisch gegebenen, des besonderen und differenzierten." (Grundfragen d. Soz., 79) "... Wenn der Mensch von allem, was nicht ganz er selbst ist, befreit wird, wenn er sich selbst gefunden hat, so verbleibt als die eigentliche Substanz seines Daseins der Mensch schlechthin, die Menschheit, die in ihm wie in jedem anderen lebt, das immer gleiche Grundwesen, das nur empirisch-historisch verkleidet, verkleinert, entstellt ist. (Grundfragen d. Soz., 80)

Und:

"Nicht nur als schon seiender ist der Mensch unvergleichbar, in einen nur von ihm erfüllten Rahmen gestellt, sondern, von anderer Seite gesehen, ist die Verwirklichung dieser Unvergleichbarkeit, das Ausfüllen dieses Rahmens, seine s i t t l i c h e Aufgabe, jeder ist b e r u f e n, sein eigenes, nur ihm eigenes Urbild zu verwirklichen". (Grundfragen d. Soz., 94)

In diesen Charakterisierungen läßt sich implizit, in den angedeuteten ethischen Konzeptionen, ein Wandel des Vernunftbegriffs erkennen. Wenn alle Menschen von "Natur aus" in ihrem Kern gleich sind, dann gibt es eine für alle geltende Vernunft. Und indem jeder Mensch sein Leben an dieser Vernunft verankert, befreit er sich von seiner "zufälligen Oberfläche" und arbeitet sein "Wesen" - die Menschheit in sich - heraus.

End: Wenn alle Menschen in ihrem Kern verschieden sind, dann ist es unmöglich, diese Verschiedenheit in einer für alle geltenden Vernunft aufzuheben. Vernunft heißt jetzt vielmehr, die spezifische, einen von den anderen unterscheidende Bedeutungsbestimmtheit des eigenen Daseins zu erkennen und diese zum bewußten Ideal des eigenen Lebens zu machen - so arbeitet jeder sein nur "ihm eigenes Urbild" (Simmel) heraus.

Die verwickelten realgesellschaftlichen und - als deren sublimierte Verdichtung - philosophischen Entwicklungslinien die einen Wandel des Menschenbildes bewirkten, hier nachzuzeichnen, ginge zu weit. Ich beschränke mich auf Andeutungen, um sehr bald überzugehen auf die Bestimmung dieses Menschenbildes in seiner ausgebildeten Gestalt, - und diese hat es bei Weber und Simmel angenommen; es wird bei ihnen nicht nur - in ihren Ethiken - explizit dargelegt, es ist gleichzeitig Fundament und Ziel ihres wissenschaftlich-soziologischen Werks.

1) Wandel der Öffentlichkeit und Relativierung der Vernunft; Individualität und Masse

Die "aufgeklärte" Öffentlichkeit bestand primär aus "gebildeten" Bürgern. Sie galt als der Ort, in dem die "natürliche Vernunft" des Menschen sich realisiert - an dem sich ein selbstverständlicher Konsens hinsichtlich des "besten" Arguments bildet. Obwohl diese Öffentlichkeit faktisch auf dem Ausschluß der Mitglieder anderer Schichten beruhte, konnte sie sich doch als Repräsentanz des "Allgemein-Menschlichen" betrachten: denn - so wurde geglaubt - die ökonomischen Voraussetzungen gestatteten jedem, Eigentümer zu werden; gestatteten somit prinzipiell jedem den Zugang zur bürgerlichen Öffentlichkeit; gewährleisteten damit jedem, als Eigentümer und Bürger sich in das zu verwandeln, was er von Natur aus ist: in einen Freien unter Gleichen, in einen aufgeklärten Menschen.

Mit der Konsolidierung der bürgerlichen Gesellschaft, d.h. der Verfestigung ihrer strukturellen Widersprüche, erweitert sich die Öffentlichkeit; damit verliert sie gleichzeitig ihren exklusiven Charakter¹. Diejenigen, denen die "Naturbasis" dieser Gesellschaft eben nicht gestattet, Bürger zu werden, dringen in sie ein: Presse- und Propagandaapparaturen öffnen sich auch den unteren Schichten, den Handarbeitern; die Öffentlichkeit zerfällt in eine Vielzahl von Fraktionen; deren Ansichten erweisen sich mehr und mehr als Produkte letztlich nicht versöhnbarer materieller und politischer Interessen. Öffentlichkeit kann damit nicht mehr als ein Brennpunkt der Vernunft, als Ort, an dem sich das beste Argument naturwüchsig durchsetzt, verstanden werden: die "Rationalität" der verschiedenen Argumente ist eben durch die nicht mehr verallgemeinerbare Perspektive der jeweiligen Interessenlage gebrochen.

In einem einzigen Wort, gebraucht von den - auch politisch-- verschiedensten Sozialphilosophen, kristallisiert sich die neue Bewertung der Öffentlichkeit: im Wort "Masse".

"Im Staatsleben klingt es wie ein Gemeinplatz, daß die öffentliche Meinung die Welt regiert. Die einzige Gewalt, die hier noch den Namen verdient, ist die der Massen..."² "Die Geneigtheit zum Glauben an die Masse nimmt zu, und immer mehr ist es die öffentliche Meinung, die die Welt regiert..."³ Simmel konstatiert für das 19.Jh. eine Diskrepanz zwischen der "praktischen Macht" der "Massen" und den "Interessen des Individuums". (Soz.1) Weber gebraucht - undefiniert - andauernd das Wort "Masse". Die stark emotionalen Schwankungen unterworfenen "Masse" hat für ihn großen praktischen Einfluß erlangt. Nietzsche spricht von der Herrschaft der "Viel zu Vielen", die das gesamte kulturelle Leben vermittelmäßig.

Die verbreiterte Öffentlichkeit, Schauplatz und Austragungsort polemisch und gewaltsam geführter Interessenauseinandersetzungen zwischen den verschiedenen Fraktionen der "Masse" läßt das Menschenbild der Aufklärung - auch als zu realisierendes Ideal - zerbrechen: an einem Begriff des Allgemeinen, der Natur und Vernunft miteinander verquickt,

1) vgl. Habermas, Strukturwandel..., 158 ff.

2) J.S.Mill, zit.nach Habermas, Strukturwandel..., 162, 63

3) A.d.Toqueville, zit.nach Habermas, Strukturwandel..., 163

kann nicht mehr länger festgehalten werden. Damit wird der "Rest" an Metaphysik, der auch noch in der Aufklärung vorhanden war, überwunden. Die "weltlichen Divergenzen" können nicht mehr in einem abstrakten Vernunftbegriff ihre Vermittlung, ihr Gemeinsames finden; Ausgleich stiftet nur der kurzfristige Kompromiß. Die "Vernunft" jedes Einzelinteresses erweist sich als letztlich fundamementiert auf einem irreduziblen, rational nicht auflösbaren Glaubenskern.

"Vernunft" bekommt in der weiteren Entwicklung einen individuell-relativen Charakter: vernünftiges Handeln bemißt sich an Werten, die ein letztlich subjektives, ein Glaubensfundament haben. Mit dieser Eingrenzung der Vernunft wird das erst wirklich möglich, was schon in der Aufklärung beschlossen lag: individuelle Selbstbestimmung, die "Verankerung" des Lebens an eigenen Werten. Destruierte der allgemeine Vernunftbegriff der Aufklärung "objektive Transzendenz", so kreist der eingegrenzte Vernunftbegriff um eine neue, eine "individuelle Transzendenz" und um deren Voraussetzungen und Konsequenzen.

Es muß jetzt diesem ersten Umriß des neuen Menschenbildes noch eine spezifische Färbung, die gleichzeitig seine Schichtbedingtheit andeutet, gegeben werden.

Bei den verschiedensten Gesellschaftstheoretikern läßt sich, bei der Behandlung der Öffentlichkeit in ihrer neuen Gestalt und Qualität, eine Argumentationsebene erkennen, die immer geprägt ist - explizit oder implizit - durch ein Element der Bedrohtheit durch eben diese Öffentlichkeit. Machen einerseits die in der Öffentlichkeit ausgetragenen Interessenkämpfe - sozusagen als praktische Destruktion des "allgemeinen Menschen" und der "natürlichen Vernunft" - den Begriff der Individualität in seiner modernen Bedeutung - als selbstbestimmte "Verankerung" des Lebens an eigenen Werten - erst denkmöglich, so erscheint dessen praktische Realisierung doch durch die "Massen" auch gerade wieder gefährdet: Vernunft und Individualität können sich nur im Kontrast zur "Masse" akzentuieren. Wieso aber können sich Individuali-

tät und Vernunft durch die Öffentlichkeit in ihren Fraktionierungen bedroht fühlen, wenn ein allgemein-gültiges Fundament "vernünftigen" Handelns nicht mehr existiert? Mit welchem Recht, bzw. aufgrund welcher Kriterien kann der rational nicht auflösbare Glaubenskern bestimmter Argumentationen als "unvernünftig" behandelt werden? Als "unvernünftig" und bedrohlich können offensichtlich Werte dann empfunden werden, wenn sie grundsätzlich den entstandenen gesellschaftlichen Bedingungen nicht Rechnung tragen; und dies sind primär Wertvoraussetzungen des Handelns und Denkens, die die Struktur - auch wenn ihr Inhalt politisch ist - einer Religion haben. Denn die Voraussetzung einer jeden Religion ist es, neben dem eigenen "Gott" keine anderen zuzulassen, den eigenen Wert zu einem für alle verbindlichen Wert zu hypostasieren.

Damit deutet sich ein weiteres an: wenn erst durch die Destruktion des "allgemeinen Menschen" der Individualitätsbegriff in seiner modernen Ausprägung möglich wird, dann können gesellschaftswissenschaftliche Entwürfe, die auf der Basis dieses Individualitätsbegriffs entwickelt sind, den Bezugspunkt ihrer Kritik an der bestehenden Gesellschaft nicht mehr in eindeutig positiv formulierten gesellschaftlichen Utopien finden. Denn es gibt kein "natürliches", für alle verbindliches Fundament einer solchen Gesellschaft; der "vollkommen gerechten Ordnung" fehlt die selbstverständlich akzeptierte Wertbasis.

Bezugspunkt der Kritik kann jetzt nur die Frage sein, ob und inwieweit eine Gesellschaftsstruktur mitsamt ihrer politischen Überformung den vielfältigen - und rational nicht als besser oder schlechter erweisbaren - Werten der Menschen Spielraum, Anerkennung und Realisierungsmöglichkeit bietet.

2) Souveränität und Verantwortung bei Nietzsche

An vielen Stellen seines Werks verweist Max Weber darauf, daß die Problematik seiner Zeit sich mit zwei Namen zusammenfassen lasse: Marx und Nietzsche. Wenn Marx' Name für die ökonomisch bedingten Klasseneinbeziehungen der Zeit steht, dann soll derjenige Nietzsches auf etwas

hindeuten, was für Weber ein noch größeres Problem darstellte: auf den Zusammenbruch für objektiv gehaltenen Werte¹.

In der Tat verknoten sich in der Philosophie Nietzsches die ganz grundsätzlich gefaßten Entwicklungslinien, die sowohl das neue Menschenbild ermöglichen, die aber gleichzeitig kraft ihrer - wie Nietzsche meint - immanenten Entwicklungsdynamik dessen Auflösung bewirken werden und im Ansatz schon bewirkt haben.

In Nietzsches elitärer Philosophie wird das Bild eines "souveränen Individuums"² gezeichnet, dessen Souveränität begründet liegt in seiner Überwindung der "Sittlichkeit der Sitte."

"Sittlichkeit ist nichts anderes (...), als Gehorsam gegen Sitten, welcher Art diese auch sein mögen; Sitten aber sind die h e r k ö m m l i c h e Art zu handeln und abzuschätzen". ... "Was ist das Herkommen? Eine höhere Autorität, welcher man gehorcht, nicht weil sie das uns N ü t z l i c h e befiehlt, sondern weil sie b e f i e h l t."³

Das "souveräne Individuum" setzt sich seine Werte selbst und lebt nach ihnen -und so verwirklicht es erst den genauen Sinn dessen, was mit "Verantwortlichkeit" gemeint ist. "Stellen wir uns ... ans Ende des ungeheuren Prozesses, dorthin, wo der Baum endlich seine Früchte zeitigt ...: so finden wir als reifste Frucht an ihrem Baum das souveräne I n d i v i d u u m, das nur sich selbst gleiche, das von der Sittlichkeit der Sitte wieder losgekommene, das autonome... Das stolze Wissen um das außerordentliche Privilegium der V e r a n t w o r t l i c h k e i t, das Bewußtsein dieser seltenen Freiheit, dieser Macht über sich ... hat sich bei ihm bis in seine unterste Tiefe hinabgesenkt und ist ... zum dominierenden Instinkt (geworden) - wie wird er ihn heißen, diesen dominierenden Instinkt, gesetzt, daß er ein Wort dafür bei sich nötig hat? Aber es ist kein Zweifel: dieser souveräne Mensch heißt ihn sein G e w i s s e n..."⁴

- 1) Übrigens ist bisher die deutliche und weitgehende inhaltliche Beeinflussung des Weberschen Werks durch Nietzsche noch gar nicht beachtet worden. Es ließe sich z.B. ohne Übertreibung Webers Religionssoziologie als "wissenschaftliche Ausgestaltung" der "Genealogie der Moral" auffassen. Weiterhin ließe sich aufzeigen, daß grundlegende Prämissen der "Wissenschaftslehre" auf - schon beinahe resignativen - Zugeständnissen an die Philosophie Nietzsches beruhen.
- 2) F.Nietzsche, Zur Genealogie der Moral, 47, München o.J.
- 3) Nietzsche, Morgenröte, 19 im Werk II, Hrsg.: Karl Schlechta, Frankfurt 1976
- 4) Nietzsche, Genealogie..., 47, 48

Dieses "souveräne Individuum", dieser Mensch des "individuellen Gesetzes" ist erst möglich geworden durch die Destruktion für objektiv gehaltener Werte; wie für Weber ist für Nietzsche die S e l b s t aufhebung der christlichen Religion der entscheidende Ausgangspunkt dieses Destruktionsprozesses; eine Aufhebung also, deren Antriebskräfte in dieser Religion selbst liegen: indem diese Religion sozusagen beim Wort genommen und auf die Spitze getrieben wird, wird sie als Religion überwunden. Das folgende liest sich wie eine ganz abstrakte Zusammenfassung eines Grundgedankens der "Protestantischen Ethik": "W a s, in aller Strenge gefragt, hat eigentlich über den christlichen Gott g e s i e g t? ... Die christliche Moralität selbst, der immerstrenger genommene Begriff der Wahrhaftigkeit, die Beichtväter-Freinheit des christlichen Gewissens, übersetzt und sublimiert zum wissenschaftlichen Wissen, zur intellektuellen Sauberkeit um jeden Preis. Die Natur ansehn, als ob sie ein Beweis für die Güte und Obhut eines Gottes sei; die Geschichte interpretieren zu Ehren einer göttlichen Vernunft, als beständiges Zeugnis einer sittlichen Weltordnung und sittlicher Schlußabsichten; die eigenen Erlebnisse auslegen, wie sie fromme Menschen lange genug ausgelegt haben, wie als ob alles Fügung, alles Wink, alles dem Heil der Seele zuliebe ausgedacht und ausgeschickt sei: das ist nunmehr v o r b e i, das hat das Gewissen g e g e n sich, das gilt allen feineren Gewissen als unanständig, unehrlich, als Lügnerie... Alle großen Dinge gehen durch sich selbst zugrunde... Dergestalt ging das Christentum als D o g m a zugrunde, an seiner eigenen Moral..." 1)

Sieht Nietzsche so in der Selbstüberwindung der christlichen Religion die entscheidende Bedingung für die Möglichkeit der Verwirklichung des "souveränen Individuums", so glaubt er auch - und wünscht sich - dessen Selbstüberwindung. Denn das "individuelle Gesetz" ist für ihn ein "asketisches Ideal", das seine Abkunft von der christlichen M o r a l hat, der Moral also, die die christliche R e l i g i o n überwand. Wie das Christentum "als D o g m a (zugrunde)ging, an seiner eigenen Moral...", so muß nun auch das Christentum a l s M o r a l noch zugrundegehen..." 2) Denn für Nietzsche ist jedes asketische Ideal, auch das asketische Ideal in der für ihn höchsten und sublimiertesten Form - als "individuelles Gesetz" - lebensfeindlich: "Man kann sich schlechterdings nicht verbergen, w a s eigentlich jenes ganze Wollen ausdrückt, das vom asketischen Ideal her seine Richtung bekommen hat: dieser Haß gegen das Menschliche, mehr noch gegen das Tierische, mehr noch gegen das Stoffliche, dieser Abscheu vor den Sinnen ... die Furcht vor dem Glück und der Schönheit, dieses Verlangen hinweg aus allem Schein, Wechsel, Werden, Tod, Wunsch, Verlangen selbst..." 3)

1) Nietzsche, Genealogie...145,46

2) ebda., 146

3) ebda., 147

3) Wertantagonismus und Wissenschaft

Bevor ich nun auf die Ethiken Webers und Simmels und das in ihnen entfaltete Menschenbild als Basis und Ziel ihres wissenschaftlichen Werks eingehe, deute ich einige sozusagen schlüssige Konsequenzen für das Wissenschaftsverständnis und Menschenbild an, die sich aus diesem Destruktionsprozeß "objektiven Sinns", objektiver Transzendenz" ergeben.

Wissenschaft kann weder von sich aus, noch als Mittel im Dienste einer anderen Instanz den Weg zum "wahren Sein", zum "wahren Gott", zur "wahren Kunst" oder zum "wahren Glück" weisen¹. Wenn die einzelnen Wertordnungen wie die verschiedenen Wertsphären auf einem letztlich irreduziblen subjektiven Glaubenskern ruhen, ist Wissenschaft in transzendent-teleologischen Konzeptionen nicht mehr möglich; Weltgeschichte als ein objektiv sinnvolles Ganzes, als auf ein im voraus feststehendes Ziel hinsteuern interpretieren zu wollen, hieße, sich außerhalb der "entzauberten Welt" zu stellen.

Wie früher angedeutet, liegt das letzte transzendent-teleologische Moment der Kantischen Geschichtsphilosophie in ihrem Naturbegriff. "Natur" verbürgt einen Gang der Geschichte zum Besseren hin, - zu einer befriedeten, legalen und weltbürgerlichen Gesellschaft. Die Menschen sind letztlich ohne Einfluß auf dieses Ziel. Diesen Naturablauf zu erkennen, ist Aufgabe der Wissenschaft; damit erleichtert sie den Menschen den Weg zum "wahren Sein".

Auch das Marxsche Werk beruht insgeheim auf einer teleologischen Konzeption. "Natur" steht bei Marx für die Ungeplantheit der ökonomischen Abläufe in der bürgerlichen Gesellschaft. Die als Ganze ungeplante Ökonomie hat Bewegungsgesetzmäßigkeiten, die sich "naturhaft" aus den Aktionen aller Teilnehmer ergeben. Diesen Bewegungsabläufen müssen die Teilnehmer sich anpassen, ohne sie im Rahmen der bürgerlichen Gesellschaft außer Kraft setzen zu können. Aber in sich, ohne daß die Menschen es wissen und sich diesem entziehen könnten, entwickeln die naturhaften Abläufe doch eine eindeutige Richtung: das "Bessere" setzt sich immer mehr in ihnen durch; an einem bestimmten Punkt heben sich diese Abläufe - kraft ihrer immanenten Dialektik - als naturhafte selbst auf. Diesen Umschlagpunkt bezeichnet die revolutionäre Aktion des Proletariats. Diese vollzieht nur,

1) Max Weber, Wissenschaftslehre (WL) 598

was im voraus feststeht; und sie etabliert - nach vorn gesehen - das "wahre Sein".

Auch bei Marx hat die Geschichte ein eindeutiges Ziel - die Menschen mögen sich dagegen sträuben oder nicht. Wissenschaft erkennt den naturhaften Ablauf hin zu diesem Ziel - so erleichtert sie den Menschen die Anpassung an das, was feststeht.

Auch als "säkularisierte Theologie" ist Wissenschaft nach der gänzlichen "Entzauberung" nicht mehr möglich. Das bedeutet: da die Sinngebungen subjektiviert sind, und die einzelnen Werte in einem p r i n z i p i e l l unüberbrückbaren Konflikt miteinander liegen, muß sich Wissenschaft gegen den rational nicht lösbaren Kampf der Werte abschirmen; sie muß sich - in diesem Sinn - als "wertfrei" konstituieren. Es ist e i n Ziel der methodologischen Abhandlungen Webers u n d S i m m e l s, die letzten "Überreste" "objektiven Sinns" in den zeitgenössischen wissenschaftlichen Konzeptionen zu erkennen, zu kritisieren und sie damit zu überwinden. In bezug auf Webers Methodologie spricht dies Löwith deutlich aus:

"Deshalb hat auch seine umständliche Enthüllung des 'in letzter Linie Gewollten' bzw. der leitenden Wertideen nicht nur d e n Zweck: sie überhaupt als vorhandene und bedeutungsvolle Voraussetzungen aufzuweisen, um sie dann auf sich beruhen zu lassen, sondern den viel bestimmteren Zweck ihrer inhaltlichen 'Entzauberung'. Der eigentlich positive Zweck seiner wissenschaftstheoretischen Abhandlungen ist der radikale Abbau von 'Illusionen'. Die zwei exemplarischen Abhandlungen über Roscher und Knies bedeuten eine methodische Destruktion von ganz b e s t i m m t e n Vorurteilen und Werturteilen, nämlich solchen, die der 'wissenschaftlichen Unbefangenheit' Eintrag tun, indem sie der menschengeschichtlichen Tatsache widersprechen, daß "H e u t e" 'religiöser Alltag' ist, daß Wissenschaft - mit Nietzsche gesagt - 'wissenschaftlicher Atheismus' ist." 1)

Indem Wissenschaft als "säkularisierte Theologie" unmöglich ist, erlangt sie zum erstenmal das, was Weber "Unbefangenheit" nennt. Sie vermag sich als "wertfreie" Erfahrungswissenschaft zu Konstituieren und Bewegungsabläufe jenseits eines vorher feststehenden Interpretationsrasters, einer

1) K.Löwith, Karl Marx und Max Weber, 13, in: Gesammelte Abhandlungen, Stuttgart 1960

Schablone "objektiven Sinns" in ihrer eigenen Immanenz zu betrachten, zu erkennen und sie damit - prinzipiell - menschlicher Veränderung zugänglich zu machen. Auf Kosten ihres "Gesinnungswerts" steigert sie ihren "Erfolgswert"¹:

Der "Entzauberungsprozeß" hat eine leicht einsehbare Bedeutung für die innere Struktur wissenschaftlicher Konzeptionen; Wissenschaft kann nicht mehr im Gewande in sich abgeschlossener Systeme auftreten; im 19. Jh. verliert der Systemgedanke auch als wissenschaftliches Ideal immer mehr an Bedeutung. Wissenschaft kann nur dann als in sich abgeschlossenes System entwickelt werden, wenn Weltgeschichte als ein objektiv sinnvolles Ganzes, als ein feststehender Weg hin zum "wahren Sein" interpretiert wird: im abgeschlossenen System sind die Etappen, ist das Ziel festgelegt; in dieses kann jede Erscheinung eingeordnet, aus ihm kann jedes "neue" Phänomen deduziert werden. Nietzsche hat in der Philosophie diese Abwendung vom Systemgedanken am eindeutigsten vollzogen: Philosophie kann sich ihm nur noch als Aphorismus, als Fragment verwirklichen. Daß im sozialwissenschaftlichen Werk Simmels und Webers - als Konsequenz des Entzauberungsprozesses - in sich abgeschlossene "kulturwissenschaftliche" Systeme kritisiert und für unmöglich erklärt werden, ist bekannt.

Was der Entzauberungsprozeß zunichte machte - eine "objektive Gehaltenheit" des Menschen durch transzendente Mächte - ermöglicht doch positiv erst eine "wirkliche Gehaltenheit" durch ihn selbst². So wird erst "Individualität" im Sinne einer wirklichen Eigenbestimmung des Lebens möglich. Mit dem Verlust "objektiver Transzendenz" muß der Einzelne seine eigene Stellung und sein Ziel gemäß Werten bestimmen, deren Fundament letztlich in ihm selbst - in seinem Glauben - liegt. Die regulative Idee seines Lebens kann nicht mehr selbstverständlich - als für alle gültig und annehmbar - verallgemeinert werden; letzter Bezugspunkt für sie ist lediglich der Einzelne selbst.

So macht überhaupt erst der gänzliche Destruktionsprozeß "objektiven Sinns" den Gedanken einer wirklich "individuellen" Ethik möglich. Und schlußig - und zum ersten Mal wirklich radikal behandelbar - muß in deren Brennpunkt der Begriff der E i g e nverantwortung treten.

1) vgl. Schluchter, Wertfreiheit und Verantwortungsethik, Tübingen 1971, 20

2) vgl. Löwith, Marx..., 34

Und es deutet sich an, daß in diesem Begriff der Eigenverantwortung zugleich - implizit - eine Brücke zu derjenigen Instanz liegt, deren "Gesinnungswert" gesunken ist: zur Wissenschaft. Denn um wirklich eigenverantwortlich handeln zu können, muß man wissen, was der eigene subjektive Wert im letzten bedeutet, wie seine Realisierung im Geflecht schwer überschaubarer gesellschaftlicher Zusammenhänge möglich ist, und welche Nebenerfolge seine Realisierung außerdem bewirken könnte.

- 4) "Verantwortungsethik" und "individuelles Gesetz" $\rightarrow$ die ethischen Konzeptionen Max Webers und Georg Simmels

Für die Entwicklung des Prinzips einer "individuellen Ethik" gibt es nur eine Möglichkeit: es muß gezeigt werden, daß ein spezifisches Sollen einer spezifischen Individualität immanent ist; das Sollen muß als ein konstitutiver Teil dieser Individualität begriffen werden; - es darf also nicht jenseits des Individuums, als ein "Gegenüber", das ihm sozusagen "aufgedrückt" wird, angesiedelt werden. Erst so wird es möglich, von Geboten dieses Individuums zu sprechen und erst so kann das Problem der Eigenverantwortung - der Kern der Ethik - wirklich gestellt werden.

4a) D.Henrich¹ hat am eingehendsten und fundiertesten das Prinzip der Weberschen Ethik, das Weber selbst nicht explizit dargelegt hat, entschlüsselt. Das folgende ist eine knappe, etwas die Akzente verlagernde Zusammenfassung seiner Gedanken. Ich deute in dieser Wiedergabe darüber hinaus die Verbindungslinien zu wichtigen Momenten der Simmelschen Ethik an. Deren Prinzip wird dann danach behandelt. Erst Simmel gelingt es bis in alle Einzelheiten, den Gedanken einer individuellen Ethik philosophisch schlüssig zu fundieren.

Weber entwickelt das Prinzip seiner Ethik auf dem Hintergrund einer bestimmten geschichtstheologisch begründeten Ethik; in ihren zentralen Punkten ist diese das Gegenbild seiner eigenen Auffassung. Diese, von Weber "romantisch" genannte Konzeption verknüpft notwendig zwei Momente miteinander, deren Ablehnung für den Weberschen Begriff der "Persönlichkeit" - den Grundbegriff seiner Ethik - konstitutiv ist: die selbstbestimmte Entscheidung der Person wird als Illusion betrachtet und - damit zusammenhängend - wird das Leben aus und innerhalb der "Ungeschiedenheit des Erlebens" als das einzig dem Menschen entsprechende positiv bewertet. Der Grundgedanke dieser Theorie: Geschichte vollzieht sich

1) D.Henrich, Die Einheit der Wissenschaftslehre Max Webers, Tübingen, 1952, 105 ff.

in einer notwendigen Stufenfolge auf ein im voraus feststehendes Ziel hin. Die Kämpfe der Menschen um Werte und die Verwirklichung dieser Werte entsprechen dem im voraus feststehenden Plan der Geschichte: in den "Kämpfen", der Überwindung alter und der Verwirklichung neuer Werte realisiert sich eine jeweils neue Stufe des feststehenden Geschichtsplans. Nicht also haben die Menschen diese Werte selbst gewählt - dies mag notwendige Illusion sein; die Menschen sind quasi nur Marionetten im festgelegten Geschichtsspiel, sind nur die Ausführenden des sich in ihnen notwendig durchsetzenden göttlichen Plans. Daraus folgt - als sozusagen notwendige Maxime für den Einzelnen - sich den in ihm durchsetzenden Erlebnis - und Handlungsantrieben gefügig zu überlassen; denn in ihnen setzt sich automatisch der göttlich-geschichtliche Plan, der allein dem Handeln "Sinn" gibt, durch. So ist dieser Auffassung der "Untergrund" des persönlichen Lebens das eigentliche "Heiligtum" und "Rätsel der Persönlichkeit". (vgl. WL, 132)

Hingegen zeichnet sich für Weber das unter den Imperativ der "Persönlichkeit" gestellte Leben gerade durch die Transzendierung der heterogenen Vielfalt des "Erlebens" aus; für ihn ist es ein Gebot der *V e r n u n f t*, die Freiheit bedeutungsvoller Selbstbestimmung zu erlangen, und das heißt, die Lebensäußerungen bewußt an Werten zu verankern"... (Damit tritt der Begriff) der 'Persönlichkeit' in Kraft, welcher ihr 'Wesen' in der Konstanz ihres inneren Verhältnisses zu bestimmten letzten 'Werten' und Lebens-'Bedeutungen' findet ..." (WL, 132) Das bewußte "konstante innere Verhältnis" zu bestimmten "letzten Werten" erfordert fortwährende Prüfung der einzelnen Handlungsziele, erfordert, eine sinnhafte Konsequenz zwischen ihnen und den "letzten Werten" herzustellen. Dies bedeutet, "sich selbst Rechenschaft zu geben über den letzten Sinn seines eigenen Tuns." (WL, 608)

Nun gibt es aber viele Werte und der "okzidentale Rationalisierungsprozeß" hat die Einsicht freigesetzt, daß es einen durch Vernunft nicht überbrückbaren sinnhaften Widerspruch zwischen ihnen gibt. So fordert die Vernunft, die "Ungeschiedenheit des Erlebens" zu verlassen; und so zeigt die Vernunft, daß das von ihr geforderte Leben nicht allein aus ihr geführt werden kann. Es ist notwendig, eine subjektive *E n t s c h e i d u n g* zwischen den kollidierenden Werten zu treffen; und die Basis dieser Entscheidung kann nur ein Glaube sein.

Wie begründet sich dieser Glaube? Er hat sein Fundament gerade in der "Ungeschiedenheit des Erlebens", das zu verlassen Gebot der "Vernunft" war(1). Denn auch die heterogene Vielfalt des "Erlebens" ist wert- und bedeutungsbestimmt; nur ist diese Bestimmtheit nicht bewußt.

Wie gelangt man nun zu den Werten, von denen das Leben bestimmt werden *s o l l*? Indem man die findet, die das Leben bestimmen. Indem man die Werte und Bedeutungen, die das Leben auch als "Erleben" bestimmen, durchmustert, und indem man diese "idealtypisch" steigert, d.h. in ihren sinnhaften

1) Henrich, Die Einheit..., vgl. 125,26

Konsequenzen durchdenkt. Der Wert nun, bei dem sich bei dieser Prüfung die "Evidenz der Notwendigkeit" (1) herstellt, ist derjenige, der die Glaubensbasis der Entscheidung bildet. Simmel drückt einen Grundgedanken des hier Gemeinten so aus: "In inhaltlich-bildmäÙiger Weise kann man das hier behauptete... Wesen des Sollens durch die grundlegende Tatsache bezeichnen, daß eben über jeder menschlich-seelischen Existenz oder in ihr, wie mit unsichtbaren Linien eingezeichnet, ein Ideal ihrer selbst, ein So-Sein-Sollen steht. (Das ind. Gesetz, 200,201; vgl. hierzu Weber, WL 38 und 613¹).

Nur dem unter das Gebot der "Persönlichkeit" gestellten Leben ist die "ethische Irrationalität der Welt" bewußt; und im Wissen um diese "ethische Irrationalität" liegt der eigentliche Kern der "Verantwortung". Denn die Realisierung eines Wertes schließt seine eigene "Verletzung" und diejenige der Werte anderer ein: nicht nur ist der eigene Wert vom Wertstandpunkt anderer aus kein Wert, auch der Wertgehalt der zu seiner Realisierung notwendigen Mittel und derjenige der zu erwartenden "Nebenfolgen" stehen in einem unaufhebbaren Widerspruch zu ihm selbst. So nimmt die "Persönlichkeit", indem sie "Verantwortung" für die Realisierung ihres Wertes auf sich nimmt, zugleich unausbleiblich "Schuld" auf sich. Das impliziert aber ein weiteres: um überhaupt "Verantwortung" auf sich nehmen zu können, bedarf es des Wissens. Des Wissens sowohl um die einzusetzenden Mittel als auch die zu erwartenden Nebenfolgen - dies setzt die "kausale Rationalisierung der Wirklichkeit" voraus - als auch des Wissens um die "letzte Bedeutung" des eigenen Wertes, der Mittel und der Nebenfolgen. Der Verantwortungsethiker ist p r i n z i p i e l l auf Wissenschaft verwiesen. So verquickt sich in der Verantwortungsethik. das, was durch den okzidental Rationalisierungsprozeß geschieden wurde: Individualität und Wissenschaft.

Zunächst gehe ich noch nicht auf das Fundament der Simmelschen Ethik ein, sondern zeige, daß in ihrem "Überbau" die wichtigsten Momente der Weberschen Ethik vorgebildet sind: die aus dem unüberbrückbaren Gegensatz der Werte resultierende Notwendigkeit subjektiver E n t s c h e i d u n g und die mit der Realisierung des Wertes verbundene "S c h u l d"; erst indem man sich dessen bewußt ist und diese auf sich nimmt, realisiert sich S e l b s t v e r a n t w o r t u n g, d.h. die "Verantwortlichkeit des Menschen für sich selbst, die er auf nichts abschieben kann und die ihm niemand abnehmen kann." (Lebensansch., 134)

Simmel legt dies in seiner Konzeption des "Pflichtenkonflikts" dar; er unterscheidet verschiedene Arten desselben; ich fasse nur den Grundgedanken zusammen: häufig ist zwischen verschie-

denen Pflichten ein rationaler Ausgleich nicht möglich; sie stehen in unüberbrückbarem Gegensatz zueinander. Dies macht eine subjektive Entscheidung notwendig; sie mag die einzige Möglichkeit sein, "das Leben noch irgendwie ethisch durchführbar zu machen." (Hauptprobl.d.Phil., 154) Zwar schafft die Entscheidung einen "Vorrang", löst aber nicht den Konflikt: "...selbst angesichts völlig gelingender Rangordnung der Pflichten und angesichts des 'guten Gewissens', mit dem die geringere (Pflicht) hintangesetzt wird," verliert "diese ihren Anspruch und ihre Wirkung nicht vollkommen." (Hauptprobl.d.Phil., 154) So erzeugt der Pflichtenkonflikt, wie man sich auch entschieden haben mag, "und sogar mit der festen Überzeugung, daß die vorgezogene Seite die bei Weitem wertvollere ist ... ein Nachgefühl von sittlicher Schuld." (Moralwiss., Bd.II, 153)

4b) Die Entwicklung des P r i n z i p i s einer individuellen Ethik vollzieht sich bei Simmel auf dem Hintergrund und in subtiler Auseinandersetzung mit Kants Ethik.

Im Zentrum seiner Reflexionen steht - wie bei Weber - der durch den Rationalisierungs- und Individualisierungsprozeß notwendigerweise ganz grundsätzlich zu behandelnde Begriff der Selbstverantwortung. Simmels Überlegungen - bisher selten wirklich gelesen, häufig hingegen mit tradierten Klischeebeurteilungen abgetan - sind theoretisch tiefgehender als die prinzipiellen Entwicklungen Webers. Es ist vielleicht aufgefallen, wie schnell und scheinbar bruchlos bei Weber der Schritt von der heterogenen Vielfalt des "Erlebens" zur selbstbestimmten "Verankerung" des Lebens an "letzten Werten" getan wird. Hier soll nun kein detaillierter Vergleich beider ethischer Konzeptionen geliefert werden. Ich beschränke mich auf Andeutungen. Simmel - als Soziologe und Philosoph - behandelt eingehender die B a s i s einer individuellen Ethik; es geht ihm mehr um theoretische Klärung als Weber, der diese Basis schnell verläßt und positiv "Persönlichkeit" im ethischen Sinn zu bestimmen sucht. Hier soll im Vordergrund nur der Aufweis stehen, daß und inwiefern "Individualität" - und zwar als Ausdruck neuer Probleme gesellschaftlicher Praxis - in den Brennpunkt der Theorie tritt. Erst von hier aus erscheint es möglich, das eigentlich wissenschaftliche Werk Simmels - und Webers - wirklich grundsätzlich zu behandeln. Erst dann kann überhaupt deutlich werden, wo notwendigerweise die Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen der inhaltlichen Konzeption ihres Werks und derjenigen der "Gesellschaftslehre" in ihrer Konstitutionsphase liegen.

Allgemeinheit, d.h. unterschiedslose Gültigkeit für die verschiedensten Individuen, ist für Kant eine notwendige, innere Qualität der ethischen Gebote.

Das Konstruktionsprinzip des "allgemeinen Gesetzes" faßt Simmel so zusammen: es werden einzelne Handlungsinhalte von den handelnden Subjekten abstrahiert und in einer Schicht reiner Logizität behandelt; von ihrem logisch freischwebenden Inhalt wird dann ein Sollen für die verschiedensten Individuen abgeleitet. Das "allgemeine Gesetz" "individualisiert" also - von der Perspektive einer abstrakten Begrifflichkeit aus - einzelne Handlungsinhalte; und es abstrahiert von der Individualität der handelnden Subjekte.

Simmel geht es zunächst darum, die prinzipielle Inadäquanz zwischen allgemeinem ethischen Gesetz und empirischer Individualität aufzuzeigen; in einem nächsten Schritt dann löst er den starr-unverbundenen Gegensatz von Individualität und Sollen auf - letzteres ist im "allgemeinen Gesetz" jenseits des Individuums angesiedelt, haftet an rein logisch behandelten Begriffen. Nur die Aufhebung dieses Gegensatzes und seine Verlagerung in die empirische Individualität - Sein und Sollen als ein immanentes Gegenüber der empirischen Individualität - macht es überhaupt möglich, das Problem der Selbstverantwortung wirklich zu stellen.

Für Simmel ist jede Handlung des empirischen Individuums das gleichsam komprimierte "Zusammen" aller möglichen, aus der Umwelt stammenden Bindungen, Erfahrungen, Impulse etc., die in ihrer je spezifischen Verwebung die je spezifische vielfältige Einheit gerade dieses Individuums konstituieren. Daß eine Handlung gerade in diesem Augenblick so geschieht, bedeutet, "daß das Leben in seinem kontinuierlichen Verlauf momentan gerade diese Form angenommen hat." (Das ind.Gesetz, 188) An anderer Stelle charakterisiert Simmel das "Verhältnis" des Individuums in seiner Totalität zu seiner einzelnen Handlung so: "Weil einerseits das Leben nur in dem Moment der Gegenwart Wirklichkeit hat, andererseits dieser Moment nichts isoliert Punktuelleres ist, sondern in absoluter Kontinuität mit allen anderen verbunden - darum ist jeder Lebensaugenblick, jedes Sich-Verhalten und Handeln des Individuums das ganze Leben." (Das ind.Gesetz, 207)

Jede einzelne Handlung ist so die - letztlich unvergleichbare - Form, in der die ganze Mannigfaltigkeit des Individuums sich kurzfristig verdichtet; und genauso ist ihr "subjektiver Sinn", die Bedeutung, die es für das handelnde Individuum hat, letztlich unvergleichbar.

Im "allgemeinen Gesetz" werden die Handlungen des Individuums nun in einer spezifischen Weise verformt: indem es aus den individuellen Handlungsabläufen mittels einer abstrakt-begrifflichen Perspektive einzelne Handlungsinhalte herausschneidet, und an die rein logische Behandlung dieser Inhalte ein Sollen knüpft, faßt es die immer individuelle Handlung sozusagen als Exempel des allgemeinen Begriffs dieser Handlung - die Lüge als Darstellung der "allgemeinen Lüge" (vgl. Das ind.Gesetz, 182); und es zerreißt die Kontinuität des individuellen empirischen Lebens in abstrakte, scharf gesonderte Einheiten. "Mögen die Äußerlichkeiten unseres Verhaltens relativ scharfe Grenzen gegeneinander zeigen, innerlich ist das Leben doch nicht aus einer Lüge, dann einem mutigen Entschluß ... zusam-

mengesetzt ..." (Das ind.Gesetz, 188) Kurz: im "allgemeinen Gesetz" ist sowohl von der Individualität der einzelnen Handlung als auch ihrer Bedeutung für das handelnde Subjekt abstrahiert. "Als allgemeines kann das Gesetz ein Sollen nur aus den einzelnen Inhalten des Lebens entwickeln, die aus dessen (Zentrum) und zusammenhängender Bewegtheit entrickt, zu festumgrenzten, logisch...verbundenen Begriffen verfestigt sind. An diesen Begriffen, die nun freilich gänzlich überindividuell sind, entzündet sich, nicht recht herleitbar, das Sollen ..." (Das ind.Gesetz, 195)

Dieses starr-unverbundene "Gegenüber" von Individualität und Sollen läßt sich offensichtlich nur vermeiden, wenn die Spannung von Sein und Sollen als ein immanenter Gegensatz individuellen Lebens gefaßt wird. Simmel entwickelt dies Gegenüber aus dem immanenten Subjekt-Objekt Verhältnis, das Basis des "Selbstbewußtseins" ist..."...Die Dualistik, sich selbst zum Objekt aller möglichen Funktionen zu machen, gehört zu den Fundamentalbestimmungen des geistigen Lebens überhaupt. Der Aktus des Selbstbewußtseins, in dem wir ein Sein, dessen Inhalt wir selbst sind, uns gegenüber wissen... ist jedenfalls der Art nach nichts anderes als der Aktus des Sollens, in dem wir ein Gebotenes, dessen Inhalt wir selbst sind, uns gegenüber wissen..." (Das ind.Gesetz, 197)

Erst mit dieser spannungsvollen Koordination von Sein und Sollen in der empirischen Individualität ist die theoretische Basis für eine adäquate Behandlung des Problems der Selbstverantwortung gelegt. Denn das Sollen kommt nun aus "derselben (Quelle), der seine Verwirklichung abgefordert wird." (Das ind.Gesetz, 201) Mit dieser Auflösung des unverbundenen Gegensatzes von Individualität und Sollen löst sich zugleich die Starrheit der inneren Gestalt des Sollens auf; das "allgemeine Gesetz" ging immer nur auf einzelne, unverbundene, in abstrakter Begrifflichkeit festgelegte Handlungen. Indem nun das Sollen als ein immanenter Bestandteil individuellen Lebens gefaßt wird, hat es sich der Kontinuität der ineinander Übergehenden, in letztlich einmaliger Gestalt miteinander verwobenen Inhalte individueller Wirklichkeit angeschlossen. "Der Ausdruck 'Gesetz' ist für diese Auffassung der ethischen Forderung formal ungünstig und irritierend, so entschieden sie auch seinen wesentlichen Sinn festhält. Denn wir denken uns unter Gesetz immer die formulierte Norm für fest umgrenzte Ausschnitte oder Epochen des Lebens. Hier aber ist ... eine ... Bewegtheit des Gesetzes selbst gemeint. Und eine solche steht unserem wirklichen ethischen Bewußtsein viel näher... Das deutlichere oder dunklere Bewußtsein von dem, was wir sein und was wir tun sollen, begleitet dauernd die Wirklichkeit unseres Lebens...; nur äußerst selten geschieht diese Begleitung in Gestalt eines ... formulierten Gesetzes;... (wir wenden uns) in der Regel ... nicht ... an das Pathos eines mehr oder weniger allgemeinen Gesetzes, sondern das Gesollte hat 'Bekanntheitsqualität'. Nur der aus reinem Begriffsmaterial konstruierte Moral-Homunkulus Kants appelliert dauernd an die höchste Instanz eines Gesetzes." (Das ind. Gesetz, 199,200)

Indem Simmel individuelles Leben als ein kontinuierliches Ineinanderübergehen mannigfaltiger, je spezifisch verbundener Inhalte auffaßt und dieser Kontinuität in ihrer ganzen Verzweigung das Sollen koordiniert, wird die ethische Bedeutung jeder einzelnen Handlung in ihrem isolierten "An-Sich" unmöglich. Denn nun gewinnt sie ihr Gewicht von der "Längendimension" des ganzen individuellen Lebens, in das sie verwoben ist. Die Verantwortung erstreckt sich von jeder Einzelhandlung auf das ganze individuelle Leben und umgekehrt vom ganzen Sein auf jede Einzelhandlung; Verantwortung erreicht damit ein Niveau, das sie im allgemeinen Moralgesetz Kants noch gar nicht haben konnte. "Schon in dem Gesolltwerden jedes einzelnen Tuns liegt die Verantwortung für unsere ganze Geschichte." (Das ind. Gesetz, 228) Und in diesem Sinne stellt Simmel einen neuen Imperativ auf: "Kannst du wollen, daß dieses dein Tun dein ganzes Leben bestimmt? Denn daß es dies tut, ist gar keine Frage, sobald man die Zerreißung des Lebens in diskontinuierliche 'Handlungen' aufgibt." (Lebensansch. 235)

III. Der formale und inhaltliche Rahmen des soziologisch-philosophischen Gesamtwerks Georg Simmels

Simmels Werk liegt eine bestimmte - explizit nur angedeutete - Idee einer Gesamtkonzeption sozialwissenschaftlicher Forschung zugrunde. Diese versucht, die verschiedenen, methodisch und sachinhaltlich streng zu unterscheidenden "Be-reiche" sozialwissenschaftlichen Fragens in kritisch-produktive Abhängigkeit voneinander, in eine Aufeinander-Angewiesenheit zu bringen: Erkenntnistheorie und Methodologie prüfen und beschreiben die Voraussetzungen und logische Struktur geleisteter und zu leistender "praktischer" sozialwissenschaftlicher Arbeit; die Methodologie, deren Bezug zur soziologischen Praxis heute nicht mehr häufig auszumachen ist, bleibt bei Simmel noch "bescheiden": sie versteht sich lediglich als Selbstreflexion materialer Forschung; denn nur als solche kann sie dieser tatsächlich Anhaltspunkte für die Ergreifung und logische Strukturierung des "Materials" geben.

Oberhalb des Bereichs strenger Wissenschaftspraxis - bedingt durch den immer nur fragmentarischen Charakter der Ergebnisse derselben und durch ihr notwendiges Absehen von Sollens-

fragen - befindet sich eine dritte Dimension des mit "Gesellschaft" befaßten Denkens: Sozialphilosophie und Ethik. Hier versucht spekulative Phantasie, die unzusammenhängenden, einander "fremden" Fragmente strenger Wissenschaftspraxis von bestimmten Gesichtspunkten aus zu einem in sich stimmigen Gesamtbild zu fügen; dieses gibt wieder der materialen Forschung neue Ziele vor: es verweist auf noch unerforschte Problemkreise und enthält gleichzeitig erste Ansatzpunkte zu ihrer exakten Durchdringung - etwa in Hypothesen unformulierbare Aussagen über noch nicht erforschte Zusammenhänge. Gleichzeitig ist innerhalb dieser Schicht dasjenige formuliert, was ethisch-emanzipatorischer Impuls sozialwissenschaftlicher Forschung ist: die theoretische Antizipation sozialer Formen, die die Mängel der gegenwärtigen überwunden haben. Aussagen dieser Art sind, wie angedeutet, nicht abstrakt-unvermittelt gesetzt, sondern formuliert auf der Basis des "Machbaren": auf der Basis der Ergebnisse, die exakte Wissenschaft geliefert hat. Bei Simmel ist diese Dimension der Sozialwissenschaft in Andeutungen und teilweise tastenden Einzelaussagen über sein Gesamtwerk verstreut. Auch die Ethik, bei Simmel der Sollensrahmen für individuelles Handeln, ist - wie ich gerade ausführte - nicht "wissenschaftslos" entworfen: Problematik und Ziel des "individuellen Gesetzes" - wie auch der Weberschen "Verantwortungsethik" - ist bestimmt durch das zu hoher Abstraktheit verdichtete Wissen um die gegenwärtige Gesellschaft.

Es ist einleuchtend, daß das Gesamtwerk Simmels nur bruchstückhaft diese Idee, diesen formalen Rahmen einer sozialwissenschaftlichen Gesamtkonzeption realisiert.

Es ist interessant, festzustellen, daß dem Weberschen Gesamtwerk ein ähnlicher formaler Rahmen zugrunde liegt. Weber warnt vor einer Überschätzung methodologischer Arbeit als solcher; er sieht die Gefahr einer Verselbständigung der Methodologie und formuliert: "Methodologie kann immer nur Selbstbesinnung auf die Mittel sein, welche sich in der Praxis bewährt haben ... (Denn): Nur durch Aufzeigung und Lösung s a c h l i c h e r Probleme wurden Wissenschaften begründet und wird ihre Methode fortentwickelt, noch niemals dagegen sind daran rein kenntnistheoretische oder methodolo-

gische Erwägungen entscheidend beteiligt gewesen." (WL, 217) Und auch für Weber gibt es oberhalb der Wissenschaft im "exakten" Sinn einen auf diese bezogenen Bereich der Sozialphilosophie. Und diese hat im Weberschen Werk selbst nicht nur die Aufgabe, die Weber ihr explizit zuschreibt: die genaue Entfaltung des Sinngehalts (und der historischen Genese) von sozialen und der sozialwissenschaftlichen Arbeit zugrundeliegenden Wertideen (vgl. z.B. WL, 150, 51). Sondern auch: die Formulierung von Alternativen zum gegenwärtigen sozialen und politischen Gefüge auf Grund des durch Wissenschaft erarbeiteten Wissens. Dies hat Weber nicht nur in seinen politischen, sondern auch - wenn hier auch indirekt - in seinen wissenschaftlichen Schriften praktiziert. Und die enge Beziehung zwischen Wissenschaft und Ethik bei Weber wurde bereits dargelegt.

Es ist als nächstes die Frage: gibt es bei Simmel ein Problem, eine Idee, die Basis oder Hintergrund für alle Einzelprobleme auf den verschiedenen Ebenen des Wissenschaftsbaus ist, die damit also letztlich die inhaltliche Ausfüllung oder Zielrichtung des formalen Rahmens bestimmt?

Es läßt sich nun feststellen, daß das Thema - entsprechend den verschiedenen Wissenschaftsbereichen variiert und modifiziert - um das alle Analysen Simmels kreisen, das Verhältnis von empirischer Individualität, und rationalisierter Gesellschaft ist. Dies aus folgendem Grund: die Verwirklichung empirischer Individualität ist auf Gesellschaft verwiesen. Nun ist durch die Rationalisierung der Gesellschaft Individualität - im Ansatz - freigesetzt worden, aber gerade die zunehmende Rationalisierung aller gesellschaftlichen Bereiche droht die Verwirklichung empirischer Individualität immer mehr unmöglich zu machen. Eine historische und logisch-systematische Analyse dieses Verhältnisses hat zu ihrem Impuls und Ziel, die Bedingungen und Ansatzpunkte zur "Rettung" und Gewinnung individueller Handlungschancen aufzuzeigen.

Im modifizierter Form bestimmt dies Thema auch die erkenntnistheoretisch-methodologischen Arbeiten Simmels: gegen Historismus und Realismus, für die Erkenntnis ein bloßes "Abschreiben" der Wirklichkeit ist, muß aufgezeigt werden, daß Wissenschaft nur unter der Voraussetzung einer "formenproduktiven" des Erkenntnissubjekts möglich ist. Dieses

Erkenntnissubjekt ist nun nicht - auf der Ebene von Geistes- und Sozialwissenschaft - ein transzendentes Subjekt, der "allgemeine Mensch" als überindividuelles Subjekt objektiver Erkenntnis. Im Einklang mit den Wandlungen des Menschenbildes geht es um die "Aprioritäten" des empirischen erkennenden Subjekts.

Es sei nur angedeutet, daß eine ähnliche inhaltliche Problematik das Webersche Gesamtwerk bestimmt. In Webers schon resignierter Frage, wie sich unter den Bedingungen fortschreitender Rationalisierung ein "Rest individualistischer Bewegungsfreiheit" (vgl. Ges.Pol.Schriften, 152) retten lasse, faßt sich Impuls und Ziel seines Forschens zusammen.

Teil I

DIE "ALLGEMEINE" KULTURWISSENSCHAFTLICHE ERKENNTNIS- THEORIE SIMMELS

Ich analysiere zunächst Simmels Ansatz und Ziel einer "allgemeinen" Erkenntnistheorie der Kulturwissenschaften. In dieser "allgemeinen" Erkenntnistheorie sollen die Voraussetzungen entschlüsselt und die logischen Strukturen erfaßt werden, die der Erkenntnis in den verschiedenen kulturwissenschaftlichen Gebieten zugrundeliegen. Eine "spezielle" kulturwissenschaftliche Erkenntnistheorie - für die Soziologie zum Beispiel - spezifiziert und modifiziert diese grundlegenden Erkenntnisvoraussetzungen und -mittel; ausschlaggebend für die je verschiedene Konkretisierung sind Eigenarten der "Objekte" der einzelnen Kulturwissenschaften.

Impuls und Ziel der allgemeinen kulturwissenschaftlichen Erkenntnistheorie Simmels erschließen sich über seine Kantinterpretation. Simmel will das Prinzip der Kantischen Philosophie für die Kulturwissenschaften fruchtbar machen; dieses nicht nur aus "reinen", selbstgenügsam in sich kreisenden erkenntnistheoretischen Interessen. Im Zentrum steht für Simmel der "Weltanschauungswert" eines solchen Vorhabens: wie die Frage nach "individualistischer Bewegungsfreiheit" (Weber) Impuls für die Analyse der modernen Gesellschaft ist, so ist dieser in den Höhen der Erkenntnistheorie die Demonstration der subjektiv-individuellen Voraussetzungen und "Formungen" des wissenschaftlichen Gegenstandes. Es soll gezeigt werden, daß sich das erkennende Subjekt nicht im wissenschaftlichen Objekt auflöst, sozusagen bescheiden hinter diesem versteckt.

1) Elemente von Simmels Kantinterpretation

Vor Simmels Modifikation, Weiterführung und Kritik des Kantschen Systems sind zunächst dessen Grundelemente selbst - so wie sie Simmel sieht - in Umrissen darzustellen.

In den vorkantischen Philosophien wird eine der "Erkenntniskräfte" - "reiner" Verstand oder "reine" Sinneserfahrung - einseitig in den Mittelpunkt des Systems gestellt und von hier aus die Beschaffenheit der objektiven Welt festgelegt. Dem "Rationalismus" ist Objekterkenntnis die von sinnlicher Erfahrung unberührte logisch-begriffliche Denkbewegung des Geistes; metaphysische Prämisse ist die wesenhafte Übereinstimmung der Konstruktion des "Außerhalb" mit der Logik des Denkens. Der hierzu konträr entgegengesetzten "sensualistischen" Erkenntnisauffassung ist Erkenntnis passives Aufnehmen unmittelbarer Sinnesindrücke.

Indem Kant beiden Erkenntnisansätzen eine gewisse Berechtigung zugesteht - er demonstriert sowohl die Angewiesenheit der Erkenntnis auf die Sinnesindrücke als auch die Unableitbarkeit bestimmter allgemeiner und notwendiger Erkenntnisse aus der Erfahrung - destruiert er den Absolutheitsanspruch beider und schafft die Voraussetzung, beide auf höherer Ebene zur Synthese zu bringen: die Sinnesindrücke geben nur das Erkenntnismaterial, "den isolierten, sinnlosen, vorüberfliegenden Eindruck" (Kt., 16). Unsinnliche, a priori im Subjekt - nicht im "zufällig und personal differenzierten" (Kt. u. Goethe, 35), sondern im sozusagen Überindividuellen Subjekt objektiver Erkenntnis - gelegene Formen sind die Mittel, mit denen dieses Material erst zu einer zuverlässigen Erkenntnis gestaltet wird.

Kants Apriorismus der Form - das grundlegend Neue dieser Philosophie - betrifft nun weder das Gebiet alltäglicher Erfahrung, noch dasjenige geistes- und sozialwissenschaftlicher Forschung; sein Gegenstand ist allein naturwissenschaftliche Erkenntnis. Die Kantschen Aprioritäten sind aus den Naturwissenschaften eruiert. "Sie untersucht er auf die Bedingungen hin, unter denen sie überhaupt möglich (sind) - möglich ihrem Inhalt und ihren sachlichen Prinzipien, nicht ihrem psychologischen Zustandekommen nach." (Kt.36)

Kants Philosophie ist für Simmel eine der großartigsten Vereinheitlichungen des Weltbildes. Die "naive" Einheit von Subjekt und Objekt in mythologischen Weltanschauungen wurde in den vorkantischen Philosophien gespalten; Subjekt- und Objektbegriff wurden aneinander zu immer schärferem Gegensatz und Selbständigkeit entwickelt. (vgl. Kt.79,80; Kt. u. Goethe, 7; Hauptprobl.d.Phil. 11) Auf bewußter Stufe hebt Kant diesen Gegensatz wieder auf. Bei Kant wird "der Subjektivismus der neueren Zeit" auf

die Spitze getrieben, ohne das "dabei die Tätigkeit und Bedeutsamkeit der objektiven Welt im geringsten (preisgegeben wird)." (Kt.u.Goethe,11,12) Denn Kants Philosophie ist nur vordergründig völlig subjektivistisch. "...nur, wenn die Dinge nichts sind als unsere Vorstellungen, kann unser Vorstellen, über das wir niemals hinauskönnen, uns ihrer sicher machen; nur so können wir unbedingt Notwendiges von ihnen aussagen, nämlich die Bedingungen des Vorstellens selbst, die nun von ihnen, weil sie eben unsere Vorstellungen sind, unbedingt gelten müssen." (Kt.u.Goethe,12) Kant überwindet mit seinem Ansatz gleichzeitig den Dualismus von Außen- und Innenwelt; auch die "Innenwelt" wird nicht erkannt, wie sie an sich ist, sondern wie sie dem aufnehmenden Ich erscheint. Die Bedingungen dieser Erfahrungen sind die apriorischen Kategorien, durch die auch die Außenwelt erfahren wird. Außen- und Innenwelt haben demgemäß gleichen Realitätsgrad.

Die Kantsche Lösung zeigt, "Daß das Gebiet möglicher Erfahrung die ganze Festigkeit, die Unabhängigkeit von allen Zufällen subjektiver Interessen, die Geschlossenheit gesetzlicher Zusammenhänge besitzt, die wir eben als Objektivität bezeichnen, daß diese aber die Leistung des tiefsten Punktes unserer Subjektivität ist, des so tief gelegenen freilich, daß alle Subjektivität im populären Sinn, alle Besonderheit der Personen, alle Willkürlichkeit der Gefühle - kurz: die Unterschiede zwischen den Menschen und innerhalb des Menschen - ihn nicht mehr berühren." (Kt.80)

Kants System ruht für Simmel auf der ganz sublimierten Fassung der Freiheits- und Gleichheitsvorstellungen des aufstrebenden Bürgertums. Das Bürgertum glaubte, daß durch die Befreiung von den überkommenen wirtschaftlichen, politischen, kirchlichen und ständischen Bindungen dasjenige hervortreten würde, was diese "unnatürlichen" Ketten bisher verdeckten: die Gleichheit der Individuen. Indem nun Kant von der unerschütterlichen Voraussetzung der immergleichen einen Wahrheit, einen objektiven Welt ausgeht und dann deren Schöpfung in das Subjekt - nicht das "zufällige, psychologische", sondern das "fundamentale, unwandelbare" (vgl. Grundfragen d.Soz.,81) - verlegt, kann er folgern, "daß in allen Menschen das Ich, das jene bildet oder bilden könnte, immer das gleiche sein muß". (Grundfr. d.Soz. 81) Und zum Freiheitsbegriff: "Aus allen Verflechtungen (gelöst) ..., hat das Ich hier seine absolute Souveränität herausgewonnen, es steht so sehr auf sich selbst, daß sogar noch eine Welt auf ihm stehen kann..." (Grundfragen d.Soz.82).

Bevor ich nun auf Simmels Versuch, das Prinzip der Kantischen Philosophie für die Erkenntnistheorie der Kulturwissenschaften fruchtbar zu machen, eingehe, behandle ich zwei Zentralstellen seiner immanenten Überprüfung des Kantischen Systems; in dieser deuten sich konstitutive Elemente seiner eigenen Wissenschaftsauffassung an.

Der erste Komplex Simmelschen Fragens zielt auf die fundamentale Rolle, die der Systemgedanke für Kant spielt. Kant glaubt seinen Kategorien unbedingte Allgemeinheit und Notwendigkeit zusprechen zu können; und das Kriterium, das ihm dieses zu gestatten scheint, ist - nach Simmel Interpretation: systematische Geschlossenheit der Kategorienlehre. Für Simmel beruht dies freilich auf einer metaphysischen Prämisse: daß die in sich abgerundete Vollständigkeit eines Gedankenkomplexes seine sachliche Richtigkeit beweise. Simmel konfrontiert diesem "systematischen" Erkenntnisideal, dem Kants Kategorienlehre untersteht, die "progressive" Erkenntnisauffassung - seine eigene. Dieser stellt sich Erkenntnis als eine "ins Unendliche verlaufende Linie" (Kt.34) dar. Nicht nur die Wirklichkeit, auch die die Erfahrung bedingenden Formen werden von Simmel in den Fluß fortwährender Entwicklung gezogen. Damit wird die Basis für einen wissenschaftlichen Systembau, wird der Versuch, "inkorrigible Ergebnisse" (Kt.35) anzubieten, hinfällig. "Kein Erkenntnisinhalt ... kann sich der Gestaltung gemäß den Formen des Geistes entziehen. Und dies mag für die wissenschaftliche Entwicklung vollkommen richtig sein - nur daß die Formen dieser Erkenntnis selbst eben historische Gebilde sind." (Hauptprobl. d.Phil. 19, vgl.auch: Kt.41)

Ein zentraler Pol der Simmelschen Kritik an Kant ist also auf den Entwicklungsbegriff gegründet. Simmel weiß sich mit dieser Herausstellung des Werdens gegenüber dem starren "Ist" mit der "Grundrichtung der modernen Wissenschaft" (Phil.Geld.63) einig: "das Feste, sich selbst Gleiche, Substanzielle (wird) in Funktion, Kraft, Bewegung (aufgelöst) und (es wird versucht), in allem Sein den historischen Prozeß seines Werdens zu erkennen." (Soz.Diff., 13)

Simmel geht in allen seinen Schriften Entwicklungsproblemen nach. Z.B. stellt sich ihm die ganze Menschheitsgeschichte als ein großer Differenzierungsprozeß dar: die Entwicklung beginnt mit dem völligen Eingebundensein des Einzelnen in

die Gruppe; Ausdehnung der und Arbeitsteilung innerhalb der Gruppe sprengen diesen Indifferenzzustand. Objektivierung und Entpersonalisierung der Gruppe lassen den in ihr befaßten Einzelnen dieser zugleich gegenübertreten, schaffen ein "Für-Sich" des Einzelnen etc.

Ein zweiter Schwerpunkt Simmelscher Fragen an Kants Philosophie kreist um dessen Wahrheitsbegriff. Gültige, wahre Erkenntnis ist für Kant diejenige, die durch Anwendung der Aprioritäten zustandegebracht wird. "Aber woher wissen wir denn, was gültige Erfahrung ist, außer dadurch, daß wir diese Normen in ihr geltend finden?" (Kt.44) Kant hat also die Frage, was Wahrheit überhaupt sei (vgl.Kt.47), gar nicht gestellt. Grund dieser "Begrenztheit" ist für Simmel Kants "Wissenschaftsgläubigkeit". Ausgangspunkt seiner Philosophie sind die mit völliger Fraglosigkeit hingenommenen vorliegenden Naturwissenschaften, denen er eine theoretische Fundamentierung unterlegt. So findet Simmel bei Kant das Grundmotiv des modernen Rationalismus und Intellektualismus ganz eindeutig ausgeprägt: "(Es) zeigte sich einerseits in der neuzeitlichen Bedeutung der Wissenschaft und zwar nicht nur an ihrer tatsächlichen Entwicklung, sondern noch mehr an dem Glauben an sie, an die Vollkommenheit des Lebens, sobald vollkommene Wissenschaft es beherrschen könnte..."(Kt.9); fast gleichlautend ist dies Grundmotiv dann von Weber charakterisiert worden. (vgl.WL, 449)

Kants Wahrheitsbegriff dreht sich so im Kreise: "Unsere Erkenntnisse sind wahr, weil und soweit sie von apriorischen Normen bestimmt sind - und diese sind gültig, weil jene von ihnen normierte Wissenschaft unbezweifelt gilt..."(Kt.46,47).

Nun ist für Simmel der Kantsche Zirkel nicht fehlerhaft; seine Herausstellung diene einerseits der Demonstration der Kantschen "Wissenschaftsgläubigkeit". Sodann aber wird er Simmel zum Anlaß, seinen eigenen relativistischen Erkenntnis- und Wahrheitsbegriff zu akzentuieren. Kant hat, wie jeder Forscher, den Gesamtbereich seines Forschens klar umgrenzt; dabei werden die die Grenze bestimmenden Begriffe ohne

weitere Herleitung einfach hingenommen; und die Grenze ist für Kant die bestehende Naturwissenschaft. "Da ist es denn unvermeidlich, daß die Elemente, die ... diesen Bezirk konstituieren, keine andere Legitimation ihrer Leistung finden, als die sie sich gegenseitig gewähren." (Kt.47) Daß innerhalb des Theoretisierens die Elemente sich gegenseitig bestimmen und beweisen und daß allein hierin ihre "Wahrheit" besteht, das ist der Kern von Simmels "Relativismus": "Die Relativität ist nicht eine abschwächende Zusatzbestimmung zu einem im übrigen selbständigen Wahrheitsbegriff, sondern ist das Wesen der Wahrheit selbst..." (Phil.Geld.,81)

Aus diesem relativistischen Wahrheitsbegriff leitet Simmel einige methodische Prinzipien ab: etwa die Theorie des "Als-Ob" und die Transformation starr sich ausschließender Konstitutiver Prinzipien in sich gegenseitig ergänzende heuristische Sätze, durch die "ihr Gegeneinander in eine Wechselwirkung...aufgelöst wird." (Phil.Geld.77)

Ich belasse es bei dieser Andeutung zentraler Punkte der Simmelschen Kantinterpretation. In der Fassung des Entwicklungsbegriffs und des relativistischen Erkenntnis- und Wahrheitsbegriffs wurden zwei Elemente herausgestellt, die konstitutiv für seine Erkenntnistheorie der Kulturwissenschaften sind.

Als Grundgedanke der Kantschen Philosophie stellte sich heraus: das erkennende Subjekt produziert die Natur als seine Vorstellung; Naturgesetze sind für Kant nichts anderes als die Formen des Verstandes; damit hat Kant "das natürliche Dasein dem souveränen Ich unterworfen..." (Geschichtsphil. VI), hat er die "Fesselung des Ich durch die 'Natur' (gesprengt) und ...dem Ich die Festigkeit des logischen Zentrums erteilt."¹

Die erkenntnistheoretische Grundposition der Kulturwissenschaft wird zu Simmels Zeit bestimmt durch Historismus und

1) E.Troeltsch, Der Historismus und seine Probleme, Tübingen, 1922, 574

Realismus; Wissenschaft realisiert sich für diese als passive Nachzeichnung der vorgegebenen Wirklichkeit, als deren "Ab-schreiben". Für diese Auffassung löst sich das Erkenntnis-subjekt also in den wissenschaftlichen Gegenstandsbereich auf. Damit aber hat "die Fesselung des Ich durch die Natur, vom Geiste gesprengt, sich in eine solche durch den Geist selbst transformiert - indem die Persönlichkeit sich in die Geschichte auflöste, die doch die Geschichte des Geistes ist... Der Befreiung, die Kant vom Naturalismus vollbracht hat, be-darf es auch vom Historismus. Vielleicht gelingt sie der gleichen Erkenntniskritik: daß der Geist auch das Bild des geistigen Daseins, das wir Geschichte nennen, durch die nur ihm... eigenen Kategorien... formt." (Geschichtsphil.VI, VII).

Dies also ist der Impuls des Simmelschen Vorhabens. Unschwer läßt sich erkennen, daß sich in ihm - erkenntnistheoretisch sublimiert und modifiziert - das widerspiegelt, was als primäres Problem gesellschaftlicher Praxis empfunden wurde: "Rettung" und Aufzeigung subjektiver bzw. individueller Handlungschancen.

2) Der kulturwissenschaftliche Gegenstandsbereich und die erkenntnistheoretisch-methodologische Aufgabenstellung

Die Kulturwissenschaften - als deren Prototyp gilt Simmel die Geschichte - bewegen sich allein auf dem Gebiet menschlichen Handelns; dessen Analyse erfordert, will man ihm nicht "äußerlich" bleiben, folgende prinzipielle Zielrichtung kulturwissenschaftlicher Erkenntnis, die Simmel mit Hilfe des verbreiteten Dualismus von "Innen- und Außenseite" des des Handelns bestimmt: ohne Aufschlüsselung der "Innenseite", des subjektiv gemeinten Handlungssinns, bleibt die "Außen-seite", das reale Handeln, unverständlich, ist Geschichte reines "Marionettenspiel". (Geschichtsphil.1) Daß die Relevanz naturhafter Konstellationen und Vorgänge bei einer solchen Zielrichtung kulturwissenschaftlicher Erkennt-

nis übersehen würde, ist ein häufig - auch gegen Webers verstehende Soziologie - erhobener, allerdings unzutreffender Einwand: dingliche Fakten und Vorgänge interessieren freilich als solche nicht, wohl aber als gesellschaftlich interpretierte und damit als Elemente handlungsleitender Sinnzusammenhänge (vgl. Geschichtsphil. 1 und Weber, WL, 545).

Die konstitutive Bedeutung der Herausarbeitung der "Innenseite" des Geschehens für die Kulturwissenschaften reduziert nun letztere nicht auf Psychologie; wie Weber (vgl. WL, 78) bestimmt Simmel das methodische Verhältnis beider Erkenntnisrichtungen so: kulturwissenschaftliches Erkenntnisobjekt ist reales Handeln und dessen Artefakte; versteh- und erklärbar ist dieses nur durch den verstehenden Rekurs auf die subjektiven Sinnsetzungen der Akteure. Hingegen ist das Erkenntnisziel der Psychologie die irgendwie geartete "Gesetzmäßigkeit" des psychischen Prozesses, der freilich analysiert werden kann nur über seine äußerlichen Manifestationen. (vgl. Geschichtsphil. 5)

Angemerkt sei noch, daß kulturwissenschaftliches Erkennen sich für Simmel - im Gegensatz zu Weber - nicht in Kausalanalyse erschöpft. Schließlich sind die subjektiven Sinnsetzungen der Akteure eingebettet in und leiten sich her vom Wert- und Bedeutungsgefüge des betreffenden Kulturkreises. Verständnis des Handlungssinns setzt Verständnis dieses Bedeutungsgefüges voraus - eine Aufgabe, die recht wenig mit Kausalanalyse zu tun hat. Im übrigen fällt für Simmel auch eine "selbstgenügsame" Analyse dieses Bedeutungsgefüges unter das kulturwissenschaftliche Erkenntnisziel.

So selbstverständlich heute diese Fassung des Gegenstands und Ziels kulturwissenschaftlicher Erkenntnis erscheinen mag, - zu Simmels Zeit dominierten andere Ansätze. Simmel geht von einem sachlich eingegrenzten Gegenstandsbereich aus - vom menschlichen Handeln und er macht von materialen Qualitäten des "Erkenntnisstoffs" die grundlegende Zielrichtung kulturwissenschaftlicher Erkenntnis abhängig - der subjektive Sinn menschlichen Handelns muß verstanden werden. Windelband und Rickert dagegen leiteten die einzelnen Wissenschaftsarten - v.a. Geschichte und Naturwissenschaften - und ihre Erkenntnisziele nicht von materialen Besonderheiten der Erkenntnis-

objekte her; Wissenschaftsart und -ziel wurden durch formaltheoretische Deduktion festgelegt - allein das Erkenntnisinteresse bestimmt den Wissenschaftstypus, entscheidet über Ziel und Methodik wissenschaftlicher Arbeit. Will man etwa Erscheinungen in ihrer Individualität analysieren - egal, welche sachlichen Besonderheiten das Objekt aufweist - treibt man "Geschichte"; verfolgt man generalisierende Erkenntnisinteressen, befindet man sich auf "naturwissenschaftlichem" Gebiet. Auch Weber beruft sich explizit immer auf die formaltheoretische Position; faktisch organisiert er dann seine Methodologie von einem sachlich abgesteckten Gegenstandsbereich und läßt dessen "Qualitäten" grundlegenden Einfluß auf seine wissenschaftliche Bearbeitung zukommen. Denn Weber fordert sowohl für die individualisierende Geschichte und die generalisierende Soziologie eine verstehende Bearbeitung; und wenn die Kulturwissenschaften vom "Verstehen" her organisiert werden, dann wird materialen Qualitäten der "Objekte" großer Einfluß auf Wissenschaftstyp und Methode zugestanden. "Das Verstehen erfordert ein Objekt von ganz besonderer Qualität; für das Verstehen und somit auch für die Webersche Methodologie ist, aller anderen Behauptung zum Trotz, die Qualität des Materials von größter Wichtigkeit. Für den rein formaltheoretischen Standpunkt... Rickerts aber ist allein das Erkenntnisziel maßgebend." 1)

Vom gerade skizzierten Gegenstandsbereich und Erkenntnisziel der Kulturwissenschaften - der Erkenntnis der "Innenseite" fremder Subjektivität - ist nun Simmels erkenntnistheoretisch-methodologische Aufgabenstellung hergeleitet; die folgenden Ausführungen versuchen zunächst, den Rahmen abzustecken.

Einfache Überlegungen zeigen, daß das Erkennen fremder Subjektivität - sowohl in der Alltags- als auch Wissenschaftspraxis - ein von vielen subjektiven Voraussetzungen und intellektuellen "Formungen" des Erkennenden getragener Prozeß ist.

Vorgegeben und erfahrbar sind vom fremden Subjekt immer nur äußere Handlungsvollzüge; diesen unterlegen wir "seelische Vorgänge intellektueller, gefühls- oder willensmäßiger Art..."

1) G.Weippert, Die idealtypische Sinn- und Wesenserfassung und die Denkgebilde der formalen Theorie, in: Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, 100, 1940;

(Geschichtsphil.10) Ohne diese Deutung wäre "die Handlung jedes anderen nichts als eine sinn- und zusammenhanglose Zusammenwürfelung sprunghafter Impulse." (Geschichtsphil.10)

Ähnlich schreibt Weber, schon eingegrenzt auf das Gebiet wissenschaftlicher Praxis:

"Gesetzt, es gelänge der strengste empirisch-statische Nachweis, daß auf eine bestimmte Situation seitens aller ihr jemals ausgesetzt gewesenen Menschen, immer und überall ... genau der gleichen Weise reagiert worden sei ..., so würde das an sich die "Deutung" noch keinen Schritt weiterbringen; denn es würde ein solcher Nachweis ... uns noch nicht im geringsten in die Lage versetzen, zu "verstehen", 'warum' immer in jener Weise reagiert worden sei." (WL, 70)

Viele Faktoren leiten diese Deutungen: verinnerlichte kulturelle Muster, die Erfahrungen am eigenen Ich etc.

Im strengen Sinn bleiben diese Deutungen immer hypothetisch: "...alle Erfahrung als solche (führt) nur zu immer größerer Sicherheit, auf bestimmte Außerungen eines anderen immer bestimmte andere folgen zu sehen: das Mittelglied des seelischen Vorgangs, das diese an jene knüpft, kann seinem Wesen nach niemals erfahren werden." (Geschichtsphil.10)

Selbst die allein erfahrbare "Außenseite" der Handlung wird nicht einfach "abgebildet", sondern - in der Alltagspraxis - spontan-selbstverständlich durch Abstraktionen und Ergänzungen "zurechtgesehen": es werden einseitig bestimmte Handlungselemente akzentuiert und durch gar nicht unmittelbar gegebene Glieder ergänzt - ganz wie es ein auf Grund letztlich eigener Erfahrungen unterstellter Sinnzusammenhang verlangt. Ein Erzähler z.B. setzt, "mit dem besten Bestreben, bei der Wahrheit zu bleiben, ... zu dem unmittelbar Gesehenen Glieder hinzu, die das Ereignis in dem Sinne vervollständigen, den er aus dem wirklich Gegebenen herausgelesen hat..." (Geschichtsphil. 11,12).

Was ist innerhalb alltäglicher Praxis der "Beweis" für die "Richtigkeit" der Deutung fremder Subjektivität? Man ist sich des anderen "sicher", wenn sein auf Grund einer Deutung seines "Wollens" antizipiertes Handeln tatsächlich eintritt.

Simmel deutet an, daß im Prinzip alle Dimensionen des kulturwissenschaftlichen Erkenntnisvorgangs in der - wie es heute heißt - "lebensweltlichen" Praxis vorgebildet sind: "Wie wir fortwährend die gleichsam embryonalen Historiker unserer selbst sind, so, von der anderen Seite gesehen, vollenden und verabsolutieren wir als wissenschaftliche Historiker die Einstellungen und Formgebungen des vorwissenschaftlichen Lebens." (Hist.Verstehen, in: Brücke..., 60).

Subjektive Voraussetzungen und "Formungen" sind also sowohl für das Gebiet alltäglicher als auch wissenschaftlicher Praxis konstitutiv; was in der alltäglichen Praxis vorgebildet ist, muß durch Wissenschaft bewußt reflektiert und methodisch unter Kontrolle gehalten werden. Kulturwissenschaftliches Verstehen, überhaupt alle Elemente des wissenschaftlichen Erkenntnisvorgangs sind - um es noch einmal zu wiederholen - methodisch reflektierte Modifikationen alltäglichen ("lebensweltlichen") Sinn- und Situationsverständnisses.

Auch bei Weber findet man, freilich nur in Andeutungen, diese Einsicht: "Die Deutung des Historikers wendet sich aber nicht an unsere Fähigkeit, 'Tatsachen' als Exemplare in allgemeine Gattungsbegriffe und Formen einzuordnen, sondern an unsere Vertrautheit mit der täglich an uns herantretenden Aufgabe, individuelles menschliches Handeln in seinen Motiven zu 'verstehen'." (WL, 136)

Die Aufgabe einer Erkenntnistheorie der Kulturwissenschaft liegt nach diesen Ausführungen auf der Hand: es müssen an Zentralstellen des wissenschaftlichen Erkenntnisvorgangs die diese Wissenschaft erst "ermöglichenden" subjektiven Voraussetzungen und "Formungen" herausgearbeitet werden; und es muß gleichzeitig aufgezeigt werden, in welchem Sinne diesen Wissenschaften "Objektivität" zugesprochen werden kann.

Wenn nun Simmel die subjektiven Voraussetzungen und "Formungen" alltäglicher und Kulturwissenschaftlicher Praxis als "Aprioritäten" bezeichnet, so ist natürlich deutlich, daß diese gegenüber den Kantschen Aprioritäten grundlegende Differenzen aufweisen; ich versuche, diese Unterschiede zu skizzieren. Die Differenzen betreffen zunächst - auf Grund des geänderten Gegenstandsbereichs - den Inhalt des Apriori: Kants Apriori, das "Erfahrung überhaupt" erst möglich macht, bezeichnet für Simmel nur die erste Stufe einer Reihe, deren "niedere" in einzelne Gebiete der Erfahrung hinunterreichen: also die sich ändernden Voraussetzungen für besondere Lebensgebiete, deren theoretische Durchdringung Aufgabe der Kulturwissenschaft ist. Im Gegensatz zu den unsinnlichen, Erfahrung "überhaupt" erst zustande bringenden Kategorien, sind diese Voraussetzungen selbst empirisch gewonnen und der Veränderung unterworfen.

"Von ihnen dürfte sich zeigen, daß sie für spezielle Wissenszweige auch dann noch die volle Formungskraft des Apriori haben, wenn sie, von den höheren aus gesehen, die die Kantische Untersuchung allein in Betracht zieht, schon empirisch sind." (Geschichtsphil. 8) Gegenüber Kants Schroffer Trennung des Apriori von allem Empirischen nimmt Simmel gleitende, sich historisch ändernde Übergänge zwischen den unsinnlichen und den aus der Erfahrung gewonnenen Aprioritäten an.

Im erkenntnistheoretischen Abschnitt in der "Philosophie des Geldes" leitet Simmel von seinem relativistischen Erkenntnisbegriff einige methodische Maximen ab; für das Apriori fordert er: "Wenn also ... jeder vorliegenden Erscheinung gegenüber die Aufgabe besteht, in ihr über ihren sinnlich gegebenen Inhalt hinweg die dauernden apriorischen Normen zu suchen, von denen sie geformt ist - so besteht daneben die Maxime, jedem einzelnen Apriori gegenüber (...) die genetische Zurückführung auf Erfahrung zu versuchen." (Phil.Geld., 79)

Aus der inhaltlichen Differenz des Simmelschen Apriori gegenüber demjenigen Kants ergibt sich zugleich - wie es schon anklang - eine Relativierung seiner Geltung - die Konsequenz dessen, daß der "Träger" des Apriori jetzt nicht mehr ein Transzendentalsubjekt, sondern das empirische Individuum ist. Die "Aprioritäten" sind historischer Änderung unterworfen, haben teilweise den logischen Status einer - gegebenenfalls zu revidierenden - Hypothese.

.

3) Das "Geschehen" und das wissenschaftliche Konstrukt;
die Wertbeziehung

a) Das "Geschehen"

Nach dieser Bestimmung der Aufgabe einer kulturwissenschaftlichen Erkenntnistheorie ist in Umrissen deren positive Durchführung zu zeichnen. Den Ausgang bildet eine Charakterisierung der von wissenschaftlichen - auch alltagspraktischen - Gesichtspunkten noch nicht "zurechtgesehenen", in diesem Sinne noch "ungeformten" Wirklichkeit. Erkenntnistheorie zeigt dann Schritt für Schritt, wie - auf Grund welcher "Aprioritäten" - sich aus diesem noch unbearbeiteten Objekt das Konstrukt der Wissenschaft herauschält.

Simmel nennt die kulturwissenschaftlicher Forschung vorgegebene Wirklichkeit "Geschehen". (vgl. z.B. Beiträge zur Phil.d. Geschichte, in: Das ind.Gesetz, 33)

Geschehen meint bei Simmel ein in Hinsicht der Zeitlichkeit kontinuierliches Ineinanderübergehen, Sich-Verweben mannigfaltiger sinnhaft heterogener Elemente. In der noch nicht von bestimmten Perspektiven aus "zurechtgesehenen", "vereinseitigten" Wirklichkeit ist das sinnhaft Zusammengehörige nicht ein zeitlich Zusammenhängendes, sondern durchbrochen, auseinandergerissen, gekreuzt durch eine Vielzahl sinnhaft unterschiedlicher Momente. (vgl.v.a.: Formung..., 152-162). Schon in einer seiner frühesten Schriften deutet Simmel diese prinzipielle Diskrepanz zwischen sinnhaft und zeitlich Zusammengehörenden im "Geschehen" an; in der "Moralwissenschaft" spricht er von einem "Kontinuum mannigfaltigster, ineinander verschlungener Elemente." (Moralwiss., Bd.II,423). Ich werde später noch aufzeigen, daß für Simmel die "Geschehenswirklichkeit" nicht ohne Struktur, kein "Chaos" ist - das hätte absurde Konsequenzen für den Begriff der Wissenschaft.

Einfache Konsequenz dieser Charakterisierung des "Geschehens" ist, daß Wissenschaft - jedenfalls fern metaphysischer Prämissen - die ganze "unendliche" Vielfältigkeit der Wirklichkeit nicht durchdringen kann; auch die Naturwissenschaft bei ihrem freilich anderen Erkenntnisobjekt ist dies nicht möglich: auch das einfachste "(reale Objekt enthält) eine solche Unabsehlichkeit von Eigenschaften und Beziehungen, daß keine von uns aufstellbare Reihe von Begriffen und also von Gesetzen sie erschöpfen (könnte)". (Das ind. Gesetz, 179, 180)

Wissenschaft, auch die vorwissenschaftliche denkende Aneignung von Wirklichkeit, kann immer nur einen bestimmten Teil der Wirklichkeit erfassen. Das in logisch-systematischer Hinsicht erste Verfahren, daß Kulturwissenschaft überhaupt "möglich" macht, das das "Geschehen" auf die Ebene des wissenschaftlichen Konstrukts transponiert, besteht also in dem Vollzug eines Auslesevorgangs.

Weber baut seine Methodologie auf ganz dem gleichen Wirklichkeitsbegriff auf. Freilich sind seine Charakterisierungen teilweise so verschwommen, daß dadurch manchmal seine ganze Methodologie mißverstanden wurde. Wie bei Simmel dienen Webers Aussagen über die von wissenschaftlichen oder alltäglichen Perspektiven noch nicht "vereinseitigte" Wirklichkeit lediglich dazu, die Unmöglichkeit des "naiven Realismus", "Abbilderkenntnis" zu erreichen, aufzuweisen. Webers Intention ist es lediglich, das zu verdeutlichen, was Simmel kurz so ausdrückt: "Eine Wissenschaft von der Totalität des Geschehens ist nicht nur wegen ihrer nicht zu bewältigenden Quantität ausgeschlossen, sondern weil es ihr an einem Gesichtspunkt fehlen würde, den unser Erkennen braucht... Es gibt kein Erkennen überhaupt, sondern immer nur eines, das durch qualitativ determinierte, also unvermeidlich einseitige Einheitsbegriffe geleitet und zusammengehalten wird." (Geschichtsphil. 68) Nur sind Webers Äußerungen teilweise so lesbar, als stelle er sich die Wirklichkeit alltäglicher Praxis als einen "chaotischen Strom von Geschehnissen" (vgl. WL, 214) vor. Eine solche merkwürdige Auffassung hätte dann - und zwar nicht nur für den Wissenschaftsbegriff - absurde Konsequenzen, Tenbrucks Fehlinterpretation steht für viele andere: "Wirklichkeitswissenschaft ist also ... mitnichten eine Wissenschaft von der Wirklichkeit. Sie meint vielmehr ein Verfahren, das aus dem Chaos der Erscheinungen willkürlich Momente herausgreift, zusammenbindet und willkürlich einigen Kausallinien dieses Komplexes folgt. Fragt man nach der Rechtfertigung eines solchen Verfahrens, so ergibt sie

sich seltsamerweise aus der Formlosigkeit der Wirklichkeit."¹

b) Der Auslesevorgang und seine logische Deutung

Auslese heißt: nach einer Durchmusterung des betreffenden Wirklichkeitsbereichs wird von einem Sachbegriff, einem "qualitativ determinierten Einheitsbegriff" (Geschichtsphil. 68) aus ein bestimmter Teil der Wirklichkeit als zu untersuchendes Objekt fixiert. Wie später Weber nennt Simmel dieses aus dem "Geschehen" "herausgeschnittene" Objekt "historisches Individuum". Selbstverständlich meint dieser Begriff nicht nur Einzelpersonen; er bedeutet eine umfassende Bezeichnung für qualitativ charakterisierte Sondergebilde". (vgl. Geschichtsphil. 189, Fußn.) Die weitere wissenschaftliche Aufgabe besteht dann entweder in der Herausarbeitung der Ursachen (bzw. Wirkungen) für dieses historische Individuum; oder in der - von Kausalzusammenhängen absehbenden - Aufschlüsselung sinnhafter Gemeinsamkeiten zwischen diesem historischen Individuum und anderen Wirklichkeitsbereichen - etwa in der Deutung der sinnhaften Beziehungen zwischen der religiösen und politischen Verfassung einer Gesellschaft.

Gibt es nun irgendwelche, im zu untersuchenden "Material" liegende Kriterien für die Wahl der die Erkenntnis leitenden "Einheitsbegriffe"? Für Simmel gibt es allerdings eine Objektgebundenheit der Wissenschaft erst ermöglichenden Sachbegriffe; das "Material" gibt auf manche "sichere Anweisung", auf andere nicht. (vgl. Geschichtsphil. 73, 74) So gibt es Sachbegriffe, von denen sich "wichtige" und solche, von denen sich "unwichtige" Seiten des Geschehens erschließen; ohne diese Erkenntnismöglichkeit wäre der Gedanke der inhaltlichen Objektivität wissenschaftlicher Erkenntnis nicht möglich. Dies bedeutet natürlich nicht, daß das "Objekt" sozusagen entscheidet, welche seiner "Seiten" - ob "wichtige" oder "unwichtige" - untersucht werden sollen.

1) F. Tenbruck, in: Die Genesis der Methodologie Max Weber, in: KZfSS, 11, 1959

Die Erkenntnis der sachlichen Tragweite der "einheitsstiftenden Kategorien" unterliegt nun unvermeidlicherweise einem Zirkel: probeweise, "hypothetisch oder dogmatisch" (Geschichtsphil. 25) wird mit einem bestimmten Sachbegriff die Interpretation des Materials begonnen; dessen sachliche Relevanz erweist sich dadurch, wie weit sich das Material der Interpretation durch diese "Kategorie" zugänglich zeigt; der Sachbegriff kann dann, falls seine "sachliche Reichweite" begrenzt ist, u.U. durch einen anderen ersetzt werden - "einer der häufigen Fälle geistiger Bewegungen, in denen zuerst die Voraussetzungen ihre Folgen, dann aber die Folgen ihre Voraussetzungen tragen." (Geschichtsphil. 26) Es finden so also die "einheitsstiftenden" Begriffe der Wissenschaft ihre sachliche Legitimation im "Stoff", sie sind nicht willkürlich. Freilich kann derselbe Wirklichkeitsbereich unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden; jedesmal stellt er sich verschieden hinsichtlich seiner Eigenschaften dar - wie in einem "Spiegel mit besonderen Brechungswinkeln" (Geschichtsphil. 73); nie wird er in seiner vollen Individualität faßbar.

Wie ist nun aber die schließliche Entscheidung für einen bestimmten erkenntnisleitenden Sachbegriff logisch zu deuten?

Daß ein, durch einen bestimmten "einheitsstiftenden Begriff" determinierter Wirklichkeitsbereich zum Objekt wissenschaftlicher Analyse gewählt wird, ist lediglich dadurch zu erklären, daß der Erkenntnis gerade dieses aus der Totalität der Wirklichkeit abstrahierten "Individuums" - gerade wegen dessen Besonderheit - ein Wert zugesprochen wird; ein Wert, der in letzter Instanz in einer nicht zu rationalisierenden subjektiven Schätzung besteht. Simmel und Weber sind sich hinsichtlich der Subjektivität der kulturwissenschaftlichen Gegenstandsbestimmung - gegen Rickert - einig. Ein System überhistorischer, absolut geltender Werte anzunehmen, auf das sich der Wissenschaftler nur asketisch zu beziehen habe, ist für beide von vornherein verfehlt. (vgl. z.B. WL, 152)

Simmel schreibt über die prinzipielle Subjektivität des kulturwissenschaftlichen Auswahlverfahrens: "Die erste übertheoretische Tatsache innerhalb der Historik ist das Interesse, das die Theorie überhaupt motiviert. Das Erkennen als Ganzes kann ersichtlich nicht aus dem Erkennen hervorgehen ...; es gibt ... unzählige mögliche Gegenstände eines Erkennens, an die man ein solches nicht wendet, weil ihrem Erkenntnisbild als solchem der Wert fehlen würde..." (Geschichtsphil. 175,76). Die Subjektivität dieser Wertung schlüsselt Simmel an anderer Stelle genauer auf; er zeigt, daß sog. "Wertbeweise" immer diegleiche Struktur haben, in Wirklichkeit Wertübertragungen sind: "Alle Beweise für den Wert (eines Objekts) bedeuten nur die Nötigung, den für irgendein Objekt bereits vorausgesetzten und jetzt augenblicklich fraglosen Wert auch einem anderen, jetzt fraglichen Objekt zuzuerkennen...; was wir durch Wertbeweise einsehen, (ist) immer nur die Überleitung eines bestehenden Wertes auf neue Objekte...; (dadurch wird weder) das Wesen des Wertes selbst, noch der Grund, weshalb er ursprünglich auf denjenigen Gegenstand geheftet wurde, der ihn nachher auf andere ausstrahlt, (berührt)." (Phil.Geld., 6)

Wenn es nun keine "Voraussetzungslosigkeit" hinsichtlich der Bestimmung des Objekts kulturwissenschaftlicher Forschung gibt, diese Gegenstandsbestimmung vielmehr nur durch eine letztlich subjektive Wertbeziehung möglich ist, dann ist diese die fundamentalste "apriorische" Voraussetzung der Kulturwissenschaft überhaupt. Die fundamentalste, weil sie - da durch sie erst die Objektbestimmung "möglich" ist - noch unterhalb des spezifisch wissenschaftlichen Erkenntnisvorgangs angesiedelt ist.

Von der prinzipiellen Subjektivität des Ausgangs der wissenschaftlichen Arbeit und der unaufhebbaren Einseitigkeit ihrer Resultate her ist Simmels Kritik am ökonomistischen Marxismus konzipiert: dieser verwechselt das durch die subjektiven Erkenntnisinteressen geformte wissenschaftliche Konstrukt mit der Unmittelbarkeit des wirklichen historischen Ablaufs;

verwechselt darüber hinaus ein lediglich heuristisches Prinzip - die Aufschlüsselung historischer Abläufe von den Produktionsverhältnissen her - mit einem Bewegungsgesetz der Geschichte. (vgl. Geschichtsphil. 212 ff.) Eine derartige monokausalistische Geschichtsauffassung impliziert einen voreiligen dogmatischen Abbruch des Erkenntnisprozesses. (vgl. Webers prinzipiell gleiche Kritik am ökonomistischen Marxismus: WL, 166 ff, Positiv möchte Simmel den wissenschaftlichen Erkenntnisprozeß an folgenden Maximen ausgerichtet wissen: wie Weber fordert er zunächst - allerdings nicht in so rigoristischer Terminologie - Rechenschaftslegung über die subjektiven Voraussetzungen und objektiven Grenzen der Erkenntnis. Weiterhin postuliert er, die verschiedenen Perspektiven, Erkenntnisinteressen und methodischen Prinzipien innerhalb der jeweiligen Wissenschaft und zwischen den verschiedenen Kulturwissenschaften nicht starr gegeneinander abzuschließen; sie müssen sich ergänzen, aufeinander hinweisen. "Materialistische" und "idealistische" Ansätze z.B. sollten aus ihrem unvermittelten Nebeneinander gelöst und in den Rang heuristischer, beständig in Wechselwirkung zueinander stehender Prinzipien versetzt werden.

Nie allerdings gibt es ein "vollständiges" Erfassen der Wirklichkeit - Auffassungen dieser Art beruhen immer auf realistischen Selbsttäuschungen; wissenschaftliche Erkenntnisse und wissenschaftliche Wahrheit haben immer nur approximativen Charakter.

c) Die Differenzen zwischen dem "Geschehen" und dem wissenschaftlichen Konstrukt

Aus den vorhergehenden Ausführungen läßt sich schon jetzt das Verhältnis des wissenschaftlichen Konstrukts zur wissenschaftlich unbearbeiteten Wirklichkeit bestimmen.

Wenn das wissenschaftliche "Bild" von einem "qualitativ

determinierten Einheitsbegriff" aus entwickelt ist, dann bedeutet dies: gegenüber der Vielseitigkeit der im "Geschehen" sich kreuzenden, sinnhaft heterogenen Handlungsreihen ist von dem erkenntnisleitenden Sachbegriff aus eine eindeutige, eine "lineare Synthese" konstruiert, ein Zusammenhang fingiert, "dessen Inhalte auf die Schnur e i n e s Begriffs aufgereiht sind." (Formung, 160)

Durch Abstraktionen und Ergänzungen ist das Konstrukt zustandegebracht: so wird z.B. von der leitenden Idee "Politik" aus alles Nichtpolitische nicht erfaßt; die "politischen" Momente werden zu einem neuen, im "Geschehen" nur in Annäherungen vorhandenen Bild geformt: der "Auch-Politiker" wird zum "Nur-Politiker" - dies im übrigen ein "Übersehen" des faktischen "Sowohl-Als-Auch", das unreflektiert auch in der alltäglichen Praxis geübt wird: immer gestaltet sich von einer bestimmten - etwa beruflichen - "Kategorie" aus das Bild des Anderen, trotz des Wissens, daß der Andere nicht in diesem Bild aufgeht.

Evident ist, daß die Zeitstruktur des wissenschaftlichen Konstrukts eine andere als die des Geschehens ist: gehen die sinnhaft heterogenen Reihen im "Geschehen" ineinander über, so sind im Konstrukt die im Geschehen zeitlich auseinanderliegenden, aber sinnhaft zueinander "passenden" Momente aneinandergebunden. Im folgenden Zitat sind die verschiedenen Differenzen zwischen dem "Geschehen" und dem wissenschaftlichen Bild aufgeführt: "Die politische Geschichte eines Herrschers etwa erfaßt aus der Kontinuität eines reichen und nach allen Seiten hin expansiven Lebens die politisch wichtigen Gedanken und Betätigungen und formt daraus einen politischen und als solchen kontinuierlichen Lebenslauf. Schwerlich ist irgendein Moment desselben in (dieser) Isolierung verlaufen...; statt dieses Zusammenhangs, der keiner Wissenschaft erfaßbar ist, erbaut der Historiker einen neuen, von dem Vereinheitlichungsbegriff: Politik aus, der vielleicht in dieser ab-

strakten Klarheit niemals in das Bewußtsein des Subjekts getreten ist. Schon das Gleichnis ginge zu weit, daß hiermit aus dem vielfältigen Gewebe des Lebens ein einzelner Faden herausgelöst und den anderen gegenüber, in die die Wirklichkeit ihn, tragend und getragen verspinnt, zu einem selbständigen Gewebe verarbeitet wird. Denn es fehlt die Ununterbrochenheit, mit der die Stücke eines Fadens in sich zusammenhängen; es handelt sich vielmehr um die Stücke eines Gewebes, die nur gelegentlich und nur teilweise innerhalb des Ganzen miteinander verbunden sind und erst von einem Gesichtspunkt aus, den der Betrachtende als einen allein herrschenden und Einheit erzwingenden herbeibringt, eine 'Geschichte' bilden." (Formung..., 154)

Angemerkt sei, daß das, was Simmel in seiner Lebensphilosophie den "Fragmentcharakter des Lebens" genannt hat, sich inhaltlich an diese Ausführungen anschließt. Das Leben verwirklicht immer nur Bruchstücke der nur ideell einheitlichen, in sich "bündigen" Zusammenhänge, die etwa die Wissenschaft konstruiert; es wird immer bestimmt durch mehrere, sich faktisch überlappende, deshalb nie vollkommen zu verwirklichende Inhalte. (vgl. Lebensansch. (2), 35)

Das Vorhergehende deutete bereits an, was Simmel meint, wenn er von einem "funktionellen Verhältnis" (vgl. Geschichtsphil. 227 f.) zwischen dem wissenschaftlichen Konstrukt und dem "Geschehen" spricht. Die "Vorformung" des wissenschaftlichen Bildes im Stoff expliziert Simmel an einem Beispiel: "Hat man z.B. die Lektüre eines Buches unterbrochen und nimmt sie nach Tagen oder Wochen wieder auf, so schließt sich in uns das jetzt Gelesene an jenes frühere ohne Lücke an, der psychologische Augenblick trägt die durch den sachlichen Inhalt gegebene Fortsetzung, als ob alles inzwischen Erlebte und Gedachte nicht dazwischen läge. Und so verhält es sich offenbar auch mit den wissenschaftlichen Gedanken eines Gelehrten, mit den politischen Aktionen eines Fürsten, mit der Durchführung aller vielgliedrigen Pläne..." (Formung., 155, 156). "Das dem Sinne nach fortwährend Durchbrochene wächst dennoch, von diesem Sinne geleitet, fortwährend wieder zusammen..." (Formung...,

157,158). So besteht also die von einem Sachbegriff aus geleitete wissenschaftliche Synthese im "Stoff" schon in Ansätzen, erfordert das "Bedürfnis der Historik ... oft nur eine Steigerung, Systematisierung, logische Vollendung dessen" (vgl. Geschichtsphil. 34), was im "Geschehen" schon enthalten ist.

4) Das Verstehen

Erkenntnistheoretisch relevante Probleme der eigentlich wissenschaftlichen Arbeit berührten die vorhergehenden Ausführungen erst andeutend. Denn die Beschreibung und logische Deutung der Objektbestimmung betrifft eine Schicht, die der kulturwissenschaftlichen Analyse vorgelagert ist; und beim Aufweis einiger Unterschiede zwischen dem Konstrukt der Wissenschaft und dem "Geschehen" wurde die Analyse als bereits geleistet vorausgesetzt.

Erst der Versuch, das "Verstehen" erkenntnistheoretisch zu fassen, - im nächsten Abschnitt dann die Beschreibung der logischen Struktur kulturwissenschaftlicher "Gesetze" - dringt in den kulturwissenschaftlichen Arbeitsprozeß ein.

a) Der Typus des Verstehens •

Es wurde schon beschrieben, daß die Kulturwissenschaften im Sinne Simmels und Webers menschliches Handeln primär nicht erklären, d.h. es "als 'möglich' im Sinne der Vereinbarkeit mit unserem nomologischen Wissen 'begreiflich' (machen)" (Weber, WL, 67) wollen; sondern die Kulturwissenschaften wollen menschliches Handeln verstehen, d.h. - wie Weber es ausdrückt - "ein 'innerlich' 'nacherlebbares' konkretes 'Motiv' oder einen Komplex von solchen ermitteln, dem (sie) es ... zurechnen" (WL, 67); und diese Möglichkeit und Notwendigkeit des "Verstehens", "welche für andere Objekte nur auf dem Boden der Metaphysik ein Analogon

(findet)" (WL 12), begründet die spezifische "Mehrleistung" (vgl. WL, 69) kulturwissenschaftlicher gegenüber der nur "erklärenden" naturwissenschaftlichen Erkenntnis.

Webers anfänglich zitierte Äußerung deutet darauf hin, welcher Typus des Verstehens im Vordergrund kulturwissenschaftlichen Arbeitens steht; es geht um das Verstehen der subjektiven Motive für menschliches Handeln. Von dieser Verstehensart unterscheidet Simmel eine andere, die natürlich Voraussetzung für jene ist: das objektive Verstehen des Sinnes von Handlungsprozessen oder sprachlichen Äußerungen. Er exemplifiziert den Unterschied beider Verstehens-typen so: das objektive Sinnverstehen, etwa sprachlicher Äußerungen richtet sich nicht eigentlich auf den Sprechenden. Er ist nur der an sich irrelevante Übermittler eines interessierenden Denkinhalts. Der Sprechende "vermittelt mir nur (den) Inhalt und wird nachher sozusagen wieder ausgeschaltet..." (Geschichtsphil. 37,38) Alfred Schütz definiert diesen die Bewußtseinsabläufe des Handelnden ausklammernden Verstehens-typus folgendermaßen: "Wird ein Erzeugtes schlicht als Erzeugnis... interpretiert, so heißt das, daß der Deutende seine erfahrenden Akte von diesem Gegenstand in Selbstausslegung unter seine vorrätigen Deutungsschemata subsumiert."¹ "Der objektive Sinn eines uns vorgegebenen Erzeugnisses wird ... keineswegs als Zeugnis für ein besonderes Erleben eines besonderen Du gedeutet..."²

Erst das Verstehen der Handlungsmotive richtet sich über die Handlung hinaus auf den Handelnden; und dieser Verstehens-typus steht im Vordergrund kulturwissenschaftlicher Erkenntnis. Weber, der diese beiden Typen des Verstehens von Simmel übernimmt (vgl. WL, 93 ff.), grenzt die primäre Zielrichtung kulturwissenschaftlicher Erkenntnis genauso ein.

1) Alfred Schütz, Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt, Frankfurt 1974, S.187

2) ebenda, 190

Die Handlungsmotive - als Sinnzusammenhänge, die dem Handelnden als sinnhafte Gründe seines Handelns erscheinen (vgl. Wirtsch.u.Gesellsch.,8) - können natürlich eine sehr unterschiedliche inhaltliche Qualität haben. Weber etwa unterscheidet drei - wie er meint - nicht ineinander überführbare inhaltliche Dimensionen von Handlungsmotiven: werthafte, affektuelle und utilitarische subjektive Bestimmungsgründe des Handelns. Für Weber und Simmel sind diese Bestimmungsgründe eingebettet in die Spezifik des historisch gewordenen gesellschaftlichen Bedeutungsgefüges; an diesen sind sie orientiert und durch sie sind sie strukturiert.

Die handlungsbestimmenden Sinnzusammenhänge können nun im Verstehensakt - auch im alltäglichen - nie "abgebildet", unverändert wiederholt werden. Das Verstehen basiert immer auf "psychologischen Konstruktionen, Analysen und Zusammenfassungen" (vgl.Geschichtsphil. 74); das Verstandene ist ein Konstrukt, das zur Faktizität des Fremdbewußtseins immer nur "funktionelle Beziehungen" hat.

Daß Fremdverstehen keine "Abbildung" fremden Bewußtseins sein kann, wie es die Adäquationstheorie des Historismus glaubt, sucht Simmel zunächst in einer erkenntnistheoretischen Grundsätzlichkeit zu bestimmen, die unterhalb dessen bleibt, was man als logische Reflexion von Intentionen und Strukturen kulturwissenschaftlicher Arbeit bezeichnen kann.

Exkurs: Die Unausbleiblichkeit der Umformung des Fremdbewußtseins

In zunächst noch tastenden Formulierungen bestimmt Simmel Fremdverstehen zwar als "Nachbildung" der subjektiven Sinnzusammenhänge des Anders; direkt anschließend aber bezeichnet er diese Beschreibung schon als mißverständlich-oberflächliche Charakterisierung. "Nachbildung" kann nicht "Abbildung" fremder Bewußtseinsinhalte sein, denn: "Wir behaupten doch, ... (z.B. die Affekte anderer) zu verstehen, ohne daß die Äußerungen, auf die hin das Bild solcher Affekte in uns entsteht, uns in die gleiche Befangenheit in ihnen versetzte." (Geschichtsphil. 39) Zwar würden im Verstehensakt die Inhalte fremden Bewußtseins irgendwie erzeugt, aber

sie seien als verstandene "umgeformt". "In irgendeiner Umbildung scheint ... die Wiederholung der im anderen vorgehenden Bewußtseinsakte mit dem Verständnis seiner verbunden und für dasselbe unentbehrlich." (Geschichtsphil. 40)

Simmel verläßt nun diese vorläufigen Formulierungen und fragt nach dem "letzten Motiv", dem logisch wichtigsten Grund für die Art und Unausbleiblichkeit dieser "Umbildung". Simmels etwas unübersichtlicher Gedankengang läßt sich folgendermaßen systematisieren:

Wie die "Natur", so ist auch fremde Subjektivität nie in ihrem "An-Sich" gegeben und greifbar - die erkannten fremden Bewußtseinsprozesse sind bestimmte, vom Erkennenden produzierte "Vorstellungsverbindungen". Fremdverstehen muß als ein produktiver Akt des Erkennenden aufgefaßt werden, dessen Spezifik und erkenntnistheoretische Problematik folgende Beschreibung verdeutlicht: die vom Verstehenden "erzeugten Bewußtseinsgebilde" werden im Verstehensakt sofort als die eines Du vorgestellt - die im und vom Verstehenden "produzierten Vorgänge" sind also zugleich nicht die seinigen; obgleich er sie vorstellt und sie also seine Vorstellungen sind, sind sie doch sofort als die eines anderen gedacht - und dieses "durchdringt ihren Inhalt, (begleitet) ihn unmittelbar als sein Exponent..." (Geschichtsphil. 41)

Verstehen ist also ein Bewußtseinsprozeß, in dem sich die Bewußtseinsinhalte des Verstehenden von vornherein gleichsam über diesen hinaus "erstrecken" (vgl. Geschichtsphil. 52), ist der Konstitutionsakt eines Anderen im Verstehenden.

Für Simmel liegt also der grundlegende Ansatz für das Verstehensproblem darin, daß das Erkenntnissubjekt im Erkenntnisakt zugleich aus seiner Subjektivität heraustritt, ein inneres Gegenüber in sich konstituiert, selbsterzeugte Bewußtseinsinhalte von vornherein als die eines andern denkt.

Diese fundamentale Tatsache nun, die Konstitution eines Nicht-Ich im Verstehenden, ist von den Prämissen der "Adäquations-

theorie" aus zu erklären unmöglich. Diese sucht den Unterschied zwischen natur- und kulturwissenschaftlicher Erkenntnis dadurch zu charakterisieren, daß in letzterer sowohl Subjekt als auch Objekt der Erkenntnis "Geist" sind und folgert aus dieser Identität, daß trotz der zwischen dem Ich und dem Nicht-Ich vermittelnden "Veräußerlichungen, Umsetzungen und Symbolisierungen" (Geschichtsphil.40) ein "Seelenvorgang...genau in einer anderen Seele (abgespiegelt werden könne)." (Geschichtsphil.41)

Simmel betont nun, daß bei einer derartigen Folgerung Eigen- und Fremdobjektivität zusammenfielen; daß bei einer derartigen Identität der Andere nicht als Anderer erfahrbar wäre; daß die Konstitution eines Nicht-Ich im Ich, eine "Erstreckung" der Bewußtseinsinhalte des Erkennenden über diesen hinaus unmöglich wäre. Eine Nie-Erreichbarkeit fremden Bewußtseins in seiner unmittelbaren Wirklichkeit erweist sich so als Bedingung der Möglichkeit dafür, daß der Andere als Anderer erfahrbar wird, daß der Erkennende - ein Nicht-Ich in sich konstituierend - aus seiner Subjektivität heraus-treten kann.

Wie von einer nie einholbaren Differenz zur unmittelbaren Bewußtseinswirklichkeit des andern ausgegangen werden muß, genauso muß eine Nie-Erreichbarkeit der Unmittelbarkeit eigener psychischer Vorgänge angenommen werden; in der denkenden Erfassung seiner selbst tritt sich der Erkennende - über sich urteilend - gleichsam als ein anderer gegenüber: "Indem (bestimmte psychische Vorgänge) jetzt als Vorstellungen eines anderen reproduziert werden, machen sie eine psychische Umformung durch, die sie von dem eigenen Erlebnis der erkennenden Persönlichkeit ebenso abhebt, wie sie von dem der erkannten Persönlichkeit abgehoben sind." (Geschichtsphil. 42).

Simmels erkenntnistheoretische Überlegungen über die Konstitution des Du im Ich finden sich - in anderer Begrifflichkeit - in Husserls Theorie der Fremderfahrung in der fünften Cartesianischen Meditation wieder .

Unübersehbar ist auch der Einfluß dieser Gedanken auf Weber - Webers Bemerkungen über die Unmöglichkeit der 'Abbildung' der Erlebnismöglichkeit (vgl. v.a. WL, 104 u. WL, 110), "meinen" dasjenige, was Simmel in seiner "Geschichtsphilosophie" entwickelte.

Die folgenden Ausführungen Simmels verlassen nun diese ganz grundsätzliche erkenntnistheoretische Ebene; sie lassen sich als Fortführung der in diesem Abschnitt anfänglich behandelten verstehenstheoretischen Darlegungen auffassen. In ihnen geht es primär um die Aufschlüsselung von Konstruktionsprinzipien des kulturwissenschaftlichen Verstehensprozesses und um eine erkenntnistheoretische Charakterisierung des entwickelten Konstrukts der handlungsbestimmenden Sinnzusammenhänge.

b) Die erkenntnistheoretische Bestimmung kulturwissenschaftlichen Verstehens

1. Das kulturwissenschaftliche Erkenntnisinteresse - im Sinne Simmels - zielt darauf, einzelne Handlungen oder die typische Handlungsrichtung von Individuen und Gruppen aus einer "Einheit" handlungsmotivierender Sinnzusammenhänge zu verstehen. Was meint Simmel mit dieser "Einheit" und wie wird sie wissenschaftlich erarbeitet? Die folgenden Überlegungen dienen nur einer ersten Annäherung.

In seinen religionssoziologischen Analysen verfährt Max Weber - grob skizziert - folgendermaßen: er entwickelt ein idealtypisches Konstrukt handlungsbestimmender Sinnzusammenhänge, indem er sinnhaft zusammengehörige Momente, die für die Eigenart des Handelns einer Gruppe eine vermutete Relevanz haben, zusammenschließt; indem er sinnhaft zueinander "passende" Glieder, die in der Realität "diffus" und "diskret" (vgl. WL, 191) in den verschiedensten Lebensbereichen sich finden und durch heterogene Sinnzusammenhänge gekreuzt und durchbrochen werden, vereinheitlicht; und indem er diese aufeinander verweisenden, einander "adäquaten" Sinnzusammenhänge, die in der Realität in sehr unterschiedlich ausgeprägter sinnhafter Konsequenz vorhanden sind, auf ihren sinnhaft eindeutigsten Ausdruck bringt. Dieser "Einheit" in sich schlüssiger subjektiver Sinnzusammenhänge ordnet Weber dann eine typische Handlungsrichtung

der Gruppe zu. Den Weberschen Idealtyp zeichnet damit Bezug zur Wirklichkeit als auch Konstruktivität aus; er bringt sozusagen eine charakteristische Tendenz aus der Mannigfaltigkeit der Wirklichkeit - handlungsrelevante, qualitativ gleichartige, aber sehr unterschiedlich konsequent ausgebildete, in verschiedenen Handlungsbereichen empirisch aufweisbare Sinnzusammenhänge - auf ihren gedanklich eindeutigsten Ausdruck.

Wie Weber, so glaubte auch Simmel, nur mit einem solchen Konstrukt handlungsmotivierender Sinnzusammenhänge die Ursachen für einzelne Handlungen und typische Handlungsrichtungen von Individuen und Gruppen fassen zu können. In eher einleitenden Charakterisierungen zur Konstruktion dieser "Einheit" hebt Simmel zunächst einmal den Zirkel hervor, dem der kulturwissenschaftliche Erkenntnisgang hierbei unterliegt. Ansatzpunkte für die Konstruktion der "Einheit" handlungsbedingender Sinnzusammenhänge sind immer die verschiedenen realen Handlungen von Gruppen oder Personen, in denen ihr subjektives Meinen und Wollen - egal, ob es ihnen selbst klar bewußt ist - wahrnehmbar zum Ausdruck kommt.

Die in und über die einzelnen Handlungen faßbaren dominanten handlungsmotivierenden Sinnzusammenhänge - in den einzelnen Handlungsvollzügen natürlich unterschiedlich konsequent ausgeprägt und von heterogenen Sinnmomenten gekreuzt - werden vereinheitlicht, zu hoher sinnhafter Konsequenz gesteigert und dann als Ursache der verschiedenen Handlungen aufgefaßt. "Es liegt hier also der oft gerügte Zirkel vor, der aus gegebenen Erscheinungen eine verursachende 'Kraft' konstruiert, um aus dieser dann jene zu 'erklären'. Und dennoch ist er hier unausweichlich." (Geschichtsphil. 28) Zwischen der Konstruktion sinnhafter Bestimmungsgründe des Handelns von "Gruppen" und derjenigen von Einzelindividuen besteht kein grundsätzlicher Unterschied: die für die typisch gleichartigen Handlungen von Mitgliedern einer Gruppe zu erschließenden sinnhaften Momente, die natürlich bei den einzelnen Mitgliedern unterschiedlich konsequent ausgeprägt sind, werden zu einer einheitlichen Totalität geformt und zu sinnhafter

Eindeutigkeit gesteigert. Diese Einheit von handlungsbestimmenden Motiven ist "ein bloß ideelles Gebilde, eine Fiktion, im Kopf des Historikers erwachsen als Synthese zerstreut gelegener Realitäten. Sie kommt auf dieselbe Weise zustande, wie auch die charakterologische 'Einheit' der individuellen Seele. Die inhaltliche Verwandtschaft von Vorgängen, ihre funktionellen Beziehungen, die Möglichkeit ihrer teleologischen Anordnung - all dies bewirkt die Projektion auf eine bestimmt charakterisierte Einheit, die nun von sich aus entscheidet, ob der Anspruch weiterer Momente auf Zugehörigkeit zu ihr anerkannt werden kann oder abgewiesen werden muß." (Geschichtsphil. 33)

2. Die weiteren erkenntnistheoretischen Überlegungen zur Konstruktion der handlungsbestimmenden "Einheit" fremden Bewußtseins machen deutlich, wie schwer es fällt, selbstverständlich vollzogene Prozesse wissenschaftlicher Praxis logisch zu analysieren.

Wie immer wieder hervorgehoben, richtet sich das kulturwissenschaftliche Verstehen auf eine ganz spezifische Art von Inhalten, die es dann zu einer ganz spezifischen "Einheit" formt: es richtet sich zwar auf z.B. religiöse, rechtliche oder philosophische Inhalte; diese Inhalte interessieren aber nicht in ihren logischen Verknüpfungen, in ihrer ideell-objektiven Gültigkeit, die sie etwa in einem philosophischen Gedankenbau besitzen; sie interessieren nicht in der ideellen Schlüssigkeit, die sie als Bestandteile eines Rechtssystems oder religiösen Dogmas haben. In dieser Form sind die Inhalte gerade von jeder Subjektivität empirischer Individuen unabhängig. Das kulturwissenschaftliche Verstehen zielt auf die Gestaltung und Bestimmtheit z.B. religiöser, rechtlicher oder philosophischer Inhalte, die diese als handlungsmotivierende Sinnzusammenhänge besitzen. Es geht nicht um den "Sachgehalt des Psychologischen", sondern um "das Psychologische als Sachgehalt". (Geschichtsphil. 46)

Es ist bekannt, daß auch Weber - ohne daraus erkenntnistheoretische Konsequenzen abzuleiten - diese Differenz immer wieder unterstreicht: etwa im "Objektivitätsaufsatz" in der Unterscheidung zwischen Inhalten in ihrer logisch-ideellen Beziehung und denselben in ihrer psychologischen Verarbeitung (vgl. WL, 193) oder in der Rechtssoziologie in der Differenzierung zwischen ideeller und empirischer Geltung von Rechtsnormen. Wie sehr Weber auch in seiner materialen Arbeit, z.B. in der "Protestantischen Ethik" auf diese Unterscheidung Wert legt und sie durchhält, ist häufig weniger beachtet worden. Als Hinweis mag die in der "Protestantischen Ethik" gefaßte Differenzierung zwischen dem genuinen Calvinismus - so wie er von Calvin entwickelt wurde - und dessen Umformung in den Schriften Baxters genügen; letztere repräsentieren für Weber sozusagen die Einheit handlungsbestimmender Sinnzusammenhänge der puritanischen Sektenmitglieder.

Mit Welchen erkenntnistheoretischen Bestimmungen läßt sich nun die Konstruktion handlungsbestimmender Sinnzusammenhänge zu einer sinnhaft "stimmigen" Einheit fassen?

Die verstehende Deutung und Konstruktion handlungsbestimmender Inhalte des Fremdbewußtseins zu einer in sich schlüssigen Einheit - einer Einheit, in der jedes Element mit jedem anderen in "Sinnadäquanz" steht - realisiert für Simmel eine ganz spezifische Art der Überpersonalität; nicht - wie gesagt - eine solche, die göltliche logische Beziehungen von Inhalten zueinander entwickelt; diese Überpersonalität abstrahiert ja gerade von der Individualität der Handelnden, abstrahiert von der je spezifischen psychologischen Umformung der Inhalte zu handlungsbestimmenden Sinnzusammenhängen. Für Simmel realisiert das kulturwissenschaftliche Verstehen - indem es eine in sich "bündige" Einheit entwickelt - eine Überpersonalität, die gerade historische Individualität einschließt: "Die Nachbildbarkeit und der von aller Einzelverwirklichung in seiner Gültigkeit unabhängige Zusammenhang der psychischen Werte geben ihr die Bedeutung eines schlechthin Allgemeinen-Gesetzlichen, und dennoch ist sie kein solches, sondern gleich von vornherein ist jener Zusammenhang als ein historisch einmaliger gedacht." (Geschichtsphil. 47) Insofern bedeutet das kulturwissenschaftliche

Verstehen eine "Synthese der Kategorie des Allgemeinen und Notwendigen mit der des schlechthin Individuellen." (Geschichtsphil.46) Simmel meint damit: Das Konstrukt einer sinnhaft in sich stimmigen Einheit, das das Resultat des kulturwissenschaftlichen Verstehens ist, ist übersingulär, hat die Bedeutung eines "Allgemein-Gesetzlichen", weil die Elemente dieses Konstrukts mit innerlicher Notwendigkeit aufeinander verweisen, weil sie eine "gültige, als notwendig gefühlte Zusammenordnung (bilden), ohne freilich außerhalb dieser noch ein zweites Beispiel innerhalb der Realität zu besitzen." (Geschichtsphil.46)

Daß Simmels Ausführungen - sie scheinen mir übrigens die Praxis kulturwissenschaftlicher Arbeit besser zu beschreiben als moderne, an naturwissenschaftlicher Objektivität orientierte Methodologien - sich verdeutlichen lassen durch bestimmte ästhetische Modelle, ist deutlich. Simmel selbst beschreibt in der "Philosophie des Geldes" das "gelungene" Kunstwerk als eine individuelle, gleichwohl übersinguläre, weil innerlich notwendige Zusammenhangsform von Inhalten. (vgl.Phil.Geld., 71ff.) Basis der verstehenstheoretischen Überlegungen Simmels ist natürlich eine bestimmte Vorstellung menschlichen Seins: daß menschliches Handeln in seinen verschiedenen Äußerungen, obwohl faktisch bestimmt durch verschiedene, sich kreuzende Sinnzusammenhänge, tendenziell sinnhafter Konsequenz unterliegt; so steigert das Konstrukt wissenschaftlichen Verstehens bestimmte, sich in unterschiedlichen Handlungen äußernde sinnhafte Entsprechungen nur zu höchster sinnhafter Klarheit.

Ebenso wie das kulturwissenschaftliche Verstehen, indem es eine Einheit fremden Bewußtseins kontruiert, jenseits des Gegensatzes von Allgemeinem und Individuellem steht, soll es auch den von Ursache und Grund übersteigen.

vgl. Geschichtsphil.48)

In folgender Äußerung sind die erkenntnistheoretischen Spezifika des kulturwissenschaftlichen Verstehens zusammengefaßt: "Was die Züge eines historischen Charakters, die Vorstellungskomplexe hinter einem historischen Tun zu einer verständlichen Einheit zusammenbindet, ist erkenntnistheoretisch weder Ursache noch Grund, weder das reale Gesetz des Geschehens noch das ideale des Inhalts, sondern ein ganz eigenes Drittes, des Sinnes: daß die rein tatsächlichen Elemente durch ihre individuelle Färbung und Lagerung eine nicht gesetzlich festzulegende, sondern nur nachzufühlende Beziehung und Einheit erhalten; so daß jedes mit dem anderen seinem Inhalt nach, aber eben nur soweit er individuell genauso bestimmt ist, in der Weise zusammenhängt, wie begrifflich allgemeine Inhalte vermöge der Logik zusammenhängen. Wir schließen innerhalb der historischen Bilder von Art und Grad des einen seelischen Elements auf Art und Grad des anderen - aber nicht im Syllogismus, der auf Allgemeingültiges ausgeht, sondern in einer Synthesis der Phantasie..." (Geschichtsphil.51)

Wie früher schon ausgeführt, weist das Resultat des kulturwissenschaftlichen Verstehens - das Konstrukt der Einheit handlungsleitender Sinnzusammenhänge - zur "Totalität" der Wirklichkeit nur "funktionelle Beziehungen" auf. In den Kulturwissenschaften werden "irreale Wesen" (vgl. Geschichtsphil.60) konstruiert, werden sinnhaften Bestimmungsgründe des Handelnden zu höchster Klarheit gesteigert, werden sinnhafte Entsprechungen, die dem Akteur selbst verborgen bleiben, entdeckt, werden Verbindungen, die dem Handelnden selbst wichtig erscheinen, u.U. als irrelevant abgewiesen.

Das von Simmel hier beschriebene Konstrukt handlungsleitender Sinnzusammenhänge ist der "Grundriß" des Weberschen Idealtyps; darauf deuten auch Charakterisierungen wie "Steigerung", "Synthesis der Phantasie" etc. hin. Ich deute nur an: wie das von Simmel beschriebene Konstrukt ist

Webers Idealtyp eine - gegenüber der Heterogenität der Wirklichkeit - einseitige Vereinheitlichung individueller, qualitativ gleichartiger Sinnzusammenhänge, die zu hoher Klarheit und Konsequenz gesteigert sind. Das reale Handeln der Akteure weist nur tendenziell die sinnhafte Konsequenz auf, die das Konstrukt besitzt. "Aber das Berechtigte dieses 'Konstruktions'-Verfahrens beruht darin, daß wenn man einen Sektierer über diejenigen Gedankengänge, die ihn zum Sektierer machen, fragte, er l e t z t l i c h in das ausmünden wird - wie unklar er es auch ausdrücke", was im Idealtypus entwickelt ist. (Soz.Pol.467). So bringt der Idealtypus sozusagen eine¹ dominante Tendenz der Wirklichkeit auf den Begriff.

5) Kulturwissenschaftliche "Gesetze"

Die Untersuchung des logischen Charakters und der Verwendungsweise nomologischen Wissens innerhalb der Kulturwissenschaften bildet einen weiteren Gegenstandskomplex der "allgemeinen" Erkenntnistheorie Simmels. Kritisierte Ausgangspunkt und Hintergrund seiner Bestimmungen sind metaphysikbetrachtete Scheinerklärungen historischer Erscheinungen. Die Kritik an "Wesenserklärungen", an "Begriffsrealismus" und "Platonismus" hat in der denkerischen Entwicklung Simmels freilich verschiedene wissenschaftstheoretische Konsequenzen: sie verfolgt in seiner frühen Phase, kulturwissenschaftliche "Regeln" am naturwissenschaftlichen Gesetzesbegriff auszurichten. Damit knüpft Simmel an das dominierende wissenschaftliche Zeitbewußtsein an: Positivismus und Naturalismus versuchten im Namen eines strengen Wissenschaftsbegriffs, alle an philosophische Spekulation erinnernden Elemente aus den Kulturwissenschaften herauszuhalten. In diesem Sinne fordert Simmel die analytische Differenzierung möglichst vieler sozialer Phänomene in ihre "kleinsten" Teile und die

Entschlüsselung der konstanten Beziehungen dieser "Grundeinheiten"; nur die Entwicklung und der Gebrauch solcher "Gesetze" könnten - wie er glaubt - kulturwissenschaftlichen Erklärungen wirklich "Objektivität" verleihen.

Simmels frühe wissenschaftstheoretische Impulse zeigen sich auch deutlich in seiner "Kritik der ethischen Grundbegriffe": "Die Diskussion der wesentlichen ethischen Grundbegriffe sollte nur erweisen, daß jede derselben eine Sammlung der mannigfaltigsten, oft entgegengesetzten Tendenzen und Denkmotive darstellt, ja oft nur scheinbar irgendeinen Inhalt hat, tatsächlich aber eine bloße Worthülle ist..." (Moralwiss.Bd.II,III). Begriffsrealistisch würden bei den ethischen Begriffen "nachträgliche Abstraktionen zu wirkenden psychischen Kräften gemacht." (Moralwiss., Bd.I,VI)

In seiner weiteren Entwicklung nimmt Simmel von seiner Orientierung am naturwissenschaftlichen Gesetzesbegriff mehr und mehr Abstand; ein derartiges Ziel erscheint ihm auf sozialwissenschaftlichem Gebiet nicht nur als unrealisierbar, darüberhinaus wäre der Erkenntniswert solcher Gesetze auch nur gering: die komplexen historisch-gesellschaftlichen Zusammenhänge sind nur mit Hilfe synthetisch-deutender begrifflicher Konstruktionen faßbar; und bei der Erstellung solcher Konstruktionen leisten möglichst allgemeingültige Regeln nur begrenzte Hilfsdienste.

In Webers Wissenschaftslehre ist ein ganz ähnlicher Wandlungsprozeß der wissenschaftstheoretischen Position feststellbar: in den ersten Aufsätzen über "Roscher und Knies" geht es Weber hauptsächlich um die inhaltliche Destruktion metaphysischer "Reste" in den Kulturwissenschaften. Zwar fordert er nicht - wie Simmel - die Entwicklung immer allgemeingültiger Regeln für die Kulturwissenschaften, aber seine erkenntnistheoretische Grundhaltung hat doch große Übereinstimmung mit derjenigen Simmels: Skeptizismus dominiert, Weber will die hinter spätehegelschem Substanzialismus und Emanatismus verborgenen Werthaltungen "entzaubern". Weber kritisiert auf der Basis wissenschaftlicher "Illusionslosigkeit" etwa Roschers emanatistische Argumentationen, in denen Be-

griffe wie "Volksgeist" als Realgründe verwendet werden. Die "vorschnelle Metaphysik" ganz ähnlicher Konstruktionen (vgl. *Geschichtsphil.* 106ff.) hatte Simmel von der gleichen Basis aus kritisiert: in Auffassungen dieser Art werde substantzialistisch ein Begründetes - die Resultante unzähliger Kultureinwirkungen - als Begründendes gesetzt.

Wie für Simmel ist für Weber der Monokausalismus des ökonomistischen Marxismus nur "umgedrehte" idealistische Philosophie.

Die frühen wissenschaftstheoretischen Auffassungen sowohl Simmels als auch - implizit - Webers sind beeinflusst durch Elemente des Comtschen Dreistadiengesetzes: die kritisierten metaphysischen Relikte in den Kulturwissenschaften werden einer vergangenen metaphysisch-philosophischen Denkepoche zugeordnet, in der die Dinge als durch eine substantzialistische "Einheit" bestimmt gesehen werden.

Wie Simmel bleibt Weber in seinen späteren Aufsätzen nicht bei der negativen Kritik an "Pseudogesetzen" und "Pseudoerklärungen" in der Kulturwissenschaft stehen. Webers Idealtyp ist auch und gerade ein genetischer Begriff zur Erfassung komplexer gesellschaftlicher Zusammenhänge. Es wird sich zeigen, daß Simmels synthetisch-deutende begriffliche Konstruktionen auch die genetische Dimension des Weberschen Idealtyps antizipieren.

Die folgenden Ausführungen versuchen, den Wandel der erkenntnistheoretischen Auffassungen Simmels zu berücksichtigen. Sie sind in zwei Teile gegliedert; im ersten wird Simmels differenzierend-analytischer Ansatz - derjenige seiner frühen Phase - behandelt. Der darauffolgende Abschnitt sucht dann seine Gedanken über die Notwendigkeit synthetisch-deutender begrifflicher Konstruktionen in der Kulturwissenschaft nachzuvollziehen.

a) Das naturwissenschaftliche Gesetz, das quasi Orientierungsmodell für die Kulturwissenschaften sein soll, bestimmt Simmel als einen Satz, demgemäß der Eintritt gewisser Faktoren immer den Eintritt gewisser Folgen verursacht. In diesem Sinne läßt Simmel als "Gesetz" nur die konstanten Ursachenbeziehungen kleinster Einheiten gelten: erst wenn aus der Verknäuelung von Faktorenbeziehungen die kleinsten, in allen anderen "Konglomeraten" mit der gleichen Wirkung auftretenden Einheiten isoliert sind, findet der Gesetzesbegriff Anwendung. Man bewegt sich auf unsicherem Terrain, solange dieser Zerlegungsprozeß großer Komplexe in ihre kleinsten Einheiten und deren immergleiche Wirkungen nicht geleistet ist: "Solange wir nur Kollektivwirkungen kennen, stehen wir jeder neuen komplexen Tatsache in bezug auf ihre kausalen Verknüpfungen völlig unbelehrt gegenüber:

denn mag sie in noch so vielen Punkten mit einer früher festgestellten übereinstimmen, so genügt doch die kleinste Abweichung, um jede Bestimmung ihrer Wirkung illusorisch zu machen, weil wir mangels der Auflösung in Teilursachen und Teilwirkungen nicht wissen können, welchen Teil der früher beobachteten Wirkung die Abänderung in der Ursache alterieren wird." (Geschichtsphil. 98) Auf die Wirkungen eines unzerlegten Komplexes den Gesetzesbegriff anzuwenden, geht an dessen Sinn vorbei: das "Gesetz", das aus der Beobachtung eines hoch zusammengesetzten Gebildes in einer bestimmten Situation gezogen wurde, gilt in Wirklichkeit nur für diese Situation selbst, "für ihre absolut identischen Wiederholungen..." (Geschichtsphil. 99). Simmel weiß zwar, daß auch in den Naturwissenschaften "kleinste" Einheit und Zusammengesetztheit nur relative Begriffe sind, sich ausrichten an dem - sich ändernden - Erkenntnisinteresse der einzelnen Disziplinen; als einem gleichsam über allen naturwissenschaftlichen Disziplinen stehenden Ideal glaubt er aber an diesem Gesetzesbegriff festhalten zu können.

Am naturwissenschaftlichen Gesetzesbegriff gemessen, sind nun kulturwissenschaftliche Sätze - etwa: anomische gesellschaftliche Zustände begünstigen das Hervortreten charismatischer Führer - keine Gesetze; sie fassen lediglich komplexe Oberflächenphänomene, sind ein Begründetes - das Resultat des Wirkens vieler "gesetzmäßiger" Beziehungen - aber kein Begründendes: "wenn wir eine Summe dieser Beziehungen zu einem Gesamtgeschehen zusammenfassen, so kann für dasselbe nicht ein besonderes Gesetz beansprucht werden, da schon durch seine primären Gesetze, und allein durch sie, jede überhaupt stattfindende Bewegung ihre zureichende Erklärung und Zurückführung auf die verursachende Kraft findet." (Geschichtsphil. 110)

Simmel zeigt nun zunächst auf, daß eine rigorose Übertragung des naturwissenschaftlichen Gesetzesbegriffs auf die Kulturwissenschaften absurde Konsequenzen hätte: Betrachteten die Kulturwissenschaften das Einzelindividuum als ihre "kleinste Einheit", dann "würde jedes kollektive Ereignis, z.B. die Schlacht bei Marathon, erst dann 'verstanden' sein, wenn wir die Lebensgeschichte jedes Griechen und jedes Persers bis zu dem Punkt kennen, an dem sein

Verhalten in der Schlacht psychologisch begreiflich aus seiner gesamten inneren Entwicklung hervorgeht. Die psychologischen Gesetze, unter deren Voraussetzung diese 'Begreiflichkeit' eintritt, wären demnach Gesetze der Geschichte,...

Allein, wenn diese phantastische Forderung selbst erfüllt wäre, so würde die gesuchte Vollständigkeit der Erklärung noch immer ausstehen. Denn um dieser willen müßte man jeden einzelnen der seelischen Inhalte zu seinen psychischen und geschichtlichen Ursprüngen jenseits des persönlichen Bewußtseins zurückverfolgen. Unzählige Einflüsse des physischen, kulturellen, personalen Milieus, von überallher angesponnen, in unendliche Zeitweiten hinüberreichend, mußten sich in jedem ... treffen, um sein Verhalten ... zu erzeugen." (Geschichtsphil. 115, 116).

Als forschungsleitendes Postulat allerdings hält Simmel an der möglichst weitgehenden analytischen Differenzierung komplexer Erscheinungen fest. Es ist dies eine Zielrichtung des Erkennens, die konsequent aus seiner Auffassung und Kritik der Metaphysik resultiert.

Simmel nimmt - wie Comte - innerhalb des Erkennens als Ganzem einen Entwicklungsgang von der Metaphysik zur exakten Wissenschaft an; und innerhalb jeder wissenschaftlichen Einzeldisziplin wiederholt sich in etwa dieser Gang. Philosophisch-metaphysisches Denken zeichnet sich dabei durch folgende Merkmale - dies gilt abgeschwächt auch für die frühen Phasen der Einzelwissenschaften - aus: "Die metaphysische Reflexion greift eine Erscheinung heraus, die sie mehrfach wiederholt sieht, und macht sie zum Maß aller Dinge. Und sie legt dieses Maß nun unmittelbar an die komplexen Verhältnisse des Empirischen an; ihr Material sind die kompliziertesten Erscheinungen; sie begnügt sich größtenteils mit dem allgemeinsten Eindruck, den das Zusammenwirken der realen Kräfte auf uns hervorbringt und den sie auf ein einheitliches Grundgeschehen projiziert; sie verschmäh't es in der Regel, diese Erscheinungen selbst in ihre weiteren Bestandteile zu zerlegen." (Geschichtsphil. 118) Eine Vereinheitlichung des Weltbildes, die Auffassung, daß die "Welt ein zusammenhängendes Ganzes sei und als solches begriffen werden könne" (Geschichtsphil. 119) - für Simmel der von allen materialen Irrtümern ganz unabhängige

"formale Wert" (Geschichtsphil.119) der Metaphysik - gelingt ihr durch die Konstruktion bestimmter "Wesenheiten", die, "wie durch eine Achsendrehung hinter die Wirklichkeit verlegt" (Geschichtsphil.118), als absoluter Grund aufgefaßt werden, aus dem alle Einzelphänomene emanieren; in den Einzelwissenschaften setzt sich dieser Substanzialismus in der Verabsolutierung gewisser Erkenntnisprinzipien zu immergeltenden Realursachen - etwa im marxistischen Basis-Überbau Schema - fort." ... die erste Tendenz des Denkens, mit der es den verwirrenden Strom der Eindrücke in ein ruhiges Bett zu leiten und aus seinen Schwankungen eine feste Gestalt zu gewinnen meint, richtet sich auf die Substanz und das Absolute, denen gegenüber alle Einzelvorgänge und Beziehungen auf eine vorläufige, für das Erkennen zu überwindende Stufe herabgedrückt werden." (Phil.Geld., 63). Gegenüber diesem intellektuellen "Eingreifen der Welt in Bausch und Bogen" (Geschichtsphil.120) geht die "Grundrichtung der modernen Wissenschaft" (Phil.Geld., 63) dahin, die Erscheinungen nicht mehr durch und als besondere Substanzen, sondern als Wechselwirkungen aufzufassen, deren Träger "gleichsam immer weiter und weiter ins Eigenschaftslose" (Phil.Geld., 64) zu verfolgen sind. 1)

Simmel entwickelt nun einige methodische Prinzipien zur Erstellung möglichst umfassender exakter Sätze in den Kulturwissenschaften: die existierenden Forschungsansätze und erklärenden Aussagen sollten als heuristische Maximen probeweise an möglichst viele historische Ereignisse angelegt werden, um so den vollen Umkreis ihrer Anwendbarkeit festzustellen; zu jedem Satz sollte der gegenteilige entwickelt werden, der wie der erste zu behandeln sei. "Indem beide entgegengesetzte Prinzipien behandelt werden, als wäre jedes von ihnen das absolut

-
- 1) Für Simmel ist diese von Kriterien strenger Wissenschaftlichkeit geleitete Charakterisierung und Kritik von Metaphysik später einseitig. Das Kriterium objektiv-wissenschaftlicher Wahrheitsgeltung zielt am Wesen der Metaphysik vorbei. Die spezifische Art, die Mannigfaltigkeit zu vereinheitlichen und in einem absoluten Grund zu verankern, die Metaphysik auszeichnet, stünde jenseits von Subjektivität und Objektivität, sei Ausdruck einer "typischen Geistigkeit". (Hauptprobl. d.Phil. 25) Daß Metaphysik eine "typische Geistigkeit", in "der Sprache eines Weltbildes" (Hauptprobl. d.Phil.28) ausdrücke, verleihe ihr überhistorischen Wert.

richtige, dringt jedes an die Grenze seiner Anwendbarkeit, die ihm das andere setzt, und ergibt sich das relative Maß seiner Berechtigung." (Geschichtsphil. 123)

Aus der dialektischen Begegnung der entgegengesetzten Maximen entwickelt sich eine neue, "höhere", die wiederum mit ihrer Negation konfrontiert wird. Durch diesen fortwährenden dialektisch-analytischen Differenzierungsprozeß kommt man zu immer "gültigeren" Sätzen, die mit ständig steigender Sicherheit im Forschungsprozeß angewendet werden können.

Die bisher von Simmel entwickelten Überlegungen lassen manches unklar. Wie hier früher dargelegt, zielen die Kulturwissenschaften auf die verstehende und kausalanalytische Fassung "historischer Individualitäten". Die möglichst allgemeingültigen Sätze, deren Entwicklung Simmel hier fordert, sollen offensichtlich die Kausalanalyse ermöglichen oder erleichtern. Nun ist nicht ganz deutlich, wie mit "Regeln", die soweit wie möglich der Historizität entkleidet sind, "historische Individualität" erkannt werden soll. Hier gilt Webers Satz: "...je 'allgemeiner' d.h. abstrakter die Gesetze, desto weniger leisten sie für die Bedürfnisse der kausalen Zurechnung i n d i v i d u e l l e r Erscheinungen und damit indirekt für das Verständnis der Bedeutung der Kulturvorgänge." (WL, 178). Freilich führt auch Weber nicht positiv aus, wo die Grenzen des Generalisierungsgrades des nomologischen Wissens, auf das die kulturwissenschaftliche Kausalanalyse angewiesen ist, liegen.¹

Weiter bleibt - bei aller immanenten Konsequenz der Simmelschen Ausführungen - undeutlich, wie kulturwissenschaftliche Gesetze, die an Allgemeingültigkeit und Exaktheit denjenigen der Naturwissenschaft nahekommen, überhaupt gewinnbar sein sollen: es gibt in den Kulturwissenschaften keine Möglichkeit, Experimente in derjenigen Strenge, wie sie den Naturwissenschaften möglich sind, durchzuführen. Zunächst aus einem "technischen Grund", den Weber so ausdrückt: es gebe für die Kulturwissenschaften "objektiv" keinen "Teilungsschlüssel" für die "Zerlegung komplexer 'Gesamtursachen' in ihre 'Komponenten' ..." (WL, 287, Fußn.). Wichtiger ist, daß hinsichtlich der "Gesellschaft" die grundlegende Voraussetzung des naturwissenschaftlichen Experiments fehlt: die immer gleiche Eigenständigkeit der Natur.

1) vgl. A.v.Schelting, Max Webers Wissenschaftslehre, Tübingen 1934, 341 ff.

b) Simmel wechselt nun in einem weiteren Anlauf zur Bestimmung kulturwissenschaftlicher "Gesetze" und Begriffe völlig die Perspektive. Die Orientierung am naturwissenschaftlichen Gesetzesbegriff wird aufgegeben, das kulturwissenschaftliche Erkenntnisziel verlangt andere begriffliche Konstruktionen: "... das besondere und selbständige Erkenntnisinteresse der Historie gestattet oder verlangt, daß die originalen Synthesen, Kollektivbegriffe, Zusammenhänge, in die sie die Wirklichkeit gliedert, als E i n h e i t e n, ohne das Bedürfnis nach weiterer Auflösung gelten. Vom Standpunkt der Naturwissenschaften wären sie dies freilich nicht, aber in deren Problemkreis treten sie auch gar nicht ein..." (Geschichtsphil.138)

Simmel skizziert im folgenden die Konstruktionseigentümlichkeiten synthetisch-deutender Begriffsgebilde, die in den Kulturwissenschaften bei der Erschließung komplexer und komplizierter sozialer Zusammenhänge Anwendung finden. Begriffe etwa wie "mittelalterliches Handwerk" oder "moderner Kapitalismus" sind weder "reine Allgemeinbegriffe, die das Gemeinsame aus primären Daten bezeichneten, noch reine Symbole, die ein Zeichensystem für diese, ohne jede inhaltliche Beziehung zu ihnen, darstellen. Vielmehr haben sie gewissermaßen an diesen beiden Gebilden teil, sie fassen die einzelnen historischen Faktoren nach ihrem Effekt als Gesamterscheinungen, aber der Begriff, der diese ausdrückt, steht in einer Region für sich, und wenn er auch aus jenen Quellen der unmittelbaren Wirklichkeit genährt ist, so hat er sie doch ... in eine neue Einheit gehoben." (Geschichtsphil.142). Es sind diese Begriffsgebilde also idealtypische Konstruktionen; sie vereinheitlichen qualitativ gleiche Phänomene der sozialen Realität, Phänomene, die Ergebnisse mannigfaltiger sozialer Verursachungen sind, die in unterschiedlichen sozialen Zusammenhängen auffindbar und dort hinsichtlich ihrer Individualität unterschiedlich "deutlich" ausgeprägt sind. Diese Phänomene

sozialer Realität sind in den begrifflicher Konstruktionen gerade unter dem Gesichtspunkt ihrer qualitativen Individualität zu einem - wie Weber sagt - "idealen Grenzbegriff" vereinheitlicht.

Mit solchen, komplexe soziale Phänomene idealtypisch vereinheitlichenden Begriffsgebilden werden auch komplizierte gesellschaftliche Entwicklungsvorgänge "auf den Begriff" gebracht. Die Erfassung und Darstellung genetischer Zusammenhänge zwischen z.B. mittelalterlichem Handwerk und modernem Kapitalismus verfährt folgendermaßen: es werden "unendlich" viele Verursachungszusammenhänge zwischen "unendlich" vielen - hinsichtlich bestimmter Merkmale freilich wesensgleichen - sozialen Phänomen durch bewußte Vereinseitigung, Zusammenfassung und Steigerung zu einer in sich schlüssigen Zusammenhangskonstruktion zwischen "mittelalterlichem Handwerk" und "modernem Kapitalismus" miteinander verbunden; dies bei größtmöglicher Kenntnis der empirischen Einzelheiten, mit Zuhilfenahme adäquaten nomologischen Wissens und dem Gebrauch "spekulativer Phantasie". Solche Konstruktionen - in ihnen ist die genetische Dimension des Weberschen Idealtyps antizipiert - können zunächst einmal Einzelforschungen "den Weg weisen". Fernab dieser Hilfsstellung haben sie aber eine durchaus eigene Berechtigung: in ihnen realisieren sich Bedürfnisse des Erkennens, "die, von der Verfolgung der einzelnen Wirklichkeitsreihen ... nicht befriedigt" (Geschichtsphil. 144), den historischen "Stoff" von einer größeren Distanz aus erblicken, zusammenfassen und gliedern wollen.

6) Simmels Überlegungen zu Begriff und Methode einer selbständigen Soziologie

In seinem theoretischen Begründungsversuch der Soziologie als eigenständiger Wissenschaft reflektiert Simmel zunächst - auf hoher Abstraktionsebene - die realgesellschaftliche, d.h. in Problemen praktischer Erfahrung liegende Konstellation, die der Konstitution von Gesellschaftswissenschaft - ab etwa Anfang des 19.Jh. - zugrundelag. Mit dieser Anwendung des soziologischen Gesichtspunkts der "gesellschaftlichen Bedingtheit" auf die Soziologie selbst, mit der Thematisierung also des Zusammenhangs von wissenschaftlicher Erkenntnis mit der ihr vorausgesetzten Praxis stellt sich Simmel in seinem Begründungsversuch von vornherein jenseits einer rein erkenntnistheoretischen Ebene; er verfolgt damit die Intention, das historische Prinzip von Gesellschaftswissenschaft seinem eigenen Ansatz zu integrieren.

Soziologie entstand als Produkt und Reflektion eines das "weltliche Wesen des Menschen radikal verändernden Prozesses";¹ ich stelle zwei miteinander verbundene Grundmomente heraus: Basale Voraussetzung für die Konstitution von Gesellschaftswissenschaft war die Umstrukturierung der Erfahrungsvoraussetzungen, der Interpretationsschemata menschlicher Realität. Im traditionellen Weltbild bedingten "metaphysische oder magische Ursachen" (Soz.3), also transzendente, außerhalb menschlicher Wirklichkeit angesiedelte Mächte Genese und So-Sein gesellschaftlicher Erscheinungen. Im modernen Weltbild sind diese Gründe in das Netz wechselseitiger Handlungsvollzüge der Individuen selbst, in die immanente Dynamik menschlichen Sich-Aufeinander-

1) K.Schrader-Klebert, Der Begriff der Gesellschaft als regulative Idee, in: Soziale Welt, 19, 1968, 99

Beziehens verlegt worden. Diese "Verweltlichung" der Maximen zur Interpretation menschlicher Realität, durch die das traditionelle, substanzialistisch-emanatistische Erklärungsschema abgelöst wurde, war allein allerdings für die Konstitution von Gesellschaftswissenschaft noch nicht ausreichend. Die hierauf aufbauende, Gesellschaftswissenschaft direkt möglich und notwendig machende Problematik berührt Simmel in seinem Begründungskapitel nur sehr andeutend - in anderen seiner Schriften hingegen ausführlicher.

Simmel spricht von der "praktischen Macht", die die "unteren Stände" erlangt hätten und von ihren, an "Gesellschaft" geknüpften "Ansprüchen" (vgl. Soz.1); dahinter verbergen sich nun folgende Bedeutungszusammenhänge:

Daß in der, vom obrigkeitlichen Reglement befreiten, damit privatisierten Sphäre der Gesellschaft die Prinzipien des neuzeitlichen Menschenbildes - Freiheit, Gleichheit, ökonomisches Wohlergehen - quasi automatisch realisiert würden, dies waren die legitimatorischen Fundamente des Kampfes des Bürgertums gegen den traditionell-absolutistischen Herrschaftskomplex. Nach der politischen Emanzipation des Bürgertums freilich erwies sich die bestehende Gestalt von Gesellschaft als von Voraussetzungen bestimmt, die sich diesen Ansprüchen nicht fügten.

Als problematisierter Begriff wurde der Begriff der Gesellschaft zum Leitbegriff einer neuen Wissenschaft, die die Gesetzmäßigkeiten der bestehenden Gesellschaft zu erforschen hatte, deren Kenntnis Voraussetzung für die bewußt-vernünftige Gestaltung menschlicher Realität ist.

Bestand also in der Konstitutionsphase der Gesellschaftswissenschaft eine direkte Vermittlung von Theorie und Praxis, so ging in der weiteren Entwicklung dieser Wissenschaft diese enge Verknüpfung, dieses relativ eindeutige Mittel-Zweck Verhältnis verloren. Gesellschaftswissenschaft, anfangs Mittel zum Zweck einer "vernünftigen", auf die Realisierung der Prinzipien des "aufgeklärten" Menschenbildes bezogenen Praxis, etablierte sich mehr und mehr zu einem "selbständigen Reiche" (Soz.1) neben der Praxis, suchte sich ihren Aufgabenkreis in eigenen, in der Immanenz

wissenschaftlicher Reflektion entwickelten Problemen, wurde sich also mehr und mehr zum Selbstzweck. Mit dem Verlust der Fragestellung ihrer Konstitutionsphase verlor Gesellschaftswissenschaft gleichzeitig ihr relativ eindeutig umgrenztes Objekt; das Grundelement des neuen Erklärungsschemas menschlicher Realität, der Gedanke von der gesellschaftlichen Bestimmtheit des Menschen, wurde zu einem rein methodischen Prinzip, mit dem die unterschiedlichsten, sich primär lediglich wissenschaftlicher Interessiertheit verdankenden Fragestellungen und "Objekte" untersucht wurden. "Soweit ... sich (Soziologie) darauf stützt, daß der Mensch als Gesellschaftswesen verstanden werden muß, und daß die Gesellschaft der Träger alles historischen Geschehens ist, enthält sie kein Objekt, daß nicht schon in einer der bestehenden Wissenschaften behandelt würde, sondern nur einen neuen Weg für alle diese, eine Methode der Wissenschaft, die gerade wegen ihrer Anwendbarkeit auf die Gesamtheit der Probleme nicht eine eigene Wissenschaft für sich ist." (Soz.3)

"Welches aber kann das eigene und neue Objekt sein, dessen Erforschung die Soziologie zu einer selbständigen und grenzbestimmten Wissenschaft macht?" (Soz.3)

Zunächst einige erkenntnistheoretische Vorüberlegungen, die Bestimmungen und Methode des Zustandekommens dessen, was wissenschaftliche Reflektion unter "Objekt" versteht, thematisieren. Simmel grenzt sich von naturalistischen, auf "Abbilderkenntnis ziellenden Auffassungen ab. "Objekt" meint nie einen Gegenstand in seiner quasi abgespiegelten Ganzheit. "Alles, was wir als Gegenstand schlechthin bezeichnen, ist ein Komplex von Bestimmungen und Beziehungen, deren jede, an einer Vielheit von Gegenständen aufgezeigt, zum Objekt einer besonderen Wissenschaft werden kann. Jede Wissenschaft beruht auf einer Abstraktion, indem sie die Ganzheit irgendwelchen Dings, die wir als einheitliche durch keine Wissenschaft erfassen können, nach je einer ihrer Seiten, von dem Gesichtspunkt je eines Begriffes aus betrachtet." (Soz.3)

Für die Soziologie bedeutet dies: sie muß einen ihr spezifischen heuristischen Begriff entwickeln, von dem aus ein neuer Querschnitt durch die, als Ganze unerkennbare Lebens-totalität gelegt werden kann, ein Querschnitt, der auf das

spezifisch Gesellschaftliche dieser Totalität zielt.
"Soll es nun eine Soziologie als besondere Wissenschaft geben, so muß demnach der Begriff der Gesellschaft als solcher, jenseits der äußeren Zusammenfassungen jener Erscheinungen, die gesellschaftlich-geschichtlichen Erscheinungen einer neuen Abstraktion und Zusammenfassung unterwerfen, derart, daß gewisse, bisher nur in anderen und mannigfaltigen Verbindungen beobachtete Bestimmungen derselben als zusammengehörig und deshalb als Objekte einer Wissenschaft erkannt werden." (Soz.4)

Anhand des Begriffes der Gesellschaft muß ein methodischer Vorentwurf von Erkenntnis entwickelt werden; dieser leitet die wissenschaftliche Analyse und ermöglicht ihr, "Gegenstände" zu selektionieren und in neuer, in sich schlüssiger und sachadäquater Weise zu vereinheitlichen. Ohne diesen methodischen Vorentwurf der Erkenntnis, diese regulative Idee der Wissenschaft "verschimmt die Sache des Erkennens in der Unmittelbarkeit und Unbestimmtheit der aufgegriffenen Erscheinungen" 1), erschöpft sich Erkenntnis in der "Summation beliebig aneinandergereihter Inhalte..." 2).

Das Gerüst, den im weiteren dann Schritt für Schritt näher zu bestimmenden Umriss dieses methodischen Vorentwurfs soziologischer Erkenntnis bildet die zunächst formalistische Bestimmung von "Gesellschaft" bzw. "Vergesellschaftung" als Wechselwirkung mehrerer Individuen.

Mit der Einführung des Begriffs der Wechselwirkung als Grundlage seiner regulativen Idee der Soziologie hebt Simmel sofort den dynamischen, funktionellen Charakter gesellschaftlicher Einheit hervor, grenzt sich ab von Substanzialisierungen und Hypostasierungen, die dem Gesellschaftsbegriff häufig in seinen unsicheren Verwendungen anhängen.

Verbreitete Ansätze behandelten den Begriff der Gesellschaft wie "eine selbständige historische Realität" (Soz. 9), machten ihn zum Realgrund aller "einzelnen" gesellschaftlichen Erscheinungen - als existiere eine Wirklichkeit "Gesellschaft", unter deren Voraussetzung und als deren Ergebnis sich nun erst spezifische Wechselwirkungen bildeten. Für Simmel hingegen besteht gesellschaftliche

1) Karin Schrader-Klebert, Der Begriff der Gesellschaft als regulative Idee, a.a.O., 105
2) ebenda, 103

Einheit in nichts anderem als im wechselwirkenden Sich-Aufeinander-Beziehen von Individuen, bedeutet in seinem Kern nichts anderes als die Spezifik der "gegenseitig ausgeübten Attraktions- und Kohäsionskräfte (der) Individuen..." (Phil.Geld.,71); die Gesamtgesellschaft ist nur das Geflecht aller jeweils wirksamen und sich jeden Augenblick ändernden Wechselwirkungen.

Der funktionelle, in der Spezifik der Wechselwirkungen der Individuen liegende Einheitscharakter von Gesellschaft hat erkenntnistheoretisch "die einzigartige Stellung: über das Einzelne hinauszureichen, nur an der Mehrheit als solcher zu substituieren und doch keine bloß begriffliche Verallgemeinerung und Abstraktion zu sein; "Gesellschaft als das "Übersinguläre Gebilde, das doch nicht abstrakt ist", als das "Allgemeine, das zugleich konkrete Lebendigkeit hat." (Phil.Geld., 60)

Schon in diesen ersten Skizzierungen des Begriffs der Gesellschaft als regulativer Idee der Soziologie wird deutlich, daß Simmel bewußt die konstitutiven Prinzipien des modernen Interpretationsschemas von Realität - ich deutete dies anfangs an - für Methode und Selbstverständnis der Soziologie fruchtbar macht. Ich charakterisiere im folgenden dieses Erklärungsschema - in idealtypischer Abgrenzung zum traditionellen - noch etwas ausführlicher.

Das traditionale Weltbild, zu dem "fast alle Kulturepochen Ansätze (gehört haben)" (Phil.Geld.,63), läßt sich -schlagwortartig - als statisch, substanzialistisch und emanatistisch bestimmen. In ihm liegen die Gründe für Entstehung, Sein und Einheit der Dinge nicht in der Immanenz "wirklicher" Elemente selbst, sondern in außerweltlichen Mächten, aus denen die Dinge als Emanationen hervorgegangen sind; oder sie bestehen in einer "Seite" der Wirklichkeit, die Substanz, absoluter Grund alles Bestehenden ist. In diesem Sinn ist übrigens auch der ökonomistische Marxismus für Simmel noch ein "Ausläufer" des traditionellen Weltbildes, sozusagen "umgedrehte" Metaphysik; die Verabsolutierung der "ökonomischen Basis" zum Realgrund für alles "nicht-ökonomische" Sein verschafft letzterem, als abgeleitetem Sein, minder wirklichen Wirklichkeitscharakter als dem "eigentlich wirklichen" ökonomischen Sein.

Demgegenüber ist es die "Grundrichtung" des modernen Weltbildes und der modernen Wissenschaft, "daß sie die Dinge nicht mehr durch und als besondere Substanzen, sondern als

Bewegungen versteht, deren Träger gleichsam immer weiter... ins Eigenschaftslose abrücken..., daß sie auf das an sich seiende Wesen der Dinge verzichtet und sich mit der Feststellung der Beziehungen begnügt." (Phil.Geld., 63,64).

Erst mit dieser Verlagerung der Bestimmungsgründe der Dinge in die immanente Dynamik ihres Beziehungszusammenhangs wird eine (rechnerische) Beherrschung und Veränderung der Wirklichkeit durch den Menschen möglich: "Denn daß Dinge ... aus der immanenten Dynamik ihres Relevanzsystems begriffen und in ihm konstant gesetzt werden, ist gleichbedeutend mit dem Vermögen, sie zu beherrschen." 1)

Der Grundbegriff der Simmelschen regulativen Idee der Soziologie - der Begriff der menschlichen Wechselwirkung - wird nun in folgenden in drei Ableitungen von jeweils unterschiedlichen Perspektiven mit unterschiedlichem Abstraktionsgrad näher bestimmt. Inwiefern dieser Begriff als einheitsstiftendes Prinzip der Soziologie sinnvoll verwendbar wird, ergibt sich aus diesen Eingrenzungen dann beinahe von selbst.

Wechselwirkung wird zunächst (a) als bedingt und im Zusammenhang mit den individuellen Intentionen und Motivationen der Handelnden gesehen. Darauf (b) wird thematisiert, wie mit Hilfe des Begriffs der "Geformtheit" menschlicher Wechselwirkung deren faktische weitgehende Unabhängigkeit von individuellen Motivationen demonstriert werden kann. Hier wird die "Form der Wechselwirkung" noch als soziale Faktizität, als Wirklichkeitskategorie gefaßt. Von der "Form der Vergesellschaftung" als einer Bestimmung der Realität sozialer Erscheinungen, wird in einem dritten Schritt (c) ein anderer, rein analytischer Begriff der "Form" der Wechselwirkung geschieden: "Form" der Vergesellschaftung meint hier die rein formalen, d.h. ihrer kulturell bestimmten Bedeutungszusammenhänge entkleideten Konstruktionsprinzipien der Wechselwirkung.

a) Als sozusagen unterste analytische Ebene zur Fassung dieses Begriffs bietet sich Heraustrennung und In-Be-

1) G.Dux, Religion, Geschichte und sozialer Wandel in Max Webers Religionssoziologie, In: Seminar: Religion und gesellschaftliche Entwicklung, Frankfurt 1973, S.335

ziehungsetzung folgender Komponenten an: den Ausgang stellen innerindividuelle Triebe, Interessen, Zwecke, Neigungen dar - die Motive der Individuen, sich aufeinander zu beziehen. Diese Motive sind in ihrer innerindividuellen Existenz, sind "an und für sich ... noch nicht sozialen Wesens". (Soz.5) Erst innerhalb, bzw. als Beziehungszusammenhänge erhalten sie "gesellschaftliche Realität". Menschliche Wechselwirkung meint gegenseitige sinnhafte Orientierung von Handlungspartnern und dadurch bestimmte Spezifik ihres Handlungsablaufs, meint die sinnhaft, d.h. inhaltlich bestimmte "Anordnung" von Individuen innerhalb eines Handlungszusammenhangs, die diese sich selbst schaffen.

Indem nun in solcher Beschreibung die Spezifik menschlicher Wechselwirkung lediglich von den individuellen Sinnsetzungen der Handelnden abhängig gemacht, sozusagen als exklusive Urschöpfung der Handlungspartner aufgefaßt wird, hat sie noch wenig wirklichkeitsnahen Charakter.

Durch Einführung des Begriffs der "Form" der Wechselwirkung zerschneidet Simmel nun das unmittelbare Verhältnis zwischen den individuellen Sinnsetzungen der Akteure und der Faktizität ihrer wechselseitigen Handlungsverklammerung.

b) "Form der Vergesellschaftung" meint bei Simmel - in ihrem weiteren Sinn als "Form des Realen", als "Wirklichkeitskategorie - ein sinnhaft bestimmtes, den Handlungspartnern quasi gegenüberstehendes typisches Beziehungsmuster, das sie sozusagen nur noch mit "konkreter Lebendigkeit" füllen, meint eine für typische Situationen geltende typische Verzahnung von Handlungsfolgen, deren Realisierung individuelle Akteure zu sozialen Verhaltenstypen verallgemeinert. Die sinnhafte Bestimmtheit dieses Handlungsarrangements erschließt sich, da es vorgegeben ist, nicht durch Rekurs auf die individuellen Sinnsetzungen der Akteure; eine Inbeziehungsetzung dieser Art ist lediglich für die

"Konstruktionsphase" dieser Beziehungsfigur möglich, sondern aus seiner verstehenden Zurückführung auf die mehr oder weniger fixierten Werte und Zwecke der Gruppe, innerhalb deren es gilt. Wie auch immer die Handelnden ihren typisierten Handlungsablauf selbst auslegen - im Kern sicherlich meistens in qualitativer Entsprechung mit der objektivierten Sinnsetzung, häufig vollziehen sie ihn auch nur in gleichsam fragloser Selbstverständlichkeit - solange ihr Handeln diese "Formung" aufweist, sind sie auf die objektivierten Gruppenwerte bezogen, realisieren diese als den Sinn ihres Handelns.

Simmel gebraucht zur Unterscheidung des in und als Beziehungstypus real vergegenständlichten - sich von den gruppenspezifischen Werten herschreibenden - Sinnes von den subjektiven Selbstaussagen des Handelns durch die Handelnden die Begriffe "objektiven" und "subjektiven" Inhalt.

Mit dieser Bestimmung der "sozialen Form" hat Simmel den traditionell philosophischen Begriff des "objektiven Geistes" auf die Ebene spezifisch soziologischer Betrachtung transponiert. Geisteswissenschaftliche Betrachtung fragte, nachdem sie den Begriff des "objektiven Geistes" - "die Vergegenständlichung des Geistes in Worten und Werken, Organisationen und Traditionen..." (Phil.Geld., 511) - in einzelne "Systeme der Kultur" (Dilthey) auseinandergelegt hatte, nach dem rein ideellen Bedeutungsgehalt dieser "Systeme". Simmels Betrachtung hingegen zielt in umgekehrte Richtung: ihn interessiert die "praktische Kulturbedeutung" dieser "einzelnen Bestandteile" (vgl.Phil.Geld., 511) d.h. ihre Handlungsrelevanz - und diese besteht nur darin und solange, als diese "Systeme" jeweils gruppenspezifisch "zu typischen Handlungsfolgen in typischen sozialen Situationen arrangiert (worden sind)", die seitens der Gruppe von den in diese Situation eintretenden Akteuren erwartet werden¹, d.h. soweit und solange sie sich in

1) F.Tembruck, Georg Simmel, in KZfSS, 10,1958, 598

einer "sozialen Form" vergegenständlicht haben.

Manchmal ist Simmels Begriff der "sozialen Form" mit dem modernen Rollenbegriff gleichgesetzt und von ihm aus erläutert worden. Nun setzt Simmel seinen Formbegriff so weit an, daß er zwar den Rollenbegriff - "Rolle" gefaßt als Bündel positionell verfestigter, normativ abgestützter Verhaltensregelmäßigkeiten - mitumschließt, ohne mit diesem identisch zu sein.

Simmel hat Differenzierungen seines Formbegriffs angedeutet, in denen auch der Rollenbegriff in groben Umrissen antizipiert wird. Er unterscheidet verschiedene Aggregatzustände der Formen der Wechselwirkung: von den sozusagen "offiziellen", "verfestigten", "kristallisierten" Formen, den "makroskopischen", festen Einheiten setzt er die "mikroskopisch-molekularen Vorgänge" (Soz.15) ab, die "kleineren, in den einzelnen Fällen geringfügig erscheinenden Beziehungsformen und Wechselwirkungsarten zwischen den Menschen" (Soz.14,15). Die Unterschiede zwischen den "unscheinbaren Sozialformen" und den "überindividuellen Gebilden" sind nun keine grundsätzlichen; sie sind gradueller Art, beziehen sich auf das Niveau der Verfestigung der Form.

Sowohl aus Simmels Beispielen als auch aus seinen - freilich nicht systematisierten - expliziten Äußerungen läßt sich erschließen, daß er unter den "verfestigten Formen" Verhaltensstandardisierungen versteht, die bestimmten Kategorien von Gesellschaftsmitgliedern im Unterschied zu anderen zugeordnet sind; diese Verhaltensgleichförmigkeiten sind - zumindest teilweise - normativ abgestützt und zeichnen sich durch relativ große Dauerhaftigkeit - u.U. - über Generationen hinweg - aus. Als quasi ruhender, ideeller Umriss "überleben" sie die einzelnen konkreten Akteure, die das Vorgegebene sozusagen nur noch mit "Lebendigkeit" füllen. Sie sind also für die unter sie subsumierten Individuen prinzipiell nicht disponibel, "zwingen" deren konkretes

Handeln in schematisch-abstrakter Weise, können mit zunehmender Dauer als quasi naturhafte Faktizitäten erfahren werden. In ihrer erstarrten Objektivität leisten sie am wirkungsvollsten die Tradierung des Überkommenen. Evident ist die Ursache für diese Verdichtung sozialer Beziehungen zu "überpersönlichen Gebilden" - sie liegt in ihrer Relevanz für das soziale Gefüge: "Es liegt auf der Hand, daß, je größer, bedeutsamer und beherrschender eine soziale Interessenprovinz und Aktionsrichtung ist, um so eher jene Erhebung des unmittelbaren, interindividuellen Lebens und Wirkens zu objektiven Gebilden, zu einer abstrakten Existenz jenseits der einzelnen und primären Prozesse stattfinden wird." (Soz.14).

Worin unterscheiden sich nun die "unscheinbaren Sozialformen" von diesen "ruhenden Gebilden"? Diese "Formen", unter die Simmel eine Vielzahl voneinander differierender Beziehungsfiguren faßt - ohne diese Differenzen systematisch zu fixieren - haben ein, sie von den "offiziellen Formen" abgrenzendes Charakteristikum: sie existieren in der Gruppe nicht jenseits der konkreten Interaktionspartner als fixierte Verhaltensmuster, die jeweils neu "ausgefüllt" werden müssen, fort; m.a.W.: sie stehen unterhalb des Schwellenwerts aufeinander bezogener "Positionen", die - bei Vakanz - neu besetzt werden müssen. Es mögen normierte Verhaltensregelmäßigkeiten sein, es mögen sehr unscheinbare, nicht normierte Beziehungsstandardisierungen sein - sie haben alle nicht diesen Verdichtungspunkt sozialer Realität, die "positionelle Verfestigung", erreicht. Diese "Formen" können den Individuen, die an ihrer Konstruktion mehr oder minder aktiv mitgewirkt haben mögen, größeren Gestaltungsspielraum lassen als die überindividuellen Gebilde, auch sie sind -.als "Formen" - verselbständigte, den Individuen in spezifischen Situationen quasi gegenüber-tretende Verhaltensstandardisierungen. (Vgl.Über soc.Diff. 16).

c) In einem weiteren Schritt sucht Simmel nun ein analytisches Konzept zu gewinnen, das es ermöglichen soll, von verschiedenen Perspektiven aus in sich schlüssige und sachadäquate Abstraktionsschnitte durch die "sozialen Formen" zu legen. Er schlägt eine Unterscheidung zwischen den formalen Konstruktionsprinzipien und der kulturellen Bedeutungsbestimmtheit der "sozialen Form" vor, m.a.W.: eine Unterscheidung zwischen der Formalstruktur des Interaktionsprozesses, dem sozusagen "nackten" Prozeß des Sich-Aufeinander-Beziehens und seinem kulturell bestimmten - sich von den gruppenspezifischen Werten und Zwecken herleitenden "Wozu". Daß es sich hier um analytische Differenzierungen handelt, sei nur wegen der vielen Mißverständnisse, auf die diese Simmelsche Konzeption stieß, hervorgehoben; weder gibt es in der sozialen Realität "beziehungslose" Bedeutungszusammenhänge noch bedeutungslose Beziehungszusammenhänge. Wenn nun Simmel das Formalgerüst des Interaktionsprozesses - die "Form" im engeren, analytischen Sinn - als den "Kern" des Gesellschaftlichen, das sozusagen Nur-Gesellschaftliche bezeichnet, so verdichtete sich ihm hier nicht - quasi hinter seinem Rücken - ein Abstraktionsprodukt zu einer "ontologischen Substanz", zu einem "eigenen realen Sein der Gesellschaft", wie es Lieber/Furth¹ unterstellen. "Form" in diesem Sinne ist die analytische Charakterisierung einer Idee des "bloß Gesellschaftlichen", die sich von den Bedeutungszusammenhängen, - den "Inhalten" - die erst in und als Beziehungszusammenhänge "gesellschaftliche Wirklichkeit" erlangen, nicht entwickeln läßt.

Simmel stellt die Frage nach der wissenschaftlichen Fruchtbarkeit des von ihm projektierten Abstraktionsschnittes - er muß eine irgendwie geartete Sachadäquanz besitzen, muß in Umrissen in der Realität sozialer Formen vorgezeichnet

1) vgl. H.J.Lieber und P.Furth, Zur Dialektik der Simmelschen Konzeption einer formalen Soziologie, im Buch des Dankes an Georg Simmel, 47 ff.

sein; "denn nur in irgendeiner funktionellen Beziehung zur Tatsächlichkeit kann der Schutz gegen unfruchtbare Fragestellungen, gegen einen Zufallscharakter der wissenschaftlichen Begriffsbildung liegen". (Soz.6)

Konkret: es müssen in verschiedenen - von ihrer kulturellen Bedeutungsbestimmtheit verschiedenen - sozialen Formen gleiche oder ähnliche formale Konstruktionsprinzipien aufspürbar sein; umgekehrt muß demonstriert werden können, daß es soziale Formen mit Unterschieden hinsichtlich ihrer Formalkonstruktion, Entsprechungen aber hinsichtlich ihrer Bedeutungsbestimmtheit gibt¹.

"Beides ist aber als Tatsache unleugbar". (Soz.7) So lassen sich etwa ähnliche Herrschafts- und Machtzusammenhänge in "inhaltlich" sehr unterschiedlich bestimmten sozialen Formen entdecken, wie auch umgekehrt ähnliche Bedeutungszusammenhänge - etwa religiöser Art - in z.B. herrschaftlich oder gleichheitlich strukturierten sozialen Formen sich verwirklichen können².

- 1) Mit seiner Forderung nach Sachadäquanz, "Vorzeichnung" des die wissenschaftliche Abstraktion zustandebringenden Gesichtspunkts in der Realität, stellt sich Simmel jenseits der gängigen erkenntnistheoretischen Alternative: Wissenschaft sei entweder unmittelbare, passive Rekonstruktion des Wirklichen - der objektivistisch-naturalistische Ansatz - oder bestehe in Anwendung von prinzipiell beliebigen, sozusagen in autonomer Denkarbeit gewonnenen Gesichtspunkten auf die Wirklichkeit - die subjektivistische Auffassung. Simmels - relativistische - erkenntnistheoretische Position impliziert für die logische Struktur wissenschaftlicher Erkenntnis: "objektgemäße" Erkenntnis verläuft zirkelförmig. Vor der endgültigen "subjektiven" Entscheidung für ein methodisches Konzept, einen Gesichtspunkt, werden die verschiedensten probeweise durchgespielt, wird das "Objekt" also gleichsam "befragt", inwieweit die mit diesen Konzepten projizierte Vereinheitlichung des Gegenstandsbereichs "zu ihm paßt" oder nicht. "Woran dann das bessere oder schlechtere Recht jener wissenschaftlichen Probleme und Methoden mußbar ist". (Soz.6).
- 2) Auf die Struktur des Simmelschen "Beweises" gehe ich gleich noch ein. Erst aus ihr läßt sich die genauere Bestimmtheit dieser Abstraktion und die mit ihr verfolgte Intention herleiten.

Simmel deutet an, daß Realvoraussetzung für die Findung dieser analytischen Trennung ein bestimmter Stand gesellschaftlicher Entwicklung ist. "So entstehen die allgemeinsten Abstraktionen überhaupt nur bei der reichsten konkreten Entwicklung..." - so beginnt Marx, die gesellschaftlichen Voraussetzungen, die erst die Fassung der Abstraktion "Arbeit" möglich machen, zu charakterisieren. Während allerdings für Marx die Abstraktion "Arbeit" in der entwickelten kapitalistischen Produktionsweise im Ansatz "praktisch wahr" wurde, ist dieser Simmelsche Formbegriff als Denkabstraktion eingeführt-freilich weiß Simmel um die Existenz sozialer Formen, die sozusagen inhaltlich "leergelaufen" sind. (vgl. etwa Soz. 291).

Marx führt aus, daß in traditionellen, statischen Gesellschaften mit gering entwickelter Arbeitsteilung Arbeit immer nur als ganz bestimmte, konkrete Arbeit gedacht werden konnte; ähnlich konnte in solchen Verhältnissen das Formalgerüst sozialer Formen nur in fragloser, ungeschiedener Einheit mit ihrer kulturellen Bedeutungsbestimmtheit gedacht werden - das Individuum war hier sozusagen mit Haut und Haaren in wenige, sich in ihrer Struktur kaum ändernde, von "alters her" gleiche Zwecke verfolgende soziale Formen eingebunden. Erst die spezifisch moderne Erfahrung des Gesellschaftlichen, erst die "Vervielfältigung, Verselbständigung und der beschleunigte Umsatz" 1) von, vom Individuum als "äußerlich" erfahrenen Verhaltensmustern, v.a. die permanent sich ändernden, klassen- und schichtspezifisch unterschiedlichen "Inhalte" schaffen jenes Gegenüber von Individuum und konkreter sozialer Mannigfaltigkeit, das es jenem ermöglicht, die Formalstruktur sozialer Formen als abstrahierungsberechtigt zu erkennen. Im Phänomen der modernen Bürokratie wird die Fruchtbarkeit dieser abstrahierenden Optik am eindeutigsten sichtbar: der sich in seinem formalen Aufbau kaum ändernde bürokratische Apparat kann mit gleicher Effizienz für die unterschiedlichsten materiellen Aufgaben eingesetzt werden 2).

Mit diesen Ableitungen ist das Gerüst des Simmelschen Begründungsversuchs der Soziologie gefaßt, ein Gerüst, das unterschiedlicher Konkretisierung - als Konsequenz jeweils unterschiedlicher soziologischer Erkenntnisinteressen - fähig ist. Diese Erkenntnisinteressen, bisher bewußt nur

-
- 1) vgl. Jürgen Habermas, Theorie und Praxis, Frankfurt, 1971, 239;
 - 2) Hinzu kommt bei Simmel noch eine spezifisch moderne ästhetische Einstellung, deren Wurzeln im Wissen um die rasche historische Vergänglichkeit einzelner Bedeutungsmuster in der modernen Gesellschaft liegen. Das "verfeinerte ästhetische Interesse" aber charakterisiert, auf das zu schauen, "was am Kunstwerk bloß Kunst ist (auf seine Formalkonstruktion nämlich), unter wachsender Gleichgültigkeit gegen seine Materie..." (Phil. Geld., 195)

vage angedeutet, werden nun im folgenden ausführlicher behandelt. Kritisiert wird dabei die gängige Fehlinterpretation des Simmelschen Programms: sein Begründungsversuch habe die Aufspaltung gesellschaftlicher Totalität in zwei unvermittelte Realitätsebenen zur Konsequenz - in ahistorische Formalkonstruktionen und sich ändernde Bedeutungsmuster. Für den Kern sich durchhaltender Kritik an Simmels Konzeption sei hier in exemplarischer Weise Lieber/Furths Interpretation wiedergegeben: Simmel könne als Repräsentant eines ahistorischen Wirklichkeits- und Wissenschaftsverständnisses gelten; er entreiße, indem er von den inner sich ändernden "inhaltlichen" Strukturen abstrahiere, das Objekt seiner geschichtlichen Bindung; er greife "in das Objekt ein und (verändere) es stillschweigend und unab-sichtlich: was geschichtliches Geschehen ist, erstarrt unter dem Blick der formalen Soziologie Simmels zu ruhenden Strukturen; die unumkehrbare Zeitgebundenheit wird aus der Wirklichkeit eigentlich vertrieben. Als Objekt der Soziologie ergibt sich damit ein Reich reiner und unbewegter Sozialformen".¹

Die Entdeckung eines "Widerspruchs" zwischen einem "formalen Programm" und "inhaltlichen Untersuchungen" führte merkwürdigerweise nicht zu einer Überprüfung des Formalismusvorwurfs, sondern diente als Beleg für Widersprüchlichkeit und Bedeutungslosigkeit der Simmelschen Soziologie überhaupt.

Hier nun wird gezeigt, daß es lediglich eine Frage des Erkenntnisinteresses, eine Frage des projektierten Abstraktionsgrades soziologischer Forschung ist, ob und inwieweit Bedeutungsmuster, also "Inhalte" in die Analyse

1) H.J.Lieber u.P.Furth, Zur Dialektik der Simmelschen Konzeption einer formalen Soziologie, in: Buch des Dankes an Georg Simmel, Berlin, 1958, 50; Hierzu ist zunächst einmal zu sagen, daß jede Untersuchung sozialer Wirklichkeit, egal wie kulturell eingegrenzt und wie inhaltsbestimmt ihre Erkenntnisperspektive auch sei, ihr Objekt als "seiend" betrachtet, also "geschichtliches Geschehen" in "ruhende Strukturen" verwandelt - es sei denn, es werden ausdrücklich soziale Wandlungsprozesse thematisiert. Wie sich "das Objekt"

einfließen. Simmels Programm schließt diese Einbeziehung prinzipiell jedenfalls nicht aus.

Soziologisches Interesse kann zunächst zielen auf Heraustrennung und präzise Bestimmung möglichst allgemein feststellbarer formaler Umriss sozialer Formen, auf Gestaltungsmuster in möglichst "weiter", abstrakter Fassung. Solche ahistorischen formalen Umgrenzungen geschichtlich-gesellschaftlich institutionalisierter sozialer Formen können - als widerlegbare Universalitätsthesen eingeführt - Elemente für die Entwicklung allgemeiner soziologischer Theorien abgeben. Für die analytische Fixierung solcher "zeitloser Gesetzmäßigkeiten" bieten die historisch konkreten sozialen Formen lediglich Induktionsmaterial; aus ihnen "wird das Gleichmäßige wie mit einem Querschnitt herausgehoben, das Ungleichmäßige - hier also die inhaltlichen Interessen - gegenseitig paralyisiert." (Soz.12). Den Erkenntniswert solcher abstrakter Formalumrisse - primär auf diese "Formen" bezieht sich übrigens der "Beweis" der Unabhängigkeit von inhaltlichen Bezügen - für die analytische Durchdringung konkreter sozialer Erscheinungen hält Simmel für gering - sie leisten erste klassifikatorische Dienste bei der Ordnung des "Materials". Aus solchen "Grundbestimmungen" konkrete "Gestaltungen" zu konstruieren, hält Simmel für unmöglich; so kann auch die Soziologie nicht zum Rang eines deduktiven Systems erhoben werden¹.

Die Untergliederung nun eines solchen abstrakten, vielleicht universalen Formalumrisses in einzelne Arten und die schrittweise genauere Beschreibung ihrer spezifischen Ausprägungen schränkt natürlich den Umkreis der Gültigkeit der "Formen" ein - sie transformieren sich mehr und

... präsentiert, ob "bewegt" oder "unbewegt", ist nur eine Frage des Gesichtspunkts.

- 1) Im Gegensatz zu Simmel verfolgt L.v.Wiese diesen Anspruch: durch Entwicklung solcher Grundbestimmungen die konkreten gesellschaftlichen Formen der Deduktion und Elementarkonstruktion zu unterwerfen.

mehr zu historisch singulären formalen Struktureigentümlichkeiten sozialer Formen. Simmel spricht von dem Umstand, "daß der Inhalt der Vergesellschaftung, die speziellen Modifikationen ihres materiellen Zwecks und Interesses oft oder immer über ihre spezielle Formung entscheiden." (Soz.8).

Dem hat nun die Beschreibung von Gesellschaftsformen in einem "Dort und Dann" (Soz.10) Rechnung zu tragen: Bedeutungsbestimmtheit und Formalkonstruktion sozialer Formen, methodisch zunächst schroff voneinander geschieden, werden nun wieder vermittelt. Nun gibt es natürlich auch bei der Beschreibung formaler Strukturprinzipien und ihrer verstehenden Inbeziehungsetzung zu kulturellen Wert- und Bedeutungsmustern die unterschiedlichsten Ebenen der Abstraktion. Man kann - unter einem bestimmten Forgesichtspunkt - verschieden "weite" Querschnitte durch ein kulturelles "Dort und Dann" legen. Werden etwa typische strukturelle Gemeinsamkeiten der Herrschaftsform in vielen verschiedenen Bereichen einer Kultur festgestellt und analysiert, so wird sich die verstehende Deutung dieses Phänomens, die Bestimmung des "Warum" auf relativ abstrakte Grundmomente der Bedeutungsmuster dieser Kultur beschränken müssen. Je eingeschränkter der Umkreis der Analyse dieser "Form" in der jeweiligen Kultur ist, je "benachbarter" die sozialen Bereiche, innerhalb derer es verfolgt wird, sind, desto genauer wird dies Bedeutungsmuster in seiner jeweiligen gruppenspezifischen Modifikation beschreibbar.

In seinen Einzeluntersuchungen, v.a., in der "Philosophie des Geldes" hat Simmel dieses - auf den verschiedensten Abstraktionsebenen spielende - wechselseitige Sich-Ergänzen, dies Ineinander von struktur- und kulturanalytischer Betrachtung realisiert. In ihnen bezeichnet der ahistorische Formalumriß sozialer Formen, die "allgemeine Form", lediglich den klassifikatorischen Oberbegriff, das äußere Gerüst für - in ihrem Abstraktionsgrad beständig wechselnde - kulturspezifische Untersuchungen.

Zuletzt noch ein Wort zum methodischen Vorgehen, das das Simmelsche Erkenntniskonzept impliziert: seine Untersuchungen müssen typisierend verfahren; die "spezifischen Ausprägungen" der "allgemeinen Form" werden in mehr oder minder abstrakter "idealtypischer" Beschreibung von Handlungsvollzügen gefaßt, denen mehr oder minder abstrakte "idealtypische" Bedeutungsmuster zugeordnet werden. Eine soziale Form in ihrer komplexen Realität erschließt sich durch Vergleich mit verschiedenen solcher Idealtypen von den unterschiedlichsten Perspektiven. "Eine prinzipielle Wissenschaft von den Formen der Gesellschaft muß Begriffe und Begriffszusammenhänge in einer Reinheit und abstrakten Geschlossenheit hinstellen, wie sie in den historischen Verwirklichungen dieser Inhalte niemals auftreten... (Soziologische Analyse macht die) Hilfskonstruktion von sozusagen absoluten Linien und Figuren (notwendig), die sich in dem realen gesellschaftlichen Geschehen immer nur als Ansätze, Bruchstücke, fortwährend unterbrochene und modifizierte Teilverwirklichungen vorfinden." (Soz. 114, ganz ähnlich: Phil. Geld., 149 f.).

Teil II

DAS GESELLSCHAFTSANALYTISCHE WERK SIMMELS

Vorbemerkung

a) Der inhaltliche Rahmen

Simmel formuliert explizit, daß seine Aufsätze in der "Soziologie" und in seiner früheren Schrift "Über soziale Differenzierung" primär dazu dienen sollen, die Fruchtbarkeit seines soziologischen Forschungskonzepts zu demonstrieren; daß sie - und zwar an inhaltlich möglichst heterogenen Phänomenen - veranschaulichen sollen, daß mit diesem Konzept tatsächlich ein neuer analytischer Querschnitt durch bereits bekanntes Material gelegt werden kann.

Nicht auf die Erfassung inhaltlich umgrenzter Probleme gesellschaftlicher Wirklichkeit, sondern eher auf die "Erprobung" einer neuen Methode an "an sich irrelevanten Objekten" scheint also Simmels Intention zu zielen.

Auch in der "Philosophie des Geldes", dem sozialwissenschaftlichen Hauptwerk Simmels, scheint es zunächst nicht darum zu gehen, einigermaßen umrissene problematisierte Phänomene sozialer Wirklichkeit mittels einer Geldtheorie zu untersuchen; vielmehr scheint die Prüfung der analytischen Reichweite eines geldtheoretischen Konzepts an den inhaltlich unterschiedlichsten sozialen Phänomenen im Vordergrund des Interesses zu stehen.

Bei näherem Zusehen freilich zeigt sich dann, daß Simmels Werk nur vordergründig inhaltlich uneinheitlich ist; daß alle thematische Mannigfaltigkeit keine sachliche Beliebigkeit bedeutet; daß es Simmel im Gegenteil darum geht, von möglichst vielen Perspektiven und in möglichst unterschiedlichen "Bereichen" sozialer Realität bestimmte Grundphänomene, "Kernprobleme" zu untersuchen.

Als das Zentralthema aller Simmelschen Schriften, als der immer neu reflektierte, variierte und problematisierte Begriff enthüllt sich bald der Begriff der Individualität, dem als seine Komplemente die Begriffe der gesellschaftlichen Differenzierung und Rationalisierung zugeordnet sind; es erweist sich als Simmels Grundintention, den Verbindungen zwischen Individuation und gesellschaftlicher Differenzierung und Rationalisierung in den verschiedensten Schichten sozialer Realität nachzugehen. Der Impuls für diese Erkenntnisrichtung ist evident: es ist dies die problematisierte Erfahrung des Konflikts zwischen moderner Individualität und der differenzierten und rationalisierten Gesellschaft.

Den allgemeinsten inhaltlichen Rahmen der Simmelschen Gesellschaftstheorie bildet eine - keinen Erklärungswert beanspruchende - "Evolutionsformel"; erschlossen ist sie aus der O n t o g e n e s e des Menschen:

Für Simmel ist das früheste Stadium in der Ontogenese des Menschen charakterisiert durch einen Indifferenzzustand, einen Zustand, der der späteren Subjekt-Objekt Differenzierung vorgelagert ist: es existiert noch kein Bewußtsein von einem vorstellenden Ich und einem vorgestellten Objekt, das Ich und die Objekte außerhalb ruhen ungeschieden zusammen. Erst in der weiteren Entwicklung bilden sich Subjekt und Objekt - "daß der Mensch zu sich Ich sagt und daß er für sich seiende Objekte außerhalb dieses Ich anerkennt" (Phil.Geld.,9) - aneinander heraus. Diese Scheidung reproduziert sich, gleichsam zusammengedrängt auf einem Pol, der Subjektseite - und zwar notwendig in demselben Prozeß: "Denn das Bewußtsein, ein Subjekt zu sein, ist selbst schon eine Objektivierung. Hier liegt das Urphänomen der Persönlichkeitsform des Geistes; daß wir uns selbst betrachten, kennen, beurteilen können, wie irgendeinen 'Gegenstand', daß wir das als Einheit empfundene Ich dennoch in ein vorstellendes Ich-Subjekt und Ich-Objekt zerlegen, ohne daß es darum seine Einheit verliert, ja, an diesem inneren Gegenspiel sich seiner Einheit eigentlich erst bewußt werdend - das ist die fundamentalste Leistung unseres Geistes..." (Phil.Geld. 10).

Die Subjekt-Objekt Differenzierung - sich und das "Objekt" als selbständige, abgegrenzte Einheiten zu wissen - ist das Ergebnis eines sozialen Prozesses: "Widerstände" des

"Objekts" haben den Indifferenzzustand schon im Ansatz aufgelöst; das "Subjekt" sucht, durch Verinnerlichung des "Objekts", das Du, diese beginnende Distanz wieder rückgängig zu machen und konstituiert sich so als eine reflexive Struktur - als ein "Ich-Subjekt" und "Ich-Objekt", ein "Selbst". (vgl. hierzu: Phil.Geld., 8-13, 76f., 84)

Wie die Ontogenese, so sieht Simmel auch die frühen Phasen der Menschheitsgeschichte als Ganzes in einem Zustand undifferenzierter Einheit. Er sucht dies unter verschiedenen Aspekten zu demonstrieren, etwa hinsichtlich des Verhältnisses Person-Besitz: beide sind anfänglich in einem Indifferenzzustand verschmolzen, der noch quasi unterhalb einer relativen Selbständigkeit beider gegenüber einander steht.

"Die altgermanische Verfassung, die den Besitz unmittelbar an die Person knüpfte, der spätere Feudalismus, der umgekehrt die Person an den Besitz band; die enge Verbindung mit der Gruppe überhaupt, die jedes Mitglied a priori in seine ökonomische Stellung hineinwachsen läßt ... - dies alles sind Zustände von Undifferenziertheit zwischen Besitz und Person." (Phil.Geld., 358).

Hinsichtlich anderer Inhalte zeigen sich ähnliche Einheiten: "Nicht als ob, wie wir es heute empfinden, die Inhalte des Lebens: Eigentum und Arbeit, Pflicht und Erkenntnis, soziale Stellung und Religion, irgendein Fürsichsein, eine reale oder begriffliche Selbständigkeit besäßen und dann erst, von der Persönlichkeit aufgenommen, jene enge und solidarische Verbindung mit ihr eingingen. Vielmehr, der primäre Zustand ist eine völlige Indifferenz, die überhaupt noch jenseits des Gegensatzes persönlicher und sachlicher Seiten des Lebens steht." (Phil. Geld., 319). Neue Probleme der Lebenspraxis, die Unmöglichkeit, diese innerhalb der naturhaft-selbstverständlichen Formen zu bewältigen, bewirken die sukzessive Auflösung der "naiven Einheitsform", die fortschreitende Verselbständigung persönlicher und sachlicher Seiten des Lebens gegeneinander.

Die Menschheitsgeschichte stellt sich für Simmel auf der Seite gesellschaftlicher Objektivität als ein fortschreitender Differenzierungsprozeß der Formen der Lebenspraxis dar; diese entwickeln sich zu immer stärker voneinander abgetrennten, von der Gesamtpersönlichkeit losgelösten und ihr gegenüber objektivierten Teilsystemen. Ihre fortschreitende Verselbständigung gegeneinander, ihre Abtrennung von der Person als Ganzes hat ihre zunehmende

Berechenbarkeit zur Folge, bedeutet die Möglichkeit des Auffindens und Ausnutzens ihrer immanenten "Gesetze". Auf der Subjektseite entwickelt sich komplementär zu diesem Differenzierungs- und Rationalisierungsprozeß die Bedingung der Möglichkeit für ein Wachsen des "Für Sich" des Menschen. Wie in der Ontogenese die Spaltung des Indifferenzzustandes mit der Konstitution der reflexiven Struktur des Menschen einhergeht, ähnlich wird im gesamtgesellschaftlichen Differenzierungsprozeß - wie Simmel meint - die Bedingung für eine spezifische Form von Reflexivität freigesetzt: es werden die Bedingungen für die Möglichkeit einer "Entwicklung ... nach den Gesetzen des eigenen Wesens, die wir Freiheit nennen" (Phil.Geld.), geschaffen. Eher im Sinne einer an historische Tendenzen anknüpfenden konkreten Utopie formuliert Simmel: "Dieses Herausbilden der Persönlichkeit aus dem Indifferenzzustand der Lebensinhalte, der nach der anderen Seite die Objektivität der Dinge aus sich hervortreibt, ist nun zugleich der Entstehungsprozeß der Freiheit" (Phil.Geld., 319), der "Betonung der unabhängigen Individualität..." (Phil.Geld., 320).

b) Die analytische Basis

Die erste Hälfte der "Philosophie des Geldes" - Simmel bezeichnet sie als "analytischen Teil" seines Buches - gilt einer Aufschlüsselung des Formcharakters des Geldes. Diese Geldtheorie, die, wie die "Philosophie des Geldes" insgesamt, bisher völlig unaufgearbeitet ist, ist die analytische Basis der Gesellschaftstheorie Simmels; sie liegt insgeheim auch den meisten Aufsätzen in der "Soziologie" zugrunde. Die "Soziologie" nämlich geht theoretisch nicht über die "Philosophie des Geldes" hinaus; in ihr sind nur noch einmal manche der Einsichten in eigenständigen Aufsätzen formuliert, die in der "Philosophie des Geldes" miteinander verknüpft und logisch-systematisch -

eben von der zuvor entwickelten Geldtheorie - hergeleitet werden.

Der Anspruch der Simmelschen Geldtheorie ist es, in den Formcharakteren des Geldes die Grundelemente moderner "okzidentaler" gesellschaftlicher Objektivität und Subjektivität - in höchster Abstraktion verdichtet - aufzuspüren und ineins damit "Triebkräfte" des langen neuzeitlichen Prozesses gesellschaftlicher Differenzierung und Rationalisierung freizulegen.

So ließe sich Simmels Gesellschaftstheorie als ein Erklärungsversuch von Grundmerkmalen der modernen Gesellschaft und ihrer Genese am Leitfaden der Formcharaktere des Geldes bezeichnen.

Damit knüpft Simmel bewußt an die theoretische Konzeption des Marxschen Werks an: auch Marx begreift seine Wert- und Geldtheorie als einen Mikrokosmos, in dem, in abstrakter Grundsätzlichkeit, bereits die wichtigsten Strukturmerkmale der modernen Gesellschaft enthalten sind. Zur Charakterisierung der Unterschiede der Konzeption von Marx und Simmel mag zunächst folgender Hinweis genügen: Marx will zeigen, daß im Gelde, dem vergegenständlichten Wert, die "Selbstzerrissenheit" der bürgerlichen Gesellschaft an ihrer Basis quasi handgreiflich wird. D.h. Marx intendiert mit seiner Wert- und Geldtheorie eine Analyse der ökonomischen Struktur der bürgerlichen Gesellschaft.

Marx' Erkenntnisinteresse, die "ökonomische Basis" theoretisch zu durchdringen, ist notwendige Konsequenz einer revolutionären Praxis, die sich von der grundlegenden Umwälzung der ökonomischen Struktur der bestehenden Gesellschaft die wirkliche Einlösung der aufklärerischen Postulate von "Freiheit" und "Gleichheit" verspricht.

Das "Wozu" der Simmelschen Geldtheorie ist natürlich anders, und dies prägt - bei vielen Berührungspunkten mit Marx - den Charakter ihrer Begründungszusammenhänge und ihre Art von "Grundsätzlichkeit". Sie ist - notwendig vage formuliert - darauf angelegt, die Spannung zwischen personaler Individualität und gesellschaftlicher Objektivität durch einen Querschnitt durch Bereiche gesellschaftlichen Lebens, die Marx dem "Überbau" zugerechnet hätte, analytisch in den Griff zu bekommen. Daß Grundelemente der ökonomischen Struktur - ohne ausgeklammert zu werden - nicht primärer Erkenntnisgegenstand sind, hängt bei Simmel - und darin

ist ihm Weber gefolgt - mit der Destruktion einer Marx-schen Hoffnung zusammen: eine sozialistisch organisierte Wirtschaft würde den Konflikt zwischen personaler Individualität und gesellschaftlicher Objektivität nicht nur nicht aufheben, sie würde ihn im Gegenteil - primär wegen der notwendigen Aufblähung des bürokratischen Verwaltungsapparates - noch verstärken.

Simmels Soziologie ist eine der ganz wenigen grundlegenden Theorien der modernen Gesellschaft, die aufgebaut sind auf einer Geldtheorie als ihrer kleinsten theoretischen Zelle. Daß es Simmel gelingt, unabgeleitete Zentralbegriffe anderer Gesellschaftstheorien - etwa den Weberschen Begriff der "formalen Rationalität" - systematisch zu fundieren, zeigt die Relevanz seines Ansatzes.

Teil A: SIMMELS GELDTHEORIE

Seine Geldtheorie entwickelt Simmel in drei, logisch-systematisch aufeinander aufbauenden Stufen. Ausgang ist eine Fassung des Wertbegriffs in philosophischer Sicht. Erst der nächste Schritt hat *d i r e k t* geldtheoretische Relevanz: die Beschreibung und Theorie des Tauschs dient einer Bestimmung des ökonomischen Wertbegriffs; das Geld wird dann - im dritten Schritt - als dingliche Erscheinung des ökonomischen Werts entschlüsselt.

Ich verzichte auf eine Behandlung der Theorie des philosophischen Wertbegriffs; die hier entwickelten Bestimmungen finden sich - in theoretisch schärferer Form - bei der Fassung des ökonomischen Wertbegriffs und der Tauschhandlung, "die gleichsam der Körper des wirtschaftlichen Wertes ist." (Phil.Geld., 60,61)

Schon häufig erwähnt wurde Basis und Ziel der Simmelschen Wissenschaftsauffassungen: die Auflösung des Substanzialen in Relationen, die Verwandlung des Starren in den lebendigen Fluß einander tragender Beziehungen. In der kleinsten theoretischen Zelle seiner Gesellschaftsanalyse - der Wert- und Geldtheorie - gewinnt dieser "Grundzug modernen Denkens" (vgl.Phil.Geld., 63ff.) Anwendung und Einlösung: "Man mag den einen Gegenstand noch so genau auf seine für sich seienden Bestimmungen untersuchen: den wirtschaftlichen Wert wird man nicht finden..." (Phil.Geld., 61); ökonomischer Wert und Geld sind nur als relationale Bestimmungen faßbar.

1. Tausch und ökonomischer Wert

Im folgenden sondere ich zwei, sich bei Simmel beständig ineinander verschlingende gedankliche Komplexe voneinander: ich systematisiere zunächst Simmels Beschreibung des Tauschprozesses und seine Behandlung der Form, die der ökonomische Wert im Tauschprozeß besitzt; danach versuche ich dann, Simmels Herleitung der Konstitution der Gegenstände als wirtschaftliche Werte nachzuvollziehen.

Zunächst: Was sind die allgemeinsten Merkmale dessen, was in der Tauschaktion passiert?

Ausgangspunkt ist das Sich-Gegenübertreten zweier Privateigentümer. Jeder der beiden besitzt einen Gegenstand, jeder möchte in den Besitz des Gegenstandes des andern kommen. Um den Gegenstand des jeweils andern zu erlangen, muß der eigene fortgegeben werden: jeder kann nur nehmen, wenn er gibt.

Der Tausch schafft so zwischen den Subjekten und den Gegenständen ihres Interesses eine ausgeprägte Distanz; das eigene, für das begehrte Objekt fortzugebende beschreibt für die Subjekte diese Distanz und ist gleichzeitig das diese Distanz überwindende Mittel. (vgl.Phil.Geld.,28). In der Aktion selbst, beim "Händewechsel" der Objekte, ist beides - Geben und Nehmen - in absolutem Zugleich (vgl.Phil.Geld, 46) Ursache und Wirkung des andern.

Diese Kurzbeschreibung der Tauschvergesellschaftung zeigt schon, daß die Logik dieses Verhältnisses ganz bestimmt ist durch das Grundprinzip des Privateigentums - das Prinzip der privaten Entgegensetzung der beiderseitigen Eigentumsbereiche¹. Denn "Tausch" ist eine Vergesellschaftung, die die Eigentumsbereiche beider Kontrahenten unvermischt einander gegenüberstehen läßt: indem beide

1) vgl. A.Sohn-Rethel, Geistige und körperliche Arbeit, Frankfurt, 1970, 48

Kontrahenten sich als Privateigentümer anerkennen, "wird jede Eigentumsexklusion, die in der einen Richtung stattfindet, erwidert durch eine gleichartige in der anderen. Der Grund für die Reziprozität ist eben die zwischen den Eigentümern waltende private Exklusion des Eigentums, die unverfehrt bleibt durch die Transaktion als 'Austausch'."¹

Simmel bezeichnet die Tauschhandlung als ein "Zwischenreich" (vgl. Phil. Geld., 31) zwischen dem "Begehren" und dem "Gebrauchen" der Gegenstände. Er sieht dies "Zwischenreich" von "realen Abstraktionen" (vgl. Phil. Geld., 32) bestimmt, d.h. von Abstraktionen, die in der Handlung selbst liegen. Ich versuche, diese Abstraktionen voneinander zu sondern und sie systematisch aufeinander folgen zu lassen.

Die Tauschhandlung ist eine Handlung, die sich durch Nichtgebrauch der Objekte der Handlung auszeichnet; der Tausch beruht auf einer prinzipiellen zeitlichen Trennung von den Gebrauchshandlungen. Da der Tausch nur einem Ziel dient, der Veränderung des gesellschaftlichen Status der Waren, ihrer Überführung ins Eigentum eines anderen Besitzers, dürfen die Waren durch Gebrauchshandlungen nicht verändert werden; während der Zeit und an dem Ort des Austauschs unterliegen die Waren der Fiktion vollständiger materiell-qualitativer Identität.

Völlig entgegengesetzt zur Abstraktheit der Tauschhandlung - die Waren werden bewegt, ohne durch Gebrauch sozusagen tangiert zu werden - ist das Bewußtsein der Tauschenden es ist konkret, kreist um den Gebrauch der Dinge, um die Veränderungen, die mit und an ihnen durch handelnde Praxis stattfinden. Dem dient die "Praxis" des "Ausprobierens" während der Tauschhandlungen; diese bleibt auf "bloßen Erkenntniswert beschränkt und ist haargenau geschieden von der Praxis des Gebrauchs selbst..."².

1) A. Sohn-Rethel, Geistige..., 49

2) ebenda, 40

Die Tauschhandlung, dies "Zwischenreich", ist damit völlig abgetrennt von dem E r g e b n i s, dem die Aktion dienen soll - dem Gebrauch der Dinge, der in den Privatbereich der Individuen fällt; genauso abstrahiert die Handlung von den subjektiven "Antriebskräften", die sie in Bewegung setzen, ist sie geschieden von dem F u n d a m e n t, auf dem sie ruht:

Das Tauschinteresse bildet sich über bestimmte Bedürfnisse, Empfindungen, Gedanken, die die Antizipation des Gebrauchs der Gegenstände bei den Individuen auslösen. Ausschlaggebend sind also Vorstellungen, die sich auf die qualitativen, die Gebrauchseigenschaften des Dings richten, Vorstellungen, die in ihrer Inhaltlichkeit sehr individuell sein können. Simmel nennt dies die Basis, den "subjektiv-personalen Unterbau" (Phil.Geld., 30) des Tauschs.

Wie drückt sich nun dies qualitativ-individuelle Interesse in der Tauschbeziehung aus? "Sosehr der einzelne kauft, weil e r den Gegenstand schätzt und zu konsumieren wünscht, so drückt er dieses Begehren wirksam doch nur mit und an einem G e g e n s t a n d aus, den er für jenen in den Tausch gibt." (Phil.Geld., 30). In der Tauschbeziehung selbst ist also die Inhaltlichkeit des Interesses ohne Relevanz; daß man den Gegenstand des andern schätzt und bekommen möchte, wird ausgedrückt an und repräsentiert durch einen Gegenstand -also unpersönlich-sachlich -, den man für jenen fortzugeben gewillt ist. Das Tauschinteresse hat sich objektiviert, gewinnt eine verdinglichte Form, einen unzweideutigen Ausdruck am jeweils eigenen Gegenstand. Eindrucksvoll zeigt dies der "stumme Tausch", von dem Max Weber berichtet: "Tausch unter Vermeidung persönlicher Berührung, bei dem das Angebot durch Niederlegung von Waren an üblicher Stelle, das Gegenangebot ebenso, das Feilschen durch Vermehrung der beiderseits angebotenen Objekte erfolgt..." (Wirtsch.u.Gesellsch., 383).

Was in der Tauschbeziehung zählt und zum Ausdruck kommt, ist die rein formale Tatsache privaten Begehrens, die reine Formalität "meines" und "deines" Interesses, repräsentiert durch "meinen" und "deinen" Gegenstand. Die Inhalte dieses Interesses bleiben gänzlich unausgesprochen und ohne Relevanz für die Handlung; sie verbleiben als unvergleichliche Realitäten in der Subjektivität der Akteure.

Kern der Tauschhandlung ist der "Handewechsel" der Objekte; in ihm realisiert sich die zentrale Abstraktion der Tauschaktion - die Gleichsetzung zweier verschiedener Waren. Notwendig sind die Waren verschieden; gleiches wird nicht mit gleichem füreinander ausgetauscht. Wie Marx sagt: "Rock tauscht sich nicht gegen Rock, derselbe Gebrauchswert nicht gegen denselben Gebrauchswert."¹

"...der objektive Vorgang abstrahiert... davon, daß es Werte (verschiedene Gebrauchswerte d.V.) sind, die sein Material bilden und gewinnt sein eigenstes Wesen an der Gleichheit derselben - ungefähr, wie die Geometrie ihre Aufgaben nur an den Größenverhältnissen der Dinge findet, ohne die Substanzen einzubeziehen, an denen allein doch jene Verhältnisse real bestehen." (Phil.Geld., 32). "...nun mag jedes der Elemente nur personaler Art oder nur subjektiv wertvoll sein - daß sie einander gleich sind, ist ein objektives, in keinem dieser Elemente für sich und doch nicht außerhalb beider liegendes Moment." (Phil.Geld., 33).

Im Vergesellschaftungsakt des Tauschvollzugs, in der Tauschgleichung wird also von den qualitativen Bestimmtheiten der Waren völlig abstrahiert; indem real von den Warenqualitäten abstrahiert wird, werden die Gegenstände des Tauschakts als "reine" Quantitäten behandelt, bzw. in Beziehung gesetzt. Der ökonomische Wert ist in seinem Kern eine aus der Tauschvergesell-

1) K.Marx, Das Kapital I, MEW 23,56

schaftung entspringende Abstraktion - eine von Qualität "abgelöste", also "reine" Quantität relationaler Art. "Wenn der Tauschvollzug nicht zustandekommt, so deshalb, weil zwischen den Warenposten ein zu viel oder zu groß ($>$) oder ein zu wenig oder zu klein ($<$) waltete anstatt der erforderlichen Gleichheit (=)." ¹

Der ökonomische Wert als "reine Quantität" relationaler Art steht erkenntnistheoretisch jenseits des "strengen Sinnes" von Subjektivität und Objektivität: er ist "übersubjektiv, überindividuell, ohne doch eine sachliche Qualität und Wirklichkeit an dem Dinge selbst zu werden..." (Phil.Geld., 28).

Ihren Wert ausdruck gewinnt innerhalb der Tauschrelation jede Ware in ihrem konkreten Gegenüber; jede Ware drückt in ihrer "Naturalhaut" und ihrer jeweiligen Quantität den Wert der anderen aus.

Simmel unterscheidet vom "ökonomischen Wert", für den der Begriff der Äquivalenz mit seinen gerade bestimmten Implikationen konstitutiv ist, die subjektiven Wertschätzungen der Akteure. (vgl. Phil.Geld., 50f. . Daß ihnen der Gegenstand des jeweils andern mehr bedeutet als der eigene, ist evident; sonst gäbe es keine Veranlassung zum Tausch.

Alle weiteren Ausführungen Simmels (vgl. Phil.Geld., 39-61) variieren nur einen Grundgedanken, dienen nur dem Aufweis, das gegenseitige Bedingungsverhältnis von wirtschaftlichem Wert und Tausch aufzuzeigen, zu verdeutlichen, daß die Objekte ihren unsinnlichen Wertcharakter nur unter Voraussetzung und innerhalb der Tauschrelation annehmen können, daß der "Wert" der Dinge also nichts als ein verdinglichter Ausdruck eines gesellschaftlichen Verhältnisses ist. "In der empirischen Wirtschaft pflegen die Dinge natürlich längst mit dem Wertzeichen versehen zu sein, wenn sie in den Tausch eintreten. Was hier gemeint ist, ist nur der innere, sozusagen systematische Sinn des Wert- und Tauschbegriffs..." (Phil.Geld., 46).

1) Sohn-Rethel, Geistige..., 56

Die Tauschbarkeit der Gegenstände impliziert ihre Äquivalenz; Wertgleichheit scheint eine "relationsunabhängige" Wertbestimmtheit jedes Gegenstandes vorauszusetzen, die sich im Tausch dann als gleich herausstellt. Der "Wert" jedes Gegenstandes erschiene so als Grund der Tauschgleichung. In Wirklichkeit ist es natürlich umgekehrt; es geht nicht der Weg vom Wert zum Tausch, sondern logisch-systematisch ist nur unter Voraussetzung der Tauschgleichung der Wertbegriff zu fassen. (vgl. Phil. Geld., 37ff.). Simmel demonstriert dies an einem Beispiel (vgl. Phil. Geld., 39): wie eine Linie vor ihrem Vergleich mit einer anderen keine Länge besitzt - ihre Längenbestimmung kann sie nicht durch sich selbst erhalten und "lang" schlechthin kann sie auch nicht sein - so hat auch kein Objekt jenseits des Tausches "Wert", - es gibt keine "absoluten" Wertmomente - sondern ist lediglich bestimmtes Gebrauchsding. Erst innerhalb der Tauschrelation nehmen die Objekte Wertcharakter an, mißt und drückt jede Ware konkret-handgreiflich den "Wert" ihres Gegenübers aus; nur unter der Voraussetzung der Tauschabstraktion und des für sie stehenden Äquivalenzbegriffs ist der Kern des Werts als "reine" Quantität relationaler Beschaffenheit denk- und faßbar.

Nun gibt es offensichtlich so etwas wie "Gesetzlichkeiten", einigermaßen objektive Maßstäbe, die die Austauschquanten regulieren. Für Marx ist dieser Maßstab die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit. Freilich heißt dies nicht, daß die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit ein "absolutes" Wertmoment bildet. Simmel geht es nur um folgende Hervorhebung: zwar mag die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit Substanz und Maßstab der quantitativen Wertverhältnisse der Dinge sein. Aber gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit nimmt - in den Objekten verdinglicht - doch erst unter der Voraussetzung bestimmter gesellschaftlicher Verhältnisse - der Tauschbeziehungen - Wertcharakter an. "Auch die Arbeitszeit wird erst durch die

Möglichkeit und Wirklichkeit des Tausches in die wert-kategorie eingestellt, ganz unbeschadet des Umstandes, daß sie nachher i n n e r h a l b dieser den Maßstab für deren übrige Inhalte abgeben mag." (Phil.Geld., 53).

2. Grundlegende Merkmale des "reinen Begriffs" des Geldes

Vorbemerkung

"Schon auf den ersten Blick bildet das Geld gleichsam eine Partei, und die Gesamtheit der mit ihm bezahlten Güter die andere, so daß, wenn sein reines Wesen in Frage steht, man es wirklich bloß als Geld und in Loslösung von allen ihm sekundären Bestimmungen behandeln muß, die es dieser ihm gegenüberstehenden Partei doch wieder koordinieren." (Phil.Geld., 86). Primär seine stoffliche Substanz koordiniert das Geld der Güterreihe, der es gegenübersteht. Will man dasjenige am Geld erfassen, worin es nur Geld ist, es sich also von den Gütern u n t e r s c h e i d e t, dann muß diese stoffliche Basis zunächst unberücksichtigt gelassen werden. Inwiefern für das empirische Geld Eigenschaften wichtig sind, in denen es gerade nicht Geld ist, Eigenschaften, die es der Güterreihe koordinieren, erschließt sich erst nach einer Konzentration auf seinen reinen Begriff. "...unsere Begriffe von den Dingen bilden wir unzählige Male so, daß die Erfahrung sie in dieser Reinheit und Absolutheit überhaupt nicht zeigen, sondern daß erst Abschwächung und Einschränkung durch entgegengesetzt gerichtete ihnen eine empirische Form geben kann." (Phil.Geld., 149).

2.1. Verdinglichte abstrakte Quantität

Der ökonomische Wert, im einfachen Austauschverhältnis zweier Waren noch sozusagen unsichtbar unter den qualitativen Seiten der Gegenstände, von denen er doch real abstrahiert, verborgen, hat im Geld eine gesonderte, handgreiflich-gegenständliche Gestalt gewonnen.

In immer neuen Wendungen streicht Simmel diesen "Grundzug" des Geldes - Geld als das aus den Waren herauskristallisierte und ihnen gegenständlich gegenübergestellte abstrakt-quantitative Verhältnis, das ihr ökonomischer Wert ist - heraus: Geld als der "zur Selbständigkeit gelangte Ausdruck (des) Verhältnisses..., das die Dinge als tauschbare eingehen" (Phil.Geld.,87), als das zur "Substanz erstarrte Gelten" (Phil.Geld.,88), als "Projizierung eines bloßen Verhältnisses auf ein Sondergebilde" (Phil.Geld.,99), als die Greifbarkeit des Abstraktesten, das Einzelgebilde, das am meisten seinen Sinn in der Übereinzelheit hat." (Phil.Geld.,99). Als "verdinglichter" Ausdruck des qualitätslosen, "rein" quantitativen Verhältnisses - dieser Relation der Gegenstände durch und innerhalb der Tauschrelation - ist das Geld das "unindividuellste Gebilde unserer praktischen Welt." (Phil.Geld.,91).

Im Geld ist praktisch realisiert, was sonst höchstens im metaphysischen Denken möglich ist: es hat seine alleinige Bestimmtheit an dem "Wieviel", unter gänzlicher Abstraktion von allem "Was". bzw. "Wie". (vgl.Phil. Geld., 294).

So bedeuten Preisänderungen der Waren -freilich nur unter der Perspektive des "reinen Begriffs" des Geldes - das von den Wertträgern abstrahierte und zu selbständigem Ausdruck geformte "reine" Mehr oder weniger ihres jetzigen Verhältnisses.

Viele weitere Ausführungen Simmels sind nur neue Umschreibungen dieses "Grundzugs" des reinen Geldbegriffs;

z.B. das folgende: es sei "das Wesen des Geistes..., der Vielheit die Form der Einheit zu gewähren. In der sinnlichen Wirklichkeit ist alles nebeneinander, im Geist allein gibt es ein Ineinander." (Phil.Geld.,190). Das Geld teilt dieses "Wesen des Geistes". Die Waren, in ihrer konkret-sinnlichen Gestalt immer nebeneinander, gewinnen eine "geistige Einheit" im ökonomischen Wert, dieser unsinnlichen Relation, die am Akt des Tauschvollzugs haftet. Im Geld hat diese unsinnliche Relation sich zu einer real-gegenständlichen Einheit transformiert: wie etwa in der Einheit eines Begriffs das Wesentliche einer Anzahl individueller Gestaltungen zusammengeschlossen ist, so ist im Geld das ö k o n o m i s c h Wesentliche der Waren in eine einheitliche Form gebracht. Diese "Geistigkeit" des Geldes ist äußerlich um so sichtbarer, je weniger materiell stoffliche Substanz es hat; die historische Entwicklung, die die stoffliche Substanz des Geldes immer weiter zurücktreten läßt, ließe sich so als ein Prozeß der "Vergeistigung" des Geldes bezeichnen.

2.2. Der soziologische Charakter des Geldes (Simmel und Marx)

Der eminent soziologische Charakter des Geldes, über den das Vorhergehende natürlich immer schon - bei der analytischen Herleitung des Geldes aus der Tauschbeziehung - berichtete, wird im folgenden noch etwas näher und grundsätzlicher beschrieben. Freilich soll dies nur als "Einstieg" gelten. Später wird dieser soziologische Charakter noch von einer anderen Perspektive betrachtet; an diese wird sich dann die gleichsam logische Korrelation zwischen der Ausbreitung der Geldwirtschaft und der Zentralisierung der Herrschaftsgewalt knüpfen.

Einer soziologischen Betrachtung in genetisch-systematischer Perspektive gilt als Ausgang aller sozialen Ge-

staltung die unmittelbare Wechselwirkung zwischen zwei Individuen. "Die weitere Entwicklung ersetzt nun die Unmittelbarkeit der wechselwirkenden Kräfte durch die Schaffung höherer überpersönlicher Gebilde, die als gesonderte Träger eben jener Kräfte auftreten und die Beziehungen der Individuen untereinander durch sich hindurchleiten und vermitteln." (Phil.Geld., 159). Im Hinblick auf die Entwicklung vom unmittelbaren Naturaltausch zum geldvermittelten Tausch läßt sich diese "Substanzialisierung" von Sozialbeziehungen so konkretisieren: der unmittelbare Produktaustausch konstituiert. bzw. ist eine der reinsten Formen der Vergesellschaftung. Mit wachsender Arbeitsteiligkeit der Gruppe - ich gehe darauf später noch genauer ein - wird eine Überwindung der Unmittelbarkeit des Naturaltauschs notwendig: mit der Vermittlung des Tauschvorgangs über Geld zerlegt sich dieser in zwei - zeitlich und räumlich getrennte - Akte. Zwischen die Produzenten schiebt sich der Händler; er ist der "differenzierte Träger der sonst zwischen den Produzenten unmittelbar ausgeübten Tauschfunktionen." (Phil.Geld., 161). Und nun läßt sich in einer zunächst noch unpräzisen Weise sagen: "Wie der Händler zwischen den tauschenden Subjekten steht, gerade so steht das Geld zwischen den Tauschobjekten. Wie der Händler die verkörperte Funktion des Austauschs ist, so ist das Geld die verkörperte Funktion des Ausgetauschtwerdens: es ist ... das zur Substanz gewordene bloße Verhältnis der Dinge zueinander..." (Phil.Geld., 161). Es ist das zur Substanz gewordene, über Dinge vermittelte gesellschaftliche Verhältnis der Individuen im Tauschakt. "Was der Tausch unter Individuen als Aktion ist, das ist das Geld in konkret gewordener, für sich bestehender, gleichsam erstarrter Form..." (Phil.Geld., 161).

Nicht von sich aus haben die Dinge untereinander quantitative Relationen; die reine Quantität relationaler Art,

deren Verdinglichung das Geld ist, ist eine Abstraktion, die die Individuen in ihrer Tausch h a n d l u n g selbst vollziehen.

Es erscheint mir an dieser Stelle notwendig, die spezifische Differenz der Marxschen Wert- und Geldtheorie zu derjenigen Simmels ganz kurz zu bestimmen. Denn auch für Marx ist der Wert etwas rein gesellschaftliches, ist das Geld eine n o t w e n d i g e Verdinglichung dieser "Gesellschaftlichkeit". Diese "Gesellschaftlichkeit" liegt für Marx freilich in der "Substanz" von Wert und Geld. Simmel sucht diese "Substanz" nicht zu bestimmen-- ganz im Einklang mit seinem Erkenntnisinteresse; hingegen ist für Marx die Fassung dieser Substanz eine notwendige Konsequenz seines Erkenntnisinteresses. Ich skizziere kurz:

Marx beginnt, wie Simmel, seine Wert- und Geldtheorie mit der Beschreibung des einfachen Austauschverhältnisses zweier Waren. Während Simmel nun die ganze Zeit auf dieser Ebene verbleibt und durch eine subtile Beschreibung des Tauschakts zu allen für ihn geldtheoretisch wichtigen Bestimmungen gelangt, verläßt Marx sehr bald diese Ebene des "unmittelbaren Seins": wenn zwei Waren durcheinander ersetzbare, also gleich große Tauschwerte haben, so besagt dies, "daß ein Geheimes von derselben Größe in zwei verschiedenen Dingen existiert..." (Kap.I, MEW 23,51). Was ist dies "Gemeinsame"? Was ist seine "Substanz"? Warum muß sich letztere als Tauschwert der Produkte darstellen?

Marx sucht dies Gemeinsame in dem Prozeß, dessen Resultat die Produkte sind, in der Arbeit. Er nimmt einen "Doppelcharakter" der w a r e nproduzierenden Arbeit an: die Arbeit in ihrer k o n k r e t e n Form ist gebrauchswertschaffend; aber es ist ja "gerade die Abstraktion von ihren Gebrauchswerten, was das Austauschverhältnis der Waren augenscheinlich charakterisiert." (Kap.I, MEW 23,51,52). Nur als Produkte abstrakter menschlicher Arbeit sind die Waren einander kommensurabel; "als Kristalle dieser ihnen gemeinschaftlichen gesellschaftlichen Substanz sind die Waren Werte - Warenwerte." (Kap.I, MEW 23,52).

Nun kommt das schwierigste, in der Sekundärliteratur meistens noch nicht einmal berührte Problem: worin besteht für Marx die "Gesellschaftlichkeit" dieser Substanz" und wieso m u ß sie sich als warenwert darstellen? Zwei Beispiele (vgl.Kap.I, MEW 23,90ff.) enthalten

den Schlüssel: hier skizziert Marx einen Gesellschaftszustand, in dem jede individuelle Arbeit innerhalb der Gesellschaft u n m i t t e l b a r auf das materielle Bedürfnisgeflecht der Gesamtgesellschaft bezogen ist. Während in diesen Beispielen die gesellschaftliche Gesamtarbeit in ihrer Gesellschaftlichkeit unmittelbar erscheint, unmittelbar deutlich ist - sie besteht in ihrer im voraus geregelten Bezogenheit auf die Bedürfnisse der Gesellschaftsmitglieder - kann sie in der bürgerlichen Gesellschaft nur auf einem "Umweg" in Erscheinung treten - über die Wertform des Arbeitsprodukts; denn in der bürgerlichen Gesellschaft bildet der Komplex von P r i v a t arbeiten die gesellschaftliche Gesamtarbeit; letztere muß damit als "Gesellschaftlichkeit" der Arbeitsprodukte in Erscheinung treten, kann sich nur im Austausch offenbaren. "A n s i c h sind die mannigfaltigen Gegenstände Produkte der gesellschaftlichen Gesamtarbeit, die sich in eine Totalität von besonderen Arbeitszweigen auseinanderlegt. Aber - und das ist das Wesentliche - als solche erscheinen sie nicht. Unmittelbar sind die Produkte lediglich konkrete Gebrauchsdinge, denen man nicht ansieht, daß sie Teil dieser Einheit sind, daß ein Teil der gesellschaftlichen Gesamtarbeit zu ihrer Herstellung aufgewendet wurde. Wenn aber die der Gesamtgesellschaft zur Verfügung stehende Arbeitszeit nach Maßgabe bestimmter Bedürfnisstrukturen auf die verschiedenen Produktionszweige verteilt werden soll, so ist das nur möglich, wenn die verschiedenen Produkte als quantitativ verschiedene Ausdrücke derselben Einheit in Erscheinung treten."¹

Nur von diesem Schlüsselgedanken erschließen sich die drei "Eigentümlichkeiten" der Äquivalentform (Kap.I, MEW 23,70-73), die als "Fetischcharakter" der Ware später noch einmal gesondert - zum besseren Verständnis - von Marx aufgeführt werden. Und von hier aus ist das "Wesen" des Geldes für Marx so bestimmt: es ist als allgemeines Äquivalent die "sichtbare Inkarnation, die gesellschaftliche Verpuppung aller menschlichen Arbeit." (Kap.I, MEW 23, 81). Indem sich alle Waren auf eine besondere Ware als ihr allgemeines Äquivalent beziehen, stellen sie sich auch füreinander als besondere Ausdrücke derselben Substanz dar. Das Allgemeine aller besonderen Waren hat abgelöste Existenz in einer besonderen, freilich "fürstlichen" Ware gewonnen. Der "gesellschaftliche Charakter der Arbeit (erscheint) als das Gelddasein der Waren und daher als ein Ding außer der wirklichen Produktion." (Kap.III, MEW 25, 533).

Diese kürzestmögliche Herausarbeitung der zentralen Gedanken der Marxschen Wert- und Geldtheorie macht die Spezifik des Marxschen Erkenntnisinteresses deutlich:

1) Helmut Reichelt, Zur logischen Struktur des Kapitalbegriffs bei Karl Marx, Frankfurt 1970, 147

Marx analysiert die bürgerliche Gesellschaft unter dem Gesichtspunkt ihrer grundlegenden Veränderung. Grundlegende Veränderung heißt nach dem Entwickelten: Umstrukturierung der ökonomischen Basis in Richtung auf eine u n m i t t e l b a r gesellschaftliche und gesellschaftsbezogene Produktion; damit fiel für Marx die Verdinglichung des gesellschaftlichen Charakters der Arbeit - der Werts substanz - im Gelde fort. Dies macht verständlich, weshalb Marx ohne eine Bestimmung der Werts substanz gar nicht auskommen kann: sie ist der Ausgangspunkt für eine genaue Analyse der für Marx "verkehrten" ökonomischen Basis der bürgerlichen Gesellschaft.

Anders ist Simmels Erkenntnisinteresse: nicht als Ausgangspunkt für eine Analyse der ökonomischen Bewegungsgesetzmäßigkeiten soll seine Wert- und Geldtheorie dienen - dann hätte er die Werts substanz bestimmen müssen; ihm geht es um eine Phänomenologie geldwirtschaftlich bedingten Lebens primär unter der Perspektive seiner Bedeutung für personale Individualität. Und Simmel ist der Meinung und begründet auch subtil, inwiefern eine im Marxschen Sinn umstrukturierte Gesellschaft personale Individualität ganz weitgehend einschränken müßte. (vgl. Phil.Geld., 476-478).

Weil für Simmels Erkenntnisinteresse eine Bestimmung der Werts substanz nicht notwendig ist, kann er den soziologischen Charakter des Geldes sozusagen einige Stockwerke über den Marxschen Bestimmungen ansiedeln - in der Tauschhandlung.

2.3. Reale Bedingungen für die theoretische Fassung des "reinen" Geldbegriffs

Im Mittelalter galt der in Geld ausgedrückte Wert der Objekte als deren an sich seiende Bestimmung, als eine ihnen in ihrem isolierten Sein anhaftende objektive Beschaffenheit - dies im Einklang mit dem substanzialistisch-absolutistischen Weltbild dieser Epoche. (vgl. Phil.Geld., 95). U.a. darauf beruhte die Vorstellung eines "gerechten Preises" für die Objekte, der auch häufig durch Preistaxen fixiert wurde: der in Geld ausgedrückte Wert der Objekte haftet diesen als eine quasi natürliche Qualität an; ihn zu fordern und zu erstatten, ist so "richtig" und "gerecht".

Diese Vorstellung verweist auf relativ unausgebildete geldwirtschaftliche Verhältnisse: auf recht statische Sozialverhältnisse und eine ziemlich geringe, sich nur langsam ändernde Warenvielfalt; indem sich nur wenige, immer gleiche Produkte austauschen, können ihre "gängigen" Austauschquanten als objektive, den Dingen isoliert zukommende Bestimmtheiten erscheinen. Erst die realen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse ausgebildeter Geldwirtschaft ermöglichen eine abstrakt-begriffliche Fassung des hier beschriebenen "reinen" Begriffs des Geldes. Nur eine Andeutung: erst wenn realiter sehr viele Objekte miteinander verglichen werden, wenn also eine vielgliedrige Produktion und nach allen Seiten hin ausgreifende Tauschbewegungen bestehen, existiert eine reale Bedingung für die Möglichkeit, als das eigentlich wirtschaftliche der Objekte ihre *B e z i e h u n g s*-verhältnisse zu sehen und das Geld als deren handgreiflichen Ausdruck.

2.4. Geld und formal-rationales Denken und Handeln

Ging es im Vorhergehenden nur um eine Bestimmung des "Grundzugs" des reinen Begriffs des Geldes, so soll im folgenden eine erste Andeutung über den Zusammenhang dieses "Grundzuges" mit dem auffallendsten Strukturmerkmal modernen Denkens und Handelns gemacht werden; erst später, im gesellschaftsanalytischen Teil, wird dann diesem Zusammenhang genauer nachgegangen.

Der ökonomische Wert war als eine merkwürdige Abstraktion bestimmt worden - als "reine", von Qualität überhaupt abgelöste Quantität relationaler Beschaffenheit. Obwohl im Naturaltausch diese Abstraktion realiter vollzogen wird, ist sie hier doch sozusagen noch in die qualitativen Seiten der Waren eingebunden. Im Geld hingegen hat sie einen selbständigen Ausdruck gewonnen: das Geld stellt das reine Wertquantum in numerischer Form dar.

Was im Geld handgreiflich ist - reine Quantität relationaler Art - liegt dem "reinen" mathematischen Denken als Formbestimmtheit zugrunde. "Die fortschreitende Differenzierung unseres Vorstellens bringt es mit sich, daß die Frage des Wieviel eine gewisse... Trennung von der Frage des Was erfährt - so wunderbar dies auch in logischer Hinsicht erscheint. In der Bildung der Zahlen geschieht dies zuerst und am erfolgreichsten, indem aus den so und sovielen Dingen das So und Soviel herausgehoben und zu eigenen Begriffen verselbständigt wird." (Phil.Geld., 125) Je weiter nun die immanente Differenzierung mathematischen Denkens fortschreitet, desto bedeutsamer wird die Möglichkeit der praktischen Verwertbarkeit dieses Denkens. Für Simmel ist diese Denkart freilich ihrerseits praktisch - in wie komplizierten Vermittlungen auch immer bedingt; sie findet am Geld quasi ihre praktische Vorzeichnung und Grundlage. Simmel entwickelt dies - die praktische Verwertbarkeit und Bedingtheit dieses Denkens - etwas ausführlicher so: sowohl in primitiven Gesellschaften als auch der modernen ist der Zugang zu den Dingen stark über Symbole vermittelt. Die primitive und die moderne Symbolik unterscheiden sich freilich sowohl hinsichtlich ihrer inneren Struktur als auch den Gebieten ihrer Anwendung. (vgl. Phil.Geld., 123f.).

"Die Fülle der Momente - der Kräfte, Substanzen und Ereignisse - mit denen das vorgeschrittene Leben zu arbeiten hat, drängt auf die Verdichtung desselben in umfassenden Symbolen, mit denen man rechnet, sicher, daß dasselbe Resultat sich ergibt, wie wenn man mit der ganzen Breite der Einzelheiten operiert hätte; so daß das Resultat ohne weiteres für diese Einzelheiten gültig, auf sie anwendbar ist." (Phil.Geld., 125) Mit der Ausbreitung der Geldwirtschaft differenziert sich die Gesellschaft zu einer komplexen Mannigfaltigkeit; zugleich ermöglicht die Ursache für diese Differenzierung, das Geld, die reduktionistische Ordnung, die rechenhafte

Beherrschung dieser Vielfalt, indem seine Formbestimmtheit die Struktur modernen Denkens prägt.

Auch der moderne Zeitbegriff, ohne den diese rechenhafte Beherrschung gar nicht möglich wäre, hat für Simmel eine durch das "Wesen" des Geldes bestimmte Struktur. In naturalwirtschaftlichen Verhältnissen war die Zeit qualitativ bestimmt: bestimmt durch die fest gegebenen Einheiten, die "abgerundeten Totalitäten" (Phil.Geld., 290). des Naturablaufs. Qualitativ bestimmte Zeit wird mit Ausbreitung der Geldwirtschaft aufgelöst; Zeit wird zur abstrakten "Quantität, wird in die kleinsten, "qualitätslosen" Teile zerlegt, die naturhaft abgerundeten Totalitäten werden "zerschlagen". (vgl.Phil.Geld., 290)

3. Das Geld in den Zweckreihen

3.1. Das absolute Mittel

Daß sich im Tausch die Distanz zwischen den Subjekten und Objekten verfestigt, sobald er über Geld vermittelt ist, wurde schon früher deutlich gemacht. "Weil (das Geld) bloß das M i t t e l für die eigentlich assimilierbaren Objekte ist, steht es seinem inneren Wesen nach in einer nicht aufzuhebenden Distanz zu dem begehrenden und genießenden Ich; und insofern es das unentbehrliche Mittel ist, das sich zwischen dieses und die Objekte schiebt, rückt es auch die letzteren in eine Distanz von uns." (Phil. Geld., 98).

Im folgenden wird die Spezifik des Mittelcharakters des Geldes - seine Stellung in der Handlungsreihe - genauer bestimmt, werden die sich hieraus ergebenden soziologischen und psychologischen Implikationen entfaltet.

Es ließe sich eine Stufenleiter je komplizierterer Handlungstypen entwickeln, deren Abschluß das über Geld vermittelte Handeln darstellte. Die unterste Ebene nähme

triebbestimmtes Handeln oder Verhalten ein; dies ist rein kausal bestimmt, lediglich zweigliedrig: die Aktion ist unmittelbare Umsetzung auf Abfuhr drängender innerer Energien. Demgegenüber ist das Zweckhandeln kausal und teleologisch zugleich, ist seine Formel dreigliedrig: die Antizipation des Erfolges fungiert als Ursache des Handelns, das den Erfolg aus seiner ideellen Form als Bewußtseinsinhalt in seine Wirklichkeitsform überführt; das Handeln - als Mittel - ist die Brücke zwischen dem Ausgangs- und Endpunkt des Prozesses. Unterscheidungskriterium für verschiedene Stufen des Zweckhandelns ist die unterschiedliche Struktur angewandeter Mittel; eine neue Qualität des Mittels bezeichnet das Werkzeug - es ist Mittel in überdauernder, kristallisierter Form. "Das Werkzeug ist der Typus dessen, was man in der Außenwelt unser Geschöpf nennen könnte, indem es, gleichsam an dem einen Ende, ganz von unseren Kräften geformt wird und am anderen ganz in unsere Zwecke eingeht; gerade dadurch, daß es nicht selbst Zweck ist, fehlt ihm jene relative Selbständigkeit, die der Zweck besitzt...: es ist das absolute Mittel." (Phil.Geld., 203). Nun ließe sich eine Theorie des Werkzeugs entwerfen unter dem Aspekt seiner größeren oder geringeren Verwendbarkeit für die Erreichung qualitativ verschiedenster Zwecke. Je qualitativ differenzierter die Verwendungsmöglichkeiten eines Werkzeugs sind, desto abstrakter, farblos-objektiver muß es offensichtlich selbst sein. Das Werkzeug-Prinzip, "keineswegs nur an Physischem wirksam" (Phil.Geld., 203, 204), erhält seine höchste Ausbildung, seinen "Idealtypus" im Geld: es ist das absolute Mittel in abstraktester Form. Der Fülle seiner qualitativ verschiedensten Verwendungsmöglichkeiten entspricht seine völlige inhaltliche Indifferenz, es wird durch "keinen Einzelzweck in seinem Wesen präjudiziert... und (bietet) sich der Zweckreihe als völlig indifferenter Durchgangspunkt dar..." (Phil.Geld., 206).

Das Geld als das absolute, abstrakteste Mittel - es steht farblos zu allen konkreten Zwecken, die mit ihm erreichbar sind. Diese Fremdheit zwischen dem Gelde und allen spezifischen Zwecken spiegelt sich in den Anfängen der Geldwirtschaft in einer bezeichnenden soziologischen Beziehungskonstellation - die sich in allen Kulturkreisen findet - wider und die am besten die Qualität über Geld vermittelter sozialer Beziehungen verdeutlicht:

Auf das Geldgeschäft konzentrieren sich diejenigen Individuen und Schichten, deren soziale Stellung sie von persönlichen und spezifischen Zielen ausschließt, deren Verhältnis zur sozialen Gruppe also durch "Fremdheit" - im weitesten Sinn - charakterisiert ist.

Die Evidenz dieses Beziehungstypus macht folgende Überlegung noch deutlicher: das reine Geldgeschäft ist abgeleitet, sublimiert aus einer Beschäftigungsart, in der sich das auf Geld zentrierte Interesse ursprünglich äußerte: dem Handel; und daß anfänglich der Händler Fremder ist, hat einleuchtende Gründe: in kleinen, gering arbeitsteilig differenzierten Wirtschaftskreisen bedarf es des Händlers nur für das Herbeischaffen der in der Ferne produzierten Güter. Und weiter: "nicht nur der Händler ist ein Fremder, sondern auch der Fremde ist dazu disponiert, ein Händler zu werden." (Phil.Geld., 224). Auch wenn sich der Fremde niedergelassen hat, bleibt er innerhalb der Gruppe der, der die "Gelösetheit des Kommens und Gehens nicht überwunden hat." (Soz., 509). Ohne organische Verbindung zur Gruppe der Einheimischen ist er auf den Zwischenhandel, der viel elastischer als die Urproduktion ist, angewiesen. "Nun gibt jene Angewiesenheit auf den Zwischenhandel... dem Fremden den spezifischen Charakter der B e w e g l i c h k e i t; in dieser, indem sie innerhalb einer umgrenzten Gruppe stattfindet, lebt jene Synthese von Nähe und Ferne, die die formale Position des Fremden ausmacht: denn der schlechthin Bewegliche kommt gelegentlich mit j e d e m einzelnen Element in Berührung, ist aber mit k e i n e m

einzelnen durch die verwandtschaftlichen, lokalen, beruflichen Fixiertheiten verbunden." (Soz.510)

Daß die Juden in der Diaspora Landfremde, Religionsfremde und - häufig reiche - Händler waren, unterstreicht diese soziologische Konstellation und deutet eine der Ursachen des erbarmungslosen Judenhasses der Einheimischen.

3.2. Der absolute Zweck

Das Geld ist dem Geldgierigen und Geizigen ein für ihn selbst tabuisierter Gegenstand "scheuer Achtung" (vgl. Phil.Geld., 246) - indem er es nicht ausgibt, stellt er es zu sich selbst in "brückenlose Distanz". (Phil. Geld., 247).

Simmel deutet den Geiz als ganz abstraktes, als sublimiertes Machtgefühl: das Geld als absolutes Mittel verweist auf Erlangung und Genuß unbegrenzt vieler Zwecke; indem der Geizige - in seiner reinsten Ausprägung - nicht einmal an die Ausgabe des Geldes für konkrete Zwecke denkt, erlangt er alle seine Befriedigung aus dem gänzlich abstrakten "Können", das das Geld repräsentiert.

Gesellschaftliche Normalität, die psychische Besetzung des Geldes als Endzweck, ist im Geiz ins Krankhafte gesteigert, zur Karikatur geworden; und der Grund dieser "normalen" Verkehrung ist eben der absolute Mittelcharakter des Geldes: je mehr Objekte mit ihm erreichbar sind, desto mehr steigt sein Wert als Mittel, "und zwar so hoch, daß es als Wert schlechthin gilt und das Zweckbewußtsein an ihm definitiv haltmacht." (Phil.Geld., 234).

Wie Marx erkennt Simmel, nur ins Psychologische gewendet, in dieser Wertung des Geldes weitgehende Strukturähnlichkeiten mit der monotheistischen Gottesvorstellung:

weil in Gott alle weltlichen Divergenzen zur Einheit gelangt sind, er in abstrakter, "allmächtiger" Höhe über ihnen steht, verleiht die Beziehung zu ihm jene Sicherheit; auch im Geld findet die Dingwelt in ihrer konkreten Mannigfaltigkeit, finden die unterschiedlichsten Zwecke ihr abstraktes Zentrum - "damit gewährt tatsächlich auch das Geld jene Erhebung über das Einzelne, jenes Zutrauen in seine Allmacht wie in die eines höchsten Prinzips..." (Phil.Geld., 240).

Schon diese Skizze des Verhältnisses zwischen dem Geld, dem absoluten Mittel und den konkreten Zwecken, deutet - noch sehr vage - an, daß mit der Ausbreitung der Geldwirtschaft ein kontinuierlich und schubweise vollzogener Entthronungsprozeß materialer, "letzter Werte" (Weber) auf allen gesellschaftlichen Ebenen verbunden war; ein "Entzauberungsprozeß", der auch und gerade herrschaftslegitimierende Fundamente betrifft - materiale Werte in ihrer herrschaftslegitimierenden Funktion werden abgelöst von Legitimitätsvorstellungen, die Mittelcharakter haben, primär um formale Legalität, "formgemäßes Funktionieren" kreisen.

Entfaltet werden kann dies erst im "synthetischen Teil". Auf der "analytischen" Ebene kann nur das gleichsam logische Verhältnis zwischen der Formbestimmtheit des Geldes und der Nivellierung materialer Werte angedeutet werden; dies an zwei Denk- und Verhaltensweisen, die wieder gesellschaftliche Normalität in übersteigerter Form sind.

Der Zynismus als der Versuch, alle Werte auf ein Niveau gemeinsamer Niedrigkeit zu reduzieren, reproduziert subjektiv, was im Gelde - als der gemeinsamen, rein quantitativen Ebene unterschiedlichster Qualitäten - objektiviert und verdinglicht ist. Daß erst ausgebildete Geldwirtschaft nicht nur den Kauf aller Dinge, sondern auch den Kauf von "Gesinnungen" in umfänglicher Weise möglich macht - die Bestechung (vgl.Phil.Geld., 424 ff. und Soz. 276) - hängt hiermit zusammen.

Die Nivellierung, die die Blasiertheit vollzieht, betrifft nicht verschiedene Werte, sie betrifft die Verschiedenartigkeit der Dinge und Personen. Der dem Reichen vorbehaltene mühelose Erwerb des Mannigfaltigsten ist die Bedingung der Möglichkeit dafür, daß alles dies "in einer gleichmäßig matten und grauen Tönung" (Phil.Geld., 264) erscheint - "wie eben allenthalben nicht nur das Ziel den Weg, sondern auch der Weg das Ziel bestimmt." (Phil.Geld., 265).

4. Geld und moderner Staat

4.1. Die neue soziologische Dimension des geldvermittelten Tauschs gegenüber dem Naturaltausch

Gegenüber dem einfachen Naturaltausch hat der Tausch der Objekte gegen Geld eine neue soziologische Dimension, die, so einfach sie zunächst erscheinen mag, der systematische Anknüpfungspunkt für komplizierte Wirtschafts- und herrschaftssoziologische Zusammenhänge ist.

Unmittelbar betrachtet, ist der Naturaltausch ein lediglich "privater" Vergesellschaftungsakt - er erschöpft sich in der individuellen Aktion und Gegenaktion der Kontrahenten.

Der Tausch gegen Geld "entprivatisiert" diesen Vergesellschaftungsvorgang - im Geld selbst ist diese Entprivatisierung gegenständlich geworden: denn das Geld trägt seine Bedeutung für die Kontrahenten nicht in sich selbst, sondern stellt eine Anweisung auf andere, definitive Werte dar; es verweist den Geldnehmer auf die soziale Gesamtheit, innerhalb deren es gilt, auf unbestimmt viele andere, ist ein Anspruch auf Vergesellschaftungsakte mit anonymen Produzenten dieses Wirtschaftskreises. Im Geld ist sozusagen der gesamte Wirtschaftskreis ideell gegenwärtig; dieser wird erst durch Geld umrandet, zu einer eindeutigen Wirtschaftseinheit zusammengeschlos-

sen. "(Geld) erscheint gleichsam als ein Wechsel, in dem der Name des Bezogenen nicht ausgefüllt ist..." (Phil.Geld., 163).

Als Voraussetzung jedes Tausches gegen Geld erweist sich so eine bestimmte subjektive Einstellung gegenüber dieser anonymen sozialen Gesamtheit: ein Glaube, ein Vertrauen in sie, daß sie das Geld gegen die Erstattung - möglichst gleichwertiger - Güter wieder akzeptiert. Ohne auf die sich hieraus ergebenden Konsequenzen einzugehen, faßt Weber dies subjektive Fundament des Tausches gegen Geld so: "...daß es genommen wird, beruht ausschließlich auf den Erwartungen, daß es seine spezifische Begehrtheit als Zahlungsmittel bewahren werde." (Wirtsch.u.Gesellschaft, 382).

Dieses Vertrauen, dieser Glaube der Kontrahenten hat freilich einen sehr großen objektiven Beisatz: es gibt recht eindeutige Garantien für die Weiterverwertbarkeit des Geldes.

Die Garantierung des Geldes erweist sich so als dessen "Lebensnerv"; (Phil.Geld., 170); er ist Anknüpfungspunkt für wichtige wirtschafts- und herrschaftssoziologische Folgerungen.

4.2. Wirtschaftssoziologische Zusammenhänge des Garantieproblems

Früher konnte in sehr kleinen, überschaubaren, relativ geschlossenen Gruppen ein Geld zirkulieren, das nur ganz geringen substantiell-stofflichen Wert hatte. Der Grund liegt auf der Hand: die intensive wirtschaftliche Abhängigkeit aller von allen, die Überschaubarkeit der Verhältnisse, das hohe Maß gegenseitigen - lebensnotwendigen - Vertrauens. Diese der Sozialstruktur inhärenten Momente bildeten das Pfand, die Garantie für die Weiterverwertbarkeit des Geldes und machten ein seinem Stoff nach wertvolles Geld überflüssig.

Größere wirtschaftliche Kreise hingegen verlangten früher notwendig ein stofflich hochwertiges Geld. "...Die historischen Weltreiche wie die Handelsstaaten mit weit-ausgreifenden Verkehrskreisen (sind) immer zu einem Geld mit relativ hohem Substanzwert gedrängt worden." (Phil.Geld., 167). Auch hier ist die Ursache dieser Korrelation unmittelbar evident: "Ganz allgemein muß, sobald der Kreis sich erweitert, auch dem Fremden und den Bezugsländern die Währung annehmbar ... gemacht werden. Denn mit der Vergrößerung der Wirtschaftskreise geht ... Lockerung derselben Hand in Hand die gegenseitige Einsicht in die Verhältnisse wird unvollkommener, das Vertrauen bedingter, die Vollstreckbarkeit der Ansprüche unsicherer..." (Phil.Geld., 168). In großen Wirtschaftskreisen mit geringer Interdependenz bürgte das Geld für seine Weiterverwertbarkeit für sich selbst - durch seinen hohen Substanzwert.

"Nun aber bewirkt die wachsende wirtschaftliche Kultur, daß der sehr vergrößerte, schließlich internationale Kreis in dieser Hinsicht die Züge erhält, die ursprünglich nur geschlossene Gruppen charakterisierten: die wirtschaftlichen und rechtlichen Bedingungen überwinden die räumliche Trennung immer gründlicher und wirken ebenso sicher, exakt und berechenbar in die Ferne, wie früher nur in die Nähe. In dem Maße, in dem das geschieht, kann jenes Pfand, d.h. der Eigenwert des Geldes, heruntergehen...; die durch Gesetze, Usancen und Interessen immer wachsende Verbindung ist die Grundlage dafür, daß der Substanzwert des Geldes immer geringer werden... kann." (Phil.Geld., 169).

4.3. Herrschaftssoziologische Zusammenhänge des Garantieproblems

Ich skizzierte gerade einige wirtschafts- und sozialstrukturelle Voraussetzungen für die Zurückdrängung und gänzliche Überwindung des substantiell-stofflichen Wertes des Geldes innerhalb größerer wirtschaftlicher Zusammenhänge; sie lassen sich sehr kurz resümieren: die wechselseitige wirtschaftliche Angewiesenheit, die Dichte wirtschaftlicher Interdependenz hat im Laufe der Entwicklung in großen Wirtschaftskreisen einen ähnlich hohen Grad erreicht wie früher nur in ganz kleinen. Auf Grund dieser bis ins kleinste gehenden Abhängigkeit aller von allen haben die einzelnen Wirtschaftsoperationen ein ganz hohes Maß von Überschaubarkeit und berechenbarer Sicherheit erhalten - eben der Faktoren, die den substantiellen Wert des Geldes, dieses "Pfand seiner Weiterverwertbarkeit" innerhalb eines nur gering miteinander verflochtenen Wirtschaftskreises, überflüssig machen.

So wichtig freilich für die Herstellung dieses engen und komplizierten wirtschaftlichen Zusammenhangs die Immanenz wirtschaftlicher Entwicklung selbst war - er konnte nur zustandekommen durch die sukzessive Herauskristallisierung einer ganz spezifischen Herrschaftsapparatur, die auch in jedem Augenblick Voraussetzung für das relativ ungestörte Ineinandergreifen langer Wirtschaftsreihen ist. Diese Herrschaftsapparatur ist der moderne Staat. Daß dieser nur auf ausgebildeter geldwirtschaftlicher Grundlage denkbar ist, ist an den beiden, ihn am eindeutigsten charakterisierenden Monopolen unmittelbar evident - am Steuer- und Gewaltmonopol. Das Geldsteuermonopol ist Voraussetzung für Aufbau und Erhaltung des Gewaltmonopols, wie dieses Voraussetzung für jenes ist.

Herstellung und sicheres Ineinandergreifen langer und komplizierter wirtschaftlicher Interdependenzreihen ist

natürlich schon in einem ganz fundamentalen Sinn nur unter der Voraussetzung einer solchen Herrschaftsorganisation möglich: ihr Gewaltmonopol drängt "freie" Gewaltausübungen zurück, macht den Austrag von Interessengegensätzen durch unmittelbar-körperliche Auseinandersetzungen weitgehend unmöglich - ohne diese relative Befriedung eines sozialen Kreises sind längere Wirtschaftsreihen unmöglich. Aber noch in einem komplizierteren Sinn sind letztere für ihren relativ friktionslosen Ablauf auf die staatliche Herrschaftsorganisation verwiesen: als regulierende und koordinierende Zentrale sichert und verfeinert sie das Gesamt des Wirtschaftsgeflechts. Rechtliche und sozialpolitische Entscheidungen - ihrerseits in ihrer Durchsetzung abhängig von der Existenz des Gewaltmonopols - schaffen einen von "Experten" - der modernen Bürokratie - entworfenen Rahmen, innerhalb dessen erst die Wirtschaftsreihen einigermaßen sicher ineinandergreifen können. Diese Funktion hat der moderne Staat nicht sozusagen aus freier Entscheidung übernommen - die Eigendynamik wirtschaftlicher Abläufe zwingt sie ihm mehr oder weniger auf: je arbeitsteiliger, je differenzierter ein wirtschaftliches und soziales Ganzes wird, desto abhängiger wird auch die Zentralmacht in ihrem Entscheidungsspielraum und ihrer Struktur von den quasi gesetzlichen Mechanismen dieses sich immer mehr ausdifferenzierenden funktionsteiligen Ganzen. Zwar mag sich die Zentralinstanz vorwiegend aus den Mitgliedern einer bestimmten Schicht oder Klasse rekrutieren und dieses mag sich auch in gewissem Umfang gesetzlich oder politisch niederschlagen; im Vergleich zu früheren Herrschaftsformen jedoch determiniert die wirtschaftliche Abhängigkeit aller von allen dem Staat nur einen sehr begrenzten Spielraum "freier" Entscheidung - jedenfalls solange bestehende Wirtschaftsverhältnisse erhalten und einigermaßen sicher ineinandergreifen sollen.

Insofern der Staat die verschiedenen Interessen aller wirtschaftlich voneinander Abhängigen gegeneinander ausbalanciert, sie in die für das sichere Funktionieren des Wirtschaftsablaufs günstigste Form überführt werden, sind in ihm die der "Gesellschaft" zugewendeten Seiten der Persönlichkeit" auf einer neuen Ebene zusammengefaßt worden - "die große zentralisierende Tendenz der Neuzeit". (Phil.Geld., 171). Und soweit er die Sicherheit wirtschaftlicher Abläufe soweit wie möglich garantiert, hat er jenes "Pfand der Weiterverwertbarkeit" des Geldes übernommen, das früher der substantiell-stoffliche Wert des Geldes darstellte. Damit entsteht zwischen dem Staat und den Gesellschaftsmitgliedern - solange er tatsächlich diese Funktion übernehmen kann - ein relativ enges, dabei weitgehend unpersönliches, weniger von materialen Werten als sachlichen Zweckmäßigkeitserwägungen geprägtes Verhältnis. "... (Es) ergibt sich unmittelbar als Ursache wie als Wirkung der soziologischen Stellung des Geldes, daß es die Beziehungen zwischen der Zentralgewalt der Gruppe und ihren einzelnen Elementen zahlreicher, stärker und enger machen muß, weil eben jetzt die Beziehungen dieser Elemente gleichsam durch jenes hindurchgeleitet werden." (Phil.Geld., 173)

5. Ausbildung der Geldwirtschaft und Zentralisierung der Herrschaftsgewalt in sozialhistorischer Perspektive

Im folgenden umreiße ich auf sehr abstrakter Ebene diese Korrelation zwischen Geldwirtschaft und modernem Staat in ihrer historischen Entwicklung. Bei Simmel ist diese quasi logische Entwicklungslinie zwischen der sich ausbreitenden Geldwirtschaft und einer schrittweise sich herauskristallisierenden Zentralgewalt, die immer stärker die Konturen des modernen Staates annimmt, nur angedeutet. Ich systematisiere diese Andeutungen, entfalte ihren "gemeinten Sinn" und ergänze sie, wo es nötig scheint.

Der moderne Staat als Monopol "legitim geltender Gewalt-samkeit" (Weber) ist Produkt einer langen Entwicklungs-reihe, an deren unterem Ende eine gänzlich anders gear-tete Herrschaftsapparatur stand, die ihrerseits schlüssi-ge Konsequenz wirtschaftlicher Verhältnisse ist: der Feudalismus.

5.1. Der Feudalismus

Der Feudalismus ist eine Herrschaftsorganisation, die ihren Kern in einem individuell eingegangenen Schutz- und Treue-bündnis zwischen Kriegern hat: dem Heerführer - Kaiser oder König - wird im Lehnsschwur Dienst und Treue v.a. für seine Kriegszüge versprochen; dieser verpflichtet sich, ihnen Schutz zu gewähren und ihre Dienste mit Boden zu belohnen.

Das Gebiet des Zentralherrn war durch Eroberungen, durch Krieg zusammengebracht; und in Kriegszeiten, Zeiten äußerer Bedrohung war auch seine Herrschaftsgewalt - sofern er erfolgreich war - am stärksten.

In relativ friedlichen Zeiten und bei der geringsten Schwäche der Zentralgewalt zeigt die Herrschaftsorgani-sation ausgeprägte zentrifugale Tendenzen: seine mit Boden belehnten Gefolgsmannen, seine ebenfalls mit Boden-vergabe bezahlten "Beamten", die Pfalzgrafen, Herzöge etc., suchten - trotz Lehnseid - Unabhängigkeit gegenüber der Zentralgewalt zu demonstrieren, suchten sich zu unum-schränkten Herren über das einmal verliehene Gebiet zu machen. In friedlichen Zeiten war der Zentralherr hiergegen machtlos: fehlende Geldsteuerquellen gestatte-ten ihm nicht, ein besoldetes Heer zu halten und die Abhängigkeit seiner Untertanen durch Geldgehälter zu befestigen; die gering ausgebildeten Wirtschafts- und Transportverhältnisse machten die Delegation von Herrschaftsbefugnissen notwendig, machten gleichzeitig diekontinuierliche Kontrolle der Untertanen unmöglich. Und letztere waren in Zeiten äußerer Bedrohung auf den Zentralherrn nicht angewiesen: der Boden gestattete ihnen die Befriedigung aller wirtschaftlichen Bedürfnis-se; die einzelnen Gebiete waren wirtschaftlich relativ autark, es gab kaum wirtschaftliche Interdependenzen zwischen ihnen. So entsprach der Stärke der auf politi-sche Autarkie gerichteten Tendenzen dem Grad der lokalen, ökonomischen Autarkie. "... (Das) Beamtentum des Lehns-wesens ist ein dezentralisiertes, der räumlich ferne Landbesitz des Belehnten führt sein Interesse von der Zentralstelle ab..." (Phil.Geld. 176)

1) vgl. N.Elias, Über den Prozeß der Zivilisation, Frankfurt 1978, Bd.II, 35

Ökonomische Differenzierung, Geldwirtschaft und Zentralisierung der Herrschaftsgewalt

5.2 Ökonomische Differenzierung

Basale Voraussetzung für die ökonomische Differenzierung war die wachsende Disproportionalität zwischen der Zahl der Menschen, die stieg und den sich in festen Händen, in den Händen der Herrschicht befindlichen Böden.

Die Richtung und innere Struktur dieser Differenzierung wird am deutlichsten durch einen Vergleich; durch Betrachtung der Faktoren, die für die antike Wirtschaft konstitutiv waren 1).

1. Die antiken Städte, alle größeren Handelszentren lagen am Meer; die wirtschaftlichen Verbindungen in der Antike knüpften sich über den Seehandel.
2. Primäre Produzenten in der Antike waren die Sklaven.

Im Mittelalter hingegen fehlte fast ganz die billige Arbeitskraft der Sklaven und das Mittelmeer, die Hauptverkehrsader der antiken Welt, war durch den Einbruch der Araber weitgehend gesperrt. Die wachsenden Menschenmassen waren also auf den binnenländischen Bereich verwiesen - und auf den Aufbau einer Wirtschaft durch eigene Arbeit.

"Die Gesellschaft expandiert unter dem Druck von Bodensperre und Bevölkerungswachstum... gewissermaßen ... im Innern"; 2) "Die vom Boden abgedrängten Unfreien bildeten ... das Material für die werdenden Handwerksniedlungen, die sich langsam an günstig gelegene Herrnsitze ankristallisierten..." 3) Langsam setzt so die Gesellschaftsneue "Zellen an, sie bildet neue Organe, die Städte." 4)

Im Vergleich zur kurzen Wirtschaftsreihe auf dem autarken Feudalhof - zwischen Produktion und Konsumtion gab es keine oder nur wenige Zwischenglieder - werden die Wirtschaftsreihen nun länger und differenzierter: immer mehr Menschen schalten sich als Handwerker in die Verarbeitung und als Händler in die Verteilung der Güter ein; und die Orte dieser Differenzierung der Arbeit sind eben die innerhalb sehr kurzer Zeit sehr an Bedeutung zunehmenden Städte. Die Stadtrevolutionen, die weitgehende rechtliche und politische Emanzipation der Stadtbürger von den Feudalherren zeigen dies an. In seiner Stadtsoziologie sucht Weber zu zeigen,

- 1) vgl. hierzu und zum folgenden Webers "Stadtsoziologie" und N.Elias' "Über den Prozeß der Zivilisation", Bd.II, 58ff.
- 2) N.Elias, Über den Prozeß..., Bd.II, 60
- 3) ebenda, S.58
- 4) ebenda, S.60

daß in diesem Aufstieg arbeitender städtischer Schichten und in ihrer weitgehenden politischen Selbständigkeit der Schlüssel zur Erklärung fast aller strukturellen Besonderheiten liegt, durch die sich die abendländischen von den orientalischen Gesellschaften unterscheiden; erst innerhalb dieses weiten Rahmens hat Webers Protestantismustheorie ihren legitimen Ort.

In den Städten entstehen größere Märkte, die wirtschaftliche Abhängigkeit zwischen ihnen vergrößert sich; ineins mit dieser Differenzierung der Arbeit werden neue Transportmittel entwickelt. Die wachsende binnenländische Interdependenz führte zwangsläufig zur Ausbreitung des Geldverkehrs, zum selbstverständlichen Gebrauch eines Objekts, auf das alle anderen als ihr Maß bezogen werden können.

5.3 Die Zentralisierung der gesamtgesellschaftlichen Herrschaftsgewalt

Der Feudalismus war als ein sehr dezentralisiertes Herrschaftssystem bestimmt worden: in friedlichen Zeiten sind die Herrschaftsbereiche von der Zentralinstanz weitgehend unabhängig; faktisch herrscht jeder Belehnte als Alleinherrscher über sein Gebiet.

Steigende Bevölkerungszahlen, vergebene Böden und Beschränktheit weiterer Expansionen setzte zwischen den einzelnen Feudalherren einen Mechanismus in Gang, der durch die Immanenz seiner Entwicklung zur Zentralisierung der Macht in einer Hand führte: die einzelnen Feudalherren, unter ihnen der freilich etwas mächtigere Zentralherr, sind darauf verwiesen, untereinander einen Konkurrenzkampf um wirtschaftliche und politische Macht zu führen, einen Konkurrenzkampf, der mit den Mitteln kriegerischer und wirtschaftlicher Gewalt ausgetragen wurde. In diesen Konkurrenzkämpfen wurden auf jeweils höherer Ebene immer mehr Konkurrenten besiegt, bis im "optimalen Fall ein Einzelner über alle Chancen verfügt und alle Anderen von ihm abhängig sind." 1)

Dieser "Monopolmechanismus", die sich eigendynamisch über Jahrhunderte auf jeweils höherer Ebene reproduzierenden Ausscheidungskämpfe sind am reinsten in Frankreich zu beobachten. Daß diese Pazifizierung eines Gebiets von einem Zentrum her tatsächlich zu einem stabilen Herrschaftssystem führen konnte, hatte freilich die Ausbreitung der Geldwirtschaft, die auf diese Pazifizierung angewiesen ist, zur Voraussetzung.

1) N.Elias, Über den Prozeß..., Bd.II, 145

Der König, ursprünglich kaum mächtiger als seine Mitkonkurrenten, bekam in einzelnen Zentralisierungsschüben immer größere Machtanteile: er hatte durch den Steuerapparat am wachsenden städtischen Reichtum teil, und er tat alles, um die steuerbare, finanzielle Potenz des Bürgertums zu fördern.".... (Die) französischen und englischen Könige des 13. und 14. Jahrhunderts (gründeten) die Einheit ihrer Reiche mit Hilfe der geldwirtschaftlichen Bewegung..." (Phil.Geld., 174).

Die Erfindung der Feuerwaffe schließlich setzte den König als den finanzstärksten noch eindeutiger über seine Mitkonkurrenten in Vorteil - "die zu Fuß kämpfende, unedle Masse (wird) den zahlenmäßig beschränkten Edlen, die zu Pferde kämpften, an Kriegswert überlegen." 1) Simmel sieht zwischen der sich ausbreitenden Geldwirtschaft und der Entwicklung der Feuerwaffe ein direktes Verhältnis: "In der Epoche der aufkommenden Feuerwaffen wurde pecunia nervus belli, das Pulver entwand dem Ritter und dem Bürger die Waffe und drückte sie dem Söldner in die Hand, machte ihren Besitz und ihre Benutzung also zum Privileg der Geldbesitzer." (Phil.Geld., 189)

1) N.Elias, Über den Prozeß... , Bd.II, 10

Teil B: SOZIALE DIFFERENZIERUNG-PARTIKULARISIERUNG DER
PERSON - INDIVIDUALISIERUNG - KONFLIKT: INDIVI-
DUUM-GESELLSCHAFT

Alle weiteren soziologischen Untersuchungen Simmels sind als Analyse der durch die ausgebildete Geldwirtschaft bedingten sozialen Strukturverhältnisse zu verstehen; sie entfalten, m.a.W. den sozialen Rahmen, dessen Kristall der "reine Geldbegriff" - der ihn bedingt, wie er von ihm bedingt ist - bildet. Nirgends ist die Analyse dieser Sozialverhältnisse Selbstzweck-bestimmender Blickwinkel ist ihre - ambivalente - Bedeutung für die Verwirklichung personaler Individualität. Es wird die immanente Dialektik eines Individualität sowohl erzeugenden als auch tendenziell zerstörenden Prozesses bloßgelegt.

Simmels Analysen liegen auf einer hohen Abstraktionsebene; es sind idealtypische logisch-systematische Konstruktionen, in denen empirisches Material zu einem ganz hohen Grad sinnhafter und kausaler Eindeutigkeit gesteigert ist.

Im folgenden sind Simmels Untersuchungen in zwei größere Abteilungen gegliedert und zusammengeschlossen: zunächst werden grundlegende objektive Strukturmerkmale als Bedingung der Möglichkeit personaler Individualität gedeutet.

Im zweiten Großteil (Teil C) wird dann die Wirklichkeit geldwirtschaftlich bedingten Lebens in ihren konstitutiven Elementen aufgeschlüsselt; es ist dies eine Theorie der modernen Kultur, deren Grundbegriffe "formale Rationalität" und "Entfremdung" sind.

1. Einige Merkmale des geldwirtschaftlich bedingten sozialstrukturellen Umwandlungsprozesses

Ich gehe zunächst noch nicht auf die spezifische Gestalt moderner sozialer Differenzierung ein, sondern auf eine Korrelation, die den geldbedingten sozialstrukturellen Umwandlungsprozeß gleichsam in status nascens zeigt.

Primär naturalwirtschaftliche Kreise sind kleine, recht abgeschlossene, gering arbeitsteilig differenzierte Gebilde.

Nicht nur die ökonomische Leistung jedes Einzelnen ist soziologisch zentripetal, sein ganzes Leben ist nur auf die Eigengruppe gerichtet. Hinsichtlich ihres soziopsychologischen "Naturells" unterscheiden sich die einzelnen Gruppen sehr voneinander: jede ist als G a n z e eine fest umrissene Individualität, die sie häufig durch eine spezielle "Ehre" zu unterstreichen pflegt. Durch "Herstellung (eines) spezifischen Ehrbegriffs (...) sichern sich solche Kreise das zweckmäßige Verhalten ihrer Mitglieder besonders auf dem Gebiet derjenigen spezifischen Differenz, durch welche sie sich (von anderen) abscheiden..." (Soz.326). Der Individualität, die der Gruppe als Ganzes in ihrem Verhältnis zu andern Gruppen zukommt, korrespondiert eine relative Unindividualität der einzelnen Mitglieder untereinander. Die enge Aufeinanderangewiesenheit, die geringe Arbeitsteilung, die gemeinsame Ehre lassen es zur Herauskristallisierung eines "Für-Sich" der einzelnen Mitglieder kaum kommen - Indiz dafür mag sein, daß die Bildung von Geheimnissen als isolierender und individualisierender Gegengewichte zur Gesellschaft schon technisch kaum möglich ist. (vgl. Soz. 281)

In dem Maße nun, in dem "zentrifugale (Tendenzen) als Brücke zu anderen Gruppen (einsetzen) (Soc. Diff., 46), findet ein schrittweiser Anähnlichungsprozeß der Gruppen als Ganzer statt, dem eine Differenzierung und Individualisierung der einzelnen Gruppenmitglieder korreliert - dies die "phänomenologische Formel, die den regelmäßigen Erfolg von regelmäßig sich zusammenfindenden Geschehensreihen in einen Begriff zu fassen sucht." (Soz. 532) Es kommt zu Differenzierungen zwischen denen, die für die eigene und denen, die für die fremde Gruppe arbeiten. Handel und Produktion, bisher in Personalunion von den Gruppenmitgliedern geübt,

verteilen sich auf verschiedene Personen. "Die Differenzierung und Individualisierung lockert das Band mit den Nächsten, um dafür ein neues - reales und ideales - zu den Entfernteren zu spinnen." (Soz. 530)

Das abstrakte und überall akzeptierte Tauschmittel - das Geld - wird mit diesen neuen Differenzierungen und Interdependenzen nötig; umgekehrt pflegt dies die Differenzierungen und zentrifugalen Tendenzen zu verstärken.

Mit dem ökonomischen Vergrößerungsprozeß der sozialen Gruppe geht eine Zersetzung seiner "Ehre" einher. Hiermit hängt zusammen, daß der Ehrenpreis für besondere Dienste an die kleine, überschaubare Gruppe geknüpft ist - er zeichnet den Leistenden aus - während der Geldpreis, der sich eher auf die Leistung bezieht, adäquater Ausdruck der Differenzierung und personalen Unabhängigkeit der einzelnen im großen Kreis ist. (vgl.Phil.Geld., 378)

Ausdehnung der Gruppe, Differenzierung und Individualisierung finden in den Anfängen der Geldwirtschaft in einem Sozialtypus seine reinste Verkörperung: im Händler, dem "Pionier" der Geldwirtschaft. Er durchbricht die engen Gruppengrenzen, indem er zwischen den verschiedenen Gruppen vermittelt. Durch Verinnerlichung der Sozialstrukturen verschiedener Gruppen hat er ein höheres Maß personaler Differenziertheit als die Einheimischen, ist seine individuelle Selbständigkeit am ausgebildetsten: er kennt jede Gruppe, hat aber zu jeder ein "objektives" Verhältnis, weil er zu jeder über das ihn von ihr distanzierende, Sozialbeziehungen objektivierende Medium des Geldes verkehrt. Verstärkt wird dies noch durch andere Eigenarten seines Berufs: er ist nicht "auf Unterweisung - die immer engeren Zusammenhang mit der unmittelbaren Umgebung involviert -, auf personale und objektive Tradition - die die individuelle Sonderart nivelliert, auf Erbllichkeit - die das frühere Handwerk und noch jetzt der Landbesitz voraussetzt - angewiesen." (Phil.Geld., 377). Der Händler ist also der Typus, für den

ein recht hohes "Außerhalb", ein entwickeltes "Für-Sich" immanenter Bestandteil seines "Innerhalb"- seiner Sozialbeziehung zu den verschiedenen Gruppen - ist. Seine relative Fremdheit jeder einzelnen Gruppe individualisiert und objektiviert sein Verhalten; "der objektive Mensch ist durch keinerlei Festgelegtheiten gebunden, die ihm seine Aufnahme, sein Verständnis, seine Abwägung des Gegebenen präjudizieren könnten" (Soz. 510); daß der Fremde objektiver als die Einheimischen ist, dokumentieren Gruppen häufig selbst, indem sie ihm bei inneren Streitigkeiten die Schiedsrichterfunktion einräumen (vgl. Soz. 125-130).

Die Korrelation: geldbedingte Vergrößerung des Kreises - Differenzierung der Gesellschaft-Individualisierung der Einzelnen, hier auf ganz hoher Abstraktionsebene in ihrem "Anfangsprozess" entwickelt, wird später noch in ihrer spezifisch modernen Ausprägung zu fassen sein.

- 1a) Auch diese Bemerkung dient dazu, auf ganz hoher Abstraktionsebene - als gleichsam logisches Problem - den geldbedingten Differenzierungsprozeß anzudeuten; Ausgangspunkt und Akzentuierung sind freilich erheblich anders.

Es ließe sich eine Skala verschiedener Typen ökonomischer Abgabepflichten konstruieren unter der Perspektive des Maßes an Freiheit, das sie dem Verpflichteten ermöglichen.

Es ist unter diesem Aspekt ein großer Unterschied, ob sich das Recht der Herrschenden unmittelbar auf die leistende Persönlichkeit, oder das Produkt ihrer Arbeit oder endlich auf das Produkt an und für sich - egal durch welche Arbeit es geschaffen wurde - erstreckt. (vgl. Phil. Geld., 298).

Extremstes Beispiel des ersten Falles ist die Sklaverei; nicht auf gestimmte Leistungen, auf den Leistenden mit allen seinen Fähigkeiten bezieht sich hier das "Recht" der Herrschenden. Eine Objektivierung der Verpflichtung, ein höheres Maß an Freiheit impliziert der zweite Typus, der erreicht ist, wenn die Verpflichteten einen bestimmten Teil bestimmter Produkte ihrer Arbeit entrichten müssen; wobei innerhalb dieses Typus die Entpersonalisierung des Verhältnisses und der Freiheitsspielraum des Beherrschten

am größten ist, wenn sich das Herrschaftsrecht auf ein absolutes Quantum bestimmter Produkte, statt auf einen relativen Anteil am Gesamtertrag seiner Produktion bezieht; die aliquote Abgabe führt zu "Beaufsichtigungen, Zwangsmaßregeln, Bedrückungen" (Phil.Geld., 299) des Bauern durch den Grundherrn.

Die objektivierteste und entpersonalisierteste Form der Abhängigkeit und das höchste Maß der Freiheit des Verpflichteten bedeutet der dritte Typus; hier ist die Betätigung des Beherrschten nicht mehr eindeutig bestimmt. Mit der Ablösung der Naturalabgabe durch die Geldabgabe wird erst "aus dem Produkt die Persönlichkeit ausgeschieden und der Anspruch (erstreckt sich gar nicht mehr in diese hinein)". (Phil.Geld., 299). Erst der völlig "unhistirotische" Charakter des Geldes verschafft dem Verpflichteten die Möglichkeit einer Wahl dessen, was er produzieren will.

Dieses Beispiel läßt sich unter der Perspektive des Verhältnisses Person-Sache theoretisch verallgemeinern. In naturalwirtschaftlichen Verhältnissen sind Person und Besitz, die sachlichen Bedingungen ihrer Produktion, noch "naturwüchsig" - in einem "Indifferenzzustand" - miteinander verschmolzen. Erst die Geldwirtschaft - ineins mit der Auflösung naturwüchsig-organischer Sozialbeziehungen durchschneidet diesen Indifferenzzustand, macht die Person und die sachlichen Bedingungen ihrer Produktion gegeneinander selbständig; läßt das Individuum "zwarnicht von seiner ökonomischen Lage überhaupt, wohl aber von den apriorischen Bestimmtheiten derselben immer unabhängiger werden." (Phil.Geld., 359)

2. Die Spezifik moderner Abhängigkeitsverhältnisse

a) Die grundlegende Korrelation

Gegenseitige Abhängigkeit ist in den modernen, geldwirtschaftlich bedingten Sozialstrukturen im Vergleich zu früheren Epochen sowohl unendlich gestiegen als auch -mit anderem Akzent - unendlich zurückgegangen. Das ungeheure Wachstum gegenseitiger Abhängigkeit ist unmittelbare Folge der bis ins letzte ausdifferenzierten Arbeitsteilung; war in naturalwirtschaftlichen Verhältnissen der Einzelne nur von einer geringen Zahl bestimmter Anderer abhängig, so ist er heute schon für die Befriedigung der elementarsten Lebensnotwendigkeiten auf ein vom ihm gar nicht übersehbares Netz spezialisierter Vorleistungen angewiesen. Korrelativ

zu dieser ungeheuren Ausdehnung quantitativer Abhängigkeitsverhältnisse strukturiert sich die innere Qualität dieser Abhängigkeit um - sie entpersonalisiert sich. Einem unübersehbaren Kosmos quantitativer Abhängigkeiten, einer Abhängigkeit von der Gesamtgruppe in ihrer abstrakten Ganzheit entspricht eine weitgehende Unabhängigkeit von bestimmten Personen. Umgekehrt in der Naturalwirtschaft: das geringe Maß quantitativer Abhängigkeit wird quasi kompensiert durch ein qualitatives Mehr an konkreter Persönlichkeit, das das Abhängigkeitsverhältnis bestimmt: "Es waren diese bestimmten, persönlich bekannten, gleichsam unauswechselbaren Menschen, mit denen der altgermanische Bauer oder der indianische Gentilgenosse, der Angehörige der slavischen oder indianischen Hauskommunion in wirtschaftlichen Abhängigkeitsverhältnissen stand; um je weniger aufeinander angewiesene Funktionen es sich handelt, um so beharrender und bedeutsamer waren ihre Träger." (Phil.Geld., 314). Hingegen läßt die "moderne Arbeitsteilung ebenso die Zahl der Abhängigkeiten wachsen, wie sie die Persönlichkeiten hinter ihren Funktionen zum Verschwinden bringt..." (Phil. Geld., 313).

Im über Geld vermittelten Verhältnis zu den Dingen wiederholt sich diese Korrelation: während der einzelne Gegenstand gleichgültiger wird, behält "die ganze Gattung eben dieser Gegenstände nicht nur ihre Bedeutung, sondern mit steigender Kultur werden wir immer mehr von den Objekten und von immer mehr Objekten abhängig." (Phil.Geld., 318).

b) Parzellierung der Person und Entpersönlichung

In der "modernen, geldwirtschaftlich bestimmten Kultur" nähert sich der Mensch als "produzierender, als kaufender und verkaufender, überhaupt alsirgendein leistender" der "absoluten Objektivität". (Soz. 26)

Das gerade angedeutete Zurücktreten personaler Momente in den Sozialbeziehungen ist in den modernen Arbeitsverhält-

nissen auf die Spitze getrieben: nicht die Person in ihrer konkreten Ganzheit tritt in das Arbeitsverhältnis ein, sondern nur eine, aus dieser Ganzheit quasi herausgetrennte Seite, die der im arbeitsteiligen Ganzen präformierten, objektiv umrissenen "Stellung" gleichsam eingepaßt wird; die "ganze Person", die subjektive Synthesis ihrer objektivierten Partikel, tritt mehr oder weniger distanziert hinter ihrer Funktion zurück."... (Oft) genug hat sich die arbeitsteilige Funktion als ein selbständiges ideelles Gebilde ihren Trägern gegenübergestellt, so daß diese, nicht mehr voneinander individuell unterschieden, nun gleichsam nur durch sie hindurchpassieren müssen, ohne in dieser fest umschriebenen Einzelforderung das Ganze ihrer Persönlichkeit unterbringen zu können oder zu dürfen;" (Phil.Geld., 313); der Arbeitsprozeß als Ganzes ist die rechenhaft konstruierte Vermittlung auswechselbar objektivierter Einzelpotenzen verschiedener Personen.

Den Entpersönlichungsprozeß des Arbeitsverhältnisses präzisiert Simmel am Beispiel der Lohnarbeit; er entspringt als erstem der, primär erst durch das Geldäquivalent bedingten Möglichkeit der Wahl des Abhängigkeitsverhältnisses; er verlängert sich in die Struktur des Arbeitsverhältnisses selbst, prägt ineins mit der Qualität der Arbeit das dort bestehende Verhältnis von Unter- und Überordnung. Die immanente Dynamik des kapitalistischen Arbeitsprozesses führte zu einem fortschreitenden Differenzierungsprozeß von Arbeitsleistung und Person, einer kontinuierlich präziser werdenden Herauskristallisierung einzelner Leistungen aus dem Gesamtkomplex von Fähigkeiten. Wie Marx erkennt Simmel im Stücklohn die unbarmherzigste Form dieser Objektivierung; mit diesem Lohn wird "die einzelne, genau bestimmte, aus dem Menschen völlig herausobjektivierte Leistung vergolten..." (Phil.Geld., 367).

Diesem Objektivationsprozeß der Arbeitsleistungen entspricht eine Versachlichung der Aufgaben und Rechte des Übergeordneten: er tritt nicht mehr als "persönlicher Herr" auf, sondern fungiert als Ausführender unpersönlicher Produktionszwecke; präzise rechenhafte rechtliche Normierungen, die Reflexe des faktischen Entpersönlichungsprozesses, binden seinen Machtspielraum.

Für Simmel leitet sich die Spezifik der sozialistischen Lehre direkt aus diesem im modernen Produktionsprozeß am ausgeprägtesten realisierten Rationalismus her: nicht das Versprechen auf die Abschaffung materiellen Elends ist sein Spezifikum, sondern sein Versuch, Rationalismus und soziale Nähe miteinander zu verquicken, die Gesamtwirtschaft nach dem rechenhaften Rationalismus der privaten Produktionseinheit zu gestalten und zugleich die Parzellierung der Person aufzuheben. (vgl. Phil. Geld., 376)

Der in bezug auf den unmittelbaren Produktionsprozeß beschriebene Objektivationsprozeß sozialer Beziehungen ist ebenso konstitutiv für die Struktur moderner Verbände. Das Verhältnis des mittelalterlichen Menschen zu seiner Assoziation stand "unter dem Zeichen des Ganz oder Gar-nicht..." (Phil. Geld., 373): "eine Zunft der Tuchmacher war nicht eine Assoziation von Individuen, welche die bloßen Interessen der Tuchmacherei pflegte, sondern eine Lebensgemeinschaft in fachlicher, geselliger, religiöser, politischer und vielen sonstigen Hinsichten. Um so sachliche Interessen sich in eine solche Assoziation sich auch gruppieren mochte, sie lebte doch ganz unmittelbar in ihren Mitgliedern und diese gingen restlos in ihr auf." (Phil. Geld., 372). Völlig gegensätzlich dazu ist die Struktur moderner Verbände und das Verhältnis des Einzelnen zu ihnen; nicht als "ganze Personen" begegnen sich die Mitglieder - in den modernen Zweckverband bringt jeder lediglich einen qualitativ ähnlichen Teil seiner selbst ein, während die Person in ihrer Totalität hinter dem aus

ihr herausdifferenzierten Teil, mit dem sie sich gebunden hat, verharret. Die reine Form des Zweckverbandes ist die "Vereinigung des Unpersönlichen an den Individuen zu einer Aktion." (vgl. Phil.Geld., 375).

3. Individualität

Die moderne Ausprägung sozialer Differenzierung, die den Parzellierungsprozeß der Person bewirkt, ist zugleich Bedingung für die Möglichkeit der Entwicklung personaler Individualität.

Zunächst etwas grundsätzlichere Bemerkungen: sowohl in seiner Phylogenese als auch Ontogenese ist der Mensch anfangs eingebunden in quasi naturhafte soziale Zusammenhänge, eingebunden in "eine Umgebung, die, gegen seine Individualität relativ gleichgültig, ihn an ihr Schicksal fesselt und ihm ein enges Zusammensein mit denjenigen auferlegt, neben die der Zufall der Geburt ihn gestellt hat." (Soz.305) Die höhere Entwicklung löst diese organischen, durch Blutsbande, lokale Begrenztheiten etc. zusammengehaltenen Kreise auf. Die Individuen wählen sich ihren sozialen Kreis, für den Grundlage nicht mehr naturwüchsige Bindungen, sondern qualitativ ähnliche Interessen sind. Ausgeprägte soziale Differenzierung hebt so nicht die Bindung an andere, aber die alternativlose Bindung auf. Angedeutet sei noch, daß wachsende gesellschaftliche Differenzierung - die Vermehrung des Konkreten - die gleichzeitige Bildung recht abstrakter sozialer Kreise impliziert. Der evidenteste Typus: der Kreis der Lohnarbeiter als solcher. "Gleichviel, was der einzelne arbeitet, ob Kanonen oder Spielzeug, die formale Tatsache, daß er überhaupt für Lohn arbeitet, schließt ihn mit in gleicher Lage Befindlichen zusammen." (Soz. 331) "Nachdem die Differenzierung der Arbeit ihre verschiedenartigen Zweige

geschaffen, legt das abstraktere Bewußtsein wieder eine Linie hindurch, die das Geheimnissame dieser zu einem neuen sozialen Kreise zusammenschließt." (Über soc. Diff. 110)

Die moderne Gestalt gesellschaftlicher Differenzierung erweist sich nun als Bedingung für die Herausbildung von Individualität, Individualität ist in ihrem Kern für Simmel nichts weiter als die subjektive Synthesis der Vielzahl objektivierter Verhaltensmuster, denen der Einzelne in seinen verschiedenen Gruppenzugehörigkeiten untersteht, ist die wechselseitige Prägung und Modifikation qualitativ unterschiedlicher Objektivitäten; erst dieser wechselseitige Prägungsprozeß macht die Transzendierung der einzelnen objektiven Bestimmtheiten möglich - entweder positiv als handelnde Umstrukturierung der vorgegebenen Objektivität oder negativ als subjektive Distanz zu ihr. "Erst indem mehrere (dieser objektiven Bestimmtheiten) sich gleichsam in einem Brennpunkt treffen und aneinander haften, bilden sie eine Persönlichkeit, welche nun ihrerseits zurückwirkend jeden einzelnen Zug als einen persönlich-subjektiven charakterisiert." (Phil. Geld., 312). Das Beschriebene bringt Simmel auf die einprägsam-lapidare Formel: "aus Individuen entsteht die Gesellschaft, aus Gesellschaften entsteht das Individuum." (Soz. 325, 26)

Simmel verfeinert seinen Grundgedanken mit einigen Bestimmungen, die genauer moderne, hochdifferenzierte Sozialverhältnisse beschreiben. Die Individualisierungstendenz wird dann steigen, wenn die verschiedenen Kreise, die quasi als Koordinatensystem das Individuum bestimmen, primär nebeneinanderliegende, nicht konzentrische sind. Im zweiten Fall determiniert die Teilhaberschaft am engsten Kreis auch die am jeweils größeren; "je weniger (hingegen) das Teilhaben an dem einen Kreis von selbst Anweisung gibt auf das Teilhaben an einem anderen, desto bestimmter wird die Person dadurch bezeichnet, daß sie in dem Schnittpunkt beider steht." (Soz. 318).

Es gibt nun vielfältige Möglichkeiten aktiver Synthese verschiedener Rollen. Personale Individualität ist dann am ausgewogensten, wenn der Einzelne in den verschiedenen sozialen Kreisen auch verschiedene relative Stellungen einnimmt; damit ist gleichzeitig einem Gerechtigkeitspostulat Genüge getan.

Simmel denkt in seinem Persönlichkeitsbegriff, der das Grundgerüst des von Mead entwickelten symbolischen Interaktionismus enthält, auch die Möglichkeit des Scheiterns der Synthese der verschiedenen Objektivitäten mit. Die Integrationsleistung kann gelingen oder mißlingen; letzteres am ehesten, wenn der Einzelne verschiedenen objektiven Anforderungen, deren jede einen hohen Ausschließlichkeitsanspruch stellt, subsumiert ist - die "Beziehungsfalle". Die Verinnerlichung unterschiedlicher Gruppenehren deutet solch einen Typus an. (vgl. Soz. 326). Ähnlich wie Mead¹ konstatiert Simmel: "... (Durch) die Mehrheit der sozialen Zugehörigkeit (können) Konflikte äußerer und innerer Art entstehen, die das Individuum mit seelischem Dualismus, ja Zerreißung bedrohen..." (Soz. 313).

Bestimmte objektive Situationen lassen weder "Rollendistanz" noch "Ambiguitätstoleranz", die neuerdings beschriebenen Voraussetzungen für eine "gelungene" Persönlichkeitsentwicklung zu².

4. Die soziologische Formel des Konflikts von Individuum und Gesellschaft

Die vorstehende Gedankenentwicklung impliziert einen Konflikt, den Simmel für prinzipiell unauflöslich hält. Das soziologische Schema dieses Konflikts läßt sich kurz umreißen: je stärker sich die verschiedenen gesellschaftlichen Kreise mischen, desto unterschiedlichere Anlagen

-
- 1) vgl. G.H. Mead, Geist, Identität und Gesellschaft, Frankfurt 1973, 185
 - 2) vgl. L. Krappmann, Soziologische Dimensionen der Identität, Stuttgart, 1971, 133 ff. u. 167

bilden sich bei dem Einzelnen heraus; auf ihre Ausbildung muß er aber als Glied im arbeitsteiligen Ganzen verzichten.

"In je umfassenderer Weise die verschiedenen Bestandteile der Gesellschaft sich kreuzen, desto verschiedenere Dispositionen trägt jeder Nachkömmling von ihr zu Lehen, desto vollkommener erscheint er der Anlage nach als ihr Mikrokosmos, desto unmöglicher aber ist es ihm zugleich, jede Anlage zu der Entfaltung zu bringen, auf die sie hindrängt. (Über soc.Diff.139). Die gesellschaftlich bedingten, von der Gesellschaft aber an ihrer Ausbildung gehinderten Vielheiten geraten in Konflikt mit der einen Anforderung, die das Individuum im Arbeitsprozeß auszuüben hat.

"...in diese spezielle Funktion, die es (im Arbeitsprozeß) zu üben hat, soll es womöglich seine gesamten Kräfte gießen, soll sich umformen, bis es ganz zum geeigneten Träger dieser Funktion geworden ist." (Grundfragen d.Soz.69).

Man kann dies auch anders ausdrücken: der Mensch ist das einzige Wesen mit der Fähigkeit zur Verwandlung, erst diese Fähigkeit konstituiert ihn als Menschen. "Das Kind übt sich in allen Verwandlungen, die es später brauchen könnte. Bei seinen Übungen gehen ihm die Eltern an die Hand und regen es mit neuem Requisit zu immer neuen Spielen an... Der Sklave darf dies und darf jenes nicht tun; ganz bestimmte Verrichtungen aber muß er wiederholen, und je eintöner sie sind, desto lieber weist sein Herr sie ihm an. Die Arbeitsteilung ist für den Verwandlungshaushalt nicht gefährlich, solange einer vielerlei Verrichtungen ausüben darf. Sobald er aber auf eine einzige beschränkt wird und außerdem in dieser möglichst viel in möglichst kurzer Zeit zustande bringen, also produktiv sein soll, wird er zu dem, was man recht eigentlich als Sklaven definieren müßte."¹

1) Elias Canetti , Masse und Macht, Bd.II, Regensburg, 123,124

Teil C) DIE THEORIE MODERNER KULTUR

Eine umfassende Theorie der modernen Kultur ist die Synthesis aller soziologischen und philosophischen Untersuchungen Simmels. Das bisher Dargelegte gewinnt in dieser Theorie eine große Erweiterung und Verdichtung. In dieser Theorie, die, wie das meiste des bereits Beschriebenen, noch beinahe unbekannt ist, sind u.a. diejenigen begrifflichen Bestimmungen enthalten, die im Zentrum des Weberschen Gesamtwerks stehen: formale Rationalität. Sie sind zwar bei Weber präziser definiert, aber - zu ihrem Schaden - ihres geldtheoretischen Fundaments entkleidet.

Diese Kulturtheorie weist freilich nicht nur nach vorn - auf Weber hin. In seiner Entfremdungstheorie geht Simmel bis auf viele Einzelheiten auf das Marxsche Werk zurück, dessen Aussagen er an einigen Stellen modifiziert. Aber nicht nur, daß diese Theorie im Schnittpunkt sog. geistesgeschichtlicher "Herosen" und ihrer "großen Probleme" steht; wichtiger ist vielleicht, daß Simmel hier versucht, die Selbstverständlichkeit moderner Alltäglichkeit theoretisch zu verarbeiten, sozusagen soziologische Mikroskopie praktiziert.

1. Der Kulturbegriff

Der Simmelsche Kulturbegriff beinhaltet auf seiner untersten Ebene ein bestimmtes Verhältnis von Subjekt und Objekt: die Entwicklung des "Außerhalb", der Objekte Kunst, Religion, Sprache, Technik etc. ist die gleichzeitige Entwicklung der produzierenden Subjekte. Indem die Menschen etwa die äußere Natur bearbeiten, die Dinge über ihren natürlichen Mechanismus hinaus entwickeln, erhöhen und verfeinern sie gleichzeitig ihre eigenen Potenzen. Die Entwicklung des "Außerhalb" ist fortschreitende Sublimierung menschlicher "Natur".

Daß Diskrepanzen zwischen der Entwickeltheit der Objekte, ihrer "Kultur", die doch nur menschliche Produkte sind, und

der Entwickeltheit der "Kultur" der Produzenten möglich sind, daß sich also die Kultur der Objekte von der der Subjekte trennen, quasi ein Eigenleben führen kann, dies begründet Simmel mit einem Begriff: Vergegenständlichung. "Mit der Vergegenständlichung des Geistes ist die Form gewonnen, die ein Konservieren und Aufhäufen der Bewußtseinsarbeit gestattet; sie ist die bedeutsamste und folgenreichste unter den historischen Kategorien der Menschheit. Denn sie macht zur geschichtlichen Tatsache, was als biologische so zweifelhaft ist: die Vererbung des Erworbenen. Wenn man es als den Vorzug des Menschen den Tieren gegenüber bezeichnet hat, daß er Erbe und nicht bloß Nachkomme ist, so ist die Vergegenständlichung des Geistes in Worten und Werken, Organisationen und Traditionen der Träger dieser Unterscheidung ..." (Phil.Geld., 510,511).

Für Qualität und Quantität der Diskrepanzen zwischen den Subjekten und den Objekten - der vergegenständlichten Subjektivität - sind die Strukturbestimmtheiten der jeweiligen Gesellschaft konstitutiv. Kleine Überschaubare, statische Sozialverhältnisse bewirken unter diesem Gesichtspunkt kaum Diskrepanzen.

Die Ursache für das ungeheure Mißverhältnis zwischen der "objektiven" und "subjektiven Kultur" in der modernen Gesellschaft konzentriert Simmel im Begriff der Arbeitsteilung und - im Fortgang der Entwicklung - in der Spezifizierung dieses Begriffs: kapitalistische Arbeitsteilung.

2. Entfremdung

2.1. Arbeitsteilung und Entfremdung vom Arbeitsprodukt und Arbeitsmittel

Die Unmöglichkeit für die Produzenten, das Objekt ihrer Arbeit als Ausdruck und Vergegenständlichung ihrer Subjektivität aufzufassen - dies bestimmt Simmel zunächst als "entfremdetes" Verhältnis zwischen Subjekt und Objekt, als Verselbständigung des Letzteren von jenem.

Das Kunstwerk, als die "sich selbst genügendste Totalität" (Phil.Geld., 512) weist zurück auf lediglich einen Menschen als seinen Produzenten. Es wirkt am intensivsten zurück auf das Subjekt, ist der reinste - freilich u.U. schwer zu dechiffrierende - Spiegel und Ausdruck dieses einen Subjekts in seiner Mannigfaltigkeit.

Dem auf der Basis ausgebildeter Arbeitsteilung hergestellten Objekt fehlt hingegen diese einheitliche Beziehung zum Subjekt. Zustandegebracht durch partiale, gegen die Totalität der Fähigkeiten jedes Individuums gleichgültige Handlungen, kann es seine Bedeutsamkeit "weder als Spiegelung einer Subjektivität noch in dem Reflex suchen, den es als Ausdruck der schaffenden Seele in diese zurückwirft, sondern kann sie ausschließlich als objektive Leistung, in seiner Wendung vom Subjekt weg, finden." (Phil.Geld., 512). "Die stark arbeitsteilige, mit dem Bewußtsein dieses Charakters vollbrachte Leistung drängt also schon von sich aus in die Kategorie der Objektivität, die Betrachtung und Wirkung ihrer als einer rein sachlichen und anonymen wird für den Arbeitenden immer plausibler..." (Phil.Geld., 513)

Die Werkzeuge des Bildhauers haben sich seit Jahrtausenden kaum geändert. Sie sind undifferenziert, eigentlich nur eine Verlängerung des Armes - bieten deshalb dem Subjekt die größten Entfaltungsmöglichkeiten.

Je spezialisierter das Arbeitsmittel hingegen ist, desto eingeschränktere, festumrissene, objektiviertere Tätigkeiten schreibt es dem Arbeitenden vor. Nicht mehr der Produzent gebraucht sein Arbeitsmittel, dieses gebraucht ihn, diktiert ihm den Rhythmus seiner Arbeit. Auf die Spitze getrieben ist dies bei der modernen Maschine: "Indem die Maschine aber zur Totalität wird, einen immer größeren Teil der Arbeit auf sich nimmt, steht sie ebenso dem Arbeiter als autonome Macht gegenüber, wie er ihr gegenüber nicht als individualisierte Persönlichkeit, sondern nur als Ausführender einer sachlich vorgeschriebenen Leistung wirkt." (Phil.Geld., 519)

So faßt Simmel Entfremdung - sowohl vom Arbeitsprodukt aus auch -mittel - zunächst als lediglich "technische" Konsequenz; als Folge des Spezialisierungsprozesses der Produktion. Gesellschaftliche Eigentumsverhältnisse sind für "Entfremdung" in diesem Sinn irrelevant. Weil stark arbeitsteilige Produktion die vielheitliche Totalität des Menschen vergewaltigt, schafft sie ein entfremdetes Verhältnis zwischen Subjekt und Objekt. Das ist eine gegen Marx gerichtete, auf Weber vordringende Auffassung. Das folgende hingegen bewegt sich, bis in viele Einzelheiten, auf Marx' Ebene: Entfremdung vom Arbeitsmittel, von der eigenen Arbeitskraft und vom Produkt der Arbeit als Konsequenz kapitalistischer Eigentumsverhältnisse.

2.2. Kapitalistische Arbeitsteilung und Entfremdung

Die kapitalistische Entwicklung hat die ursprüngliche Einheit von Eigentum und Arbeit voneinander differenziert, hat die Verwirklichungsmittel der Arbeit vom Arbeiter getrennt und in der Hand des Unternehmers konzentriert. "Indem die Arbeit selbst und ihr unmittelbarer Gegenstand v e r s c h i e d e n e n Personen zugehören, muß sich für das Bewußtsein des Arbeiters der objektive Charakter dieser Gegenstände außerordentlich scharf betonen, um so schärfer, als die Arbeit und ihre Materie andererseits wieder eine Einheit sind und so gerade ihr nahes Aneinander ihre jetzigen Gegenrichtungen am fühlbarsten machen muß." (Phil.Geld., 514). Konsequenz dieser kapitalistischen Differenzierung von subjektiven und objektiven Bedingungen der Arbeit ist, daß die Kombination der Produktionsmittel - damit auch der Produzent selbst - und die Zielbestimmtheit des Arbeitsprozesses von fremder Hand, vom Unternehmer, bzw. von seinem "Agenten" - in Marx' Terminologie - organisiert wird.

Fortsetzung und Gegenbild dieser Entfremdung von den Produktionsmitteln - und damit wird auch die Aussage über die Differenzierung von subjektiven und objektiven Bedingungen der Arbeit modifiziert - ist die Entfremdung des Arbeiters von seiner eigenen Arbeitskraft; mit dem Zur-Ware-Werden der Arbeitskraft wird diese dem Arbeiter gegenüber objektiviert und in von ihm unabhängige Bestimmtheiten und Bewegungen eingestellt. Im Zur-Ware-Werden der Arbeitskraft kristallisiert sich für Simmel die Korrelation von gesamtgesellschaftlicher Differenzierung und objektivierter personaler Differenzierung, bzw. Parzellierung: der Arbeiter stellt seine Arbeitskraft "für einen Marktpreis in die Verfügung eines anderen, trennt sich also von ihr in dem Augenblick an, wo sie ihre Quelle verläßt. Daß sie nun Charakter, Bewertungsweise, Entwicklungsschicksale mit allen Waren überhaupt teilt, das bedeutet eben, daß sie dem Arbeiter selbst gegenüber etwas Objektives geworden ist, etwas, das er nicht mehr nicht nur i s t, sondern eigentlich auch nicht mehr h a t. Denn sobald seine potentielle Arbeitsmenge sich in wirkliches Arbeiten umsetzt, gehört nicht mehr sie, sondern ihr Geldäquivalent ihm, während sie selbst einem Anderen, oder genauer: einer objektivierten Arbeitsorganisation zugehört." (Phil.Geld., 514, 15).

Diese Entfremdung von der eigenen Arbeitskraft findet ihre Verlängerung im Verhältnis zum Arbeitsprodukt: es befindet sich in fremder Hand, unterliegt eigenen Bewegungsgesetzlichkeiten, muß also mittels Geldes erst erworben werden.

2.3. Die entfremdete Zirkulationssphäre

Eine etwas andere Nuance erhält die Analyse des entfremdeten Verhältnisses zwischen Subjekt und Objekt bei der Betrachtung der Zirkulationssphäre - des Bereichs von Kauf und Verkauf der Waren. Simmels Argumentation reicht hier implizit über das spezifisch kapitalistische Wirtschaftssystem hinaus: auch ein anderer Verteilungsmodus würde die "Fremdheit" des

Objekts für das Subjekt nicht aufheben können; sie ist Spezifikum moderner Massengesellschaften.

Das spezifisch moderne Phänomen der Vielfältigkeit und Massenhaftigkeit des Konsums hat die bis ins letzte verfeinerte arbeitsteilige Produktion zur Voraussetzung. Nur eine äußerst differenzierte Produktion vermag ungeheure Mengen relativ billiger, unpersönlich-undifferenzierter Produkte - ihre relative Unpersönlichkeit ist Voraussetzung für ihren massenhaften Absatz - herzustellen. Hatte noch bei der Kundenarbeit der Konsument eine eher persönliche Beziehung zum Objekt - der Produzent realisierte Wünsche des Kunden -, so ist bei der arbeitsteilig hergestellten Massenware die "subjektive Färbung des Produkts auch nach der Seite des Konsumenten hin (verschwunden), denn es entsteht nun unabhängig von ihm, die Ware ist eine objektive Gegebenheit, an die er von außen herantritt und die ihr Dasein und Sosein ihm gleichsam als etwas Autonomes gegenüberstellt." (Phil.Geld., 516).

Etwas ausführlicher analysiert Simmel dies am Beispiel der modernen, sich ständig ändernden Massenmode..

"Die Mode ist eines jener gesellschaftlichen Gebilde, die den Reiz von Unterschied und Abwechslung in einer besonderen Proportion vereinen. Jede Mode ist ihrem Wesen nach Klassenmode, das heißt sie bezeichnet jedesmal eine Gesellschaftsschicht, die sich durch die Gleichheit ihrer Erscheinung ebensowohl nach innen zusammenschließt, wie nach außen gegen andere Stände abschließt." (Phil.Geld., 521). Ein Wechsel der Mode vollzieht sich dadurch, daß die unteren Schichten die Mode der jeweils höheren imitieren, woraufhin letztere wiederum ihre Mode ändern. In der modernen Gesellschaft hat dieser Wechsel ein ganz besonderes Tempo bekommen; Grund hierfür ist sowohl das Flüssigwerden klassenmäßiger Schranken als auch das gesellschaftliche Übergewicht des Bürgertums - für Simmel die Klasse der eigentlichen Variabilität. (vgl.Phil.Geld., 521). Früher hatte die Abschottung der Schichtgrenzen nur einen langsamen Wechsel der Mode zur

Folge - "es konnte zu einem sozusagen persönlichen Verhältnis zwischen dem Subjekt und den einzelnen Inhalten der Mode kommen." (Phil.Geld., 522). Heute hingegen, durch den Umfang der Verbreitung der Mode, durch die Schnelligkeit ihrer Differenzierung im Nacheinander, wird dieses Band gelöst: "Die Mode ist weniger auf den Einzelnen, der Einzelne weniger auf die Mode angewiesen, ihre Inhalte entwickeln sich wie eine evolutionistische Welt für sich." (Phil.Geld., 522).

2.4. Die Diskrepanz zwischen subjektiver und objektivierter Intellektualität

Kurz gilt es noch anzudeuten, was das Vorhergehende selbstverständlich implizierte: Entfremdung vom Produkt ist Dominanz der im Produkt vergegenständlichten Intellektualität über die intellektuellen Potenzen der einzelnen Subjekte. Auch hier denkt Simmel über die spezifisch kapitalistische Verfassung der Produktionsverhältnisse hinaus: ursächlich hierfür ist die Arbeitsteilung als solche, egal in welchem gesellschaftlichen Formgewand sie auftritt. Im Objekt sind die verschiedensten intellektuellen spezialistischen Fähigkeiten einer großen Anzahl von Individuen konzentriert. "Und diese Aufhäufung von Eigenschaften und Vollkommenheiten an dem Objekt, das ihre Synthese bildet, geht ins Unbegrenzte, während der Ausbau der Individualitäten für jeden Zeitabschnitt an der Naturbestimmtheit derselben eine unverrückbare Schranke findet." (Phil.Geld., 526).

Exkurs: Entfremdung und Arbeitsteilung bei Simmel und Marx. Die entscheidende Differenz

In einigen, freilich oberflächlichen Bemerkungen deutete ich im Vorhergehenden bereits einige Verbindungslinien und Differenzen zwischen Simmels und Marx' theoretischer Erfassung von "Entfremdung" an. Der vage Hinweis wurde gegeben, daß für Simmel "Entfremdung" ein sozusagen schicksalhafteres Phänomen moderner Industriegesellschaften ist,

während die Marxsche Theorie ihren Bezugspunkt in der Vorstellung einer real möglichen Utopie einer unentfremdeten Gesellschaft hat. Nun erscheinen Simmels Aussagen "realistisch"; und ein "aufgeklärter Realismus" ist auch meist in den Sekundärschriften, in denen Marx kritisiert wird, am Werk. Nur hat man sich meistens auf die Logik des Marxschen Gedankengangs nicht eingelassen.

Die Fragen sind: Wie ist der Zusammenhang zwischen Arbeitsteilung und Entfremdung bei Marx? Welche grundlegende Bestimmung - die entscheidende Differenz zu Simmel - ermöglicht es Marx, im extrem arbeitsteiligen Produktionsprozeß keine aufzuspüren, die seines Erachtens durch die Immanenz ihrer Entwicklung in die Richtung einer Aufhebung von Entfremdung weisen?

Marx bestimmt den kapitalistischen Produktionsprozeß als eine widersprüchliche Einheit - als Einheit von Arbeits- und Verwertungsprozeß. Das Verwertungsinteresse von Kapital ist die gesellschaftliche Formbestimmtheit des Arbeitsprozesses und Antriebskraft für dessen immer diffizilere arbeitsteilige Spezialisierung; so ist der Arbeitsprozeß zwar in seinen grundlegenden, das Individuum parzellierenden Momenten von der gesellschaftlichen Zielbestimmtheit - Verwertung von Kapital - geprägt, aber er geht darin nicht auf; indem diese Antriebskraft den Arbeitsprozeß immer genauer in ihrem Sinne umwälzt, erreicht dieser für Marx eine Gestalt, die mit seiner gesellschaftlichen Formbestimmtheit nicht mehr verträglich ist, die also gerade die Negation dieser Antriebskraft bedeutet. Ich führe nun diesen Marxschen Grundgedanken unter dem Gesichtspunkt der Entfremdung aus; als abstrakt-utopisch erscheint mir der K e r n dieses Gedankens nicht.

Der Zusammenhang des mechanisiert-arbeitsteiligen Produktionsprozesses mit dem Ziel privat-kapitalistischer Produktion ist für Marx nicht zufällig: Einsetzung und beständige Verfeinerung der modernen Maschinerie bezeichnen für Marx ein neues Prinzip der Mehrwertschöpfung. Dominierte in der Anfangsphase des modernen Kapitalismus die Methode der "absoluten Mehrwertbildung" - sie beruhte

auf beständiger Verlängerung des Arbeitstages als einzigem Mittel, die Rate des Mehrwerts, bedingt durch das Verhältnis von notwendiger und Mehrarbeit, zu vergrößern - so setzt sich später immer mehr das Prinzip der "relativen" Mehrwerterschöpfung durch. Der relative Mehrwert entspringt für Marx nicht der Verlängerung des Arbeitstages, sondern der Verkürzung der notwendigen Arbeitszeit - der schnelleren Reproduktion des Wertes der Arbeitskraft - und der damit einhergehenden Veränderung von notwendiger und Mehrarbeit. Voraussetzung der Verkürzung der notwendigen Arbeitszeit ist die Umwälzung der Produktivkraft der Arbeit, beständige Revolutionierung der technischen und gesellschaftlichen Bedingungen des Arbeitsprozesses. Der Konkurrenzkampf zwingt zu immer neuartigen Produktionsmethoden. Es werden "Teilung und Kombination der Arbeit organisiert, Produktionskräfte durch massenhafte Konzentration ökonomisiert, schon stofflich nur gemeinsam anwendbare Arbeitsmittel z.B. System der Maschinerie usw., ins Leben gerufen, ungeheure Naturkräfte in den Dienst der Produktion gepreßt und die Verwandlung des Produktionsprozesses in technologische Anwendung der Wissenschaft vollzogen..." (Kap.I, MEW, 23, 652).

Detailliert beschreibt Marx die Auswirkungen des Maschinensystems auf die Arbeiter." ... (Die) wenigen großen Grundformen der Bewegung, worin alles produktive Tun des menschlichen Körpers, trotz aller Mannigfaltigkeit der angewandten Instrumente, notwendig vergeht" (Kap.I, MEW 23, 520), werden entdeckt. Auf diese reduziert sich die dem maschinellen Mechanismus integrierte Arbeit. Nivellierte, eintönige Arbeit dominiert: "Selbst die Erleichterung der Arbeit wird zum Mittel der Tortur, indem die Maschine nicht den Arbeiter von der Arbeit befreit, sondern seine Arbeit vom Inhalt." (Kap.I, MEW, 23, 446).

Erst in der mechanisierten Industrie kommt es zu einer vollständigen, ganz krassen Scheidung zwischen den geistigen und körperlichen Potenzen der Arbeit. Der Vergegenständlichung der "allgemeinen Produktivkräfte des gesellschaftlichen Hirns" (vgl. Grundr., 586) in der Maschine, die die Arbeit und den Arbeitenden kombiniert, korrespondiert auf der anderen Seite geistentleerte, monotone körperliche Tätigkeit, Entfremdung vom Produkt der Arbeit, bedingt durch die spezialistisch-monotone Tätigkeit, wird noch verstärkt, bzw. hat zur weiteren Ursache die grundlegenden gesellschaftlichen Eigentumsverhältnisse: die sachlich-maschinellen Bedingungen der Produktion sind gegenständliche Form des Kapitals, existieren also als eine dem Produzenten fremde Macht; der Produzent setzt das Produkt seiner Arbeit als Eigentum der ihm fremden Macht und diese bestimmt die Kooperation innerhalb des Arbeitsprozesses.

Marx beschreibt immer wieder drastisch die entfremdende Wirkung der gesellschaftlichen Eigentumsverhältnisse und der spezialistisch-arbeitsteiligen Produktion. Er vergleicht,

um die besondere Not des modernen Lohnarbeiters zu verdeutlichen, diesen mit dem vorindustriellen Handwerker, ohne letzteren zu romantisieren. Verglichen mit dem vorindustriellen Handwerker, der in ganz enger, "individueller" Verbindung mit seinem Produktionsinstrument lebte und arbeitete, bei dessen Arbeit körperliche und geistige Potenzen - auf einer freilich "unentwickelten" Ebene - unauflöslich verwickelt waren, ist für Marx der moderne Lohnarbeiter intellektuell und körperlich verödet. Freilich erscheint vom Marxschen Individualitätsbegriff, charakterisiert dadurch, daß das Individuum in selbstbestimmter Arbeit "die Fülle seiner Beziehungen" (Grundr.80) entwickelt, die vorindustrielle Produktionsweise in ihrer lokalen Begrenztheit und ihren unentwickelten Arbeitsmitteln selbst als beschränkt. Dem gering entwickelten Stand der Auseinandersetzung mit der Natur entspricht eine Verbundenheit des Arbeiters mit seinem Produktionsmittel wie die "der Schnecke mit dem Schneckenhaus." (Kap.I, MEW, 23,380).

Nun zum Marxschen Grundgedanken: nur indem Marx den kapitalistischen Produktionsprozeß als eine widersprüchliche Einheit - als Einheit von Arbeits- und Verwertungsprozeß - bestimmt, vermag er innerhalb des Produktionsprozesses Strukturveränderungen wahrzunehmen, die seiner Meinung nach zu einem grundlegenden Widerspruch zwischen Arbeitsprozeß und Verwertungsinteresse führen müssen; die Aufhebung dieses Widerspruchs bedeutet für Marx zugleich die Basis für die Aufhebung von Entfremdung. Marx äußert zunächst einen harten Gedanken: "... (Die) äußerste Form der Entfremdung, worin, im Verhältnis des Kapitals zur Lohnarbeit, die Arbeit, die produktive Tätigkeit zu ihren eigenen Bedingungen und ihrem eigenen Produkt erscheint, (ist) ein notwendiger Durchgangspunkt ... (durch den) die vollen materiellen Bedingungen für die totale, universelle Entwicklung der Produktivkräfte des Individuums (hergestellt werden)." (Grundr. 414).

Die Keime für eine Aufhebung der Entfremdung ineins mit der Aufhebung der spezifisch kapitalistischen Formbestimmtheit des Arbeitsprozesses spürt Marx schon in der am höchsten entfremdeten Form der Fabrikarbeit seiner Zeit, in der über die Maschine vermittelten mechanisierten Produktionstätigkeit auf. Marx beschreibt diese Arbeit als jeder Besonderheit entkleidete, daher auswechselbar-monotone, auf wenige Handgriffe reduzierte Tätigkeit. Der nächste Schritt in der Rationalisierung des Produktionsprozesses - wohlge- merkt: vom spezifisch privatkapitalistischen Verwertungs- interesse getragen - liegt nahe: auch die Ersetzung dieser gleichförmigen Arbeit durch Maschinerie. "Die kombinierte Arbeitsmaschine, jetzt ein gegliedertes System von verschiedenartigen einzelnen Arbeitsmaschinen und von Gruppen derselben, ist um so vollkommener, je kontinuierlicher ihr Gesamtprozeß, d.h. mit je weniger Unterbrechung das Rohmaterial von seiner ersten Phase zu seiner letzten über-

geht, je mehr also statt der Menschenhand der Mechanismus selbst es von einer Produktionsphase in die andere befördert." (Kap. I, MEW, 23, 401). Marx antizipiert die Gestalt eines Produktionsprozesses, die heute in einigen Produktionszweigen (Chemie) im Grundlegenden verwirklicht ist. "In dem Maße aber, wie die große Industrie sich entwickelt, wird die Schöpfung des wirklichen Reichtums abhängig weniger von der Arbeitszeit und dem Quantum angewandter Arbeit ..., sondern vielmehr vom allgemeinen Stand der Wissenschaft und dem Fortschritt der Technologie, oder der Anwendung dieser Wissenschaft auf die Produktion... Die Arbeit erscheint nicht mehr so sehr als in den Produktionsprozeß eingeschlossen, als sich der Mensch vielmehr als Wächter und Regulator zum Produktionsprozeß selbst verhält... Er ist nicht mehr der Arbeiter, der den modifizierten Naturgegenstand zwischen das Objekt und sich einschiebt; sondern den Naturprozeß, den er in einen industriellen umwandelt, schiebt er zwischen sich und die unorganische Natur, deren er sich bemächtigt." (Grundr. 592, 93). In dem Maße nun, wie dieses Überflüssigwerden der körperlichen Arbeit aus dem Produktionsprozeß sich verallgemeinert, entwickelt sich für Marx der Widerspruch zwischen dem Arbeitsprozeß und seiner gesellschaftlichen Formbestimmtheit. Kraft innerer Dialektik entzieht sich - wie Marx meint - das kapitalistische Verwertungsinteresse bei dem Versuch seiner immer optimaleren Realisierung selbst seine eigene Grundlage. "Damit bricht die auf Tauschwert ruhende Produktion zusammen ... Die freie Entwicklung der Individualitäten und daher nicht das Reduzieren der notwendigen Arbeitszeit, um Surplusarbeit zu setzen, sondern überhaupt die Reduktion der notwendigen Arbeit der Gesellschaft auf ein Minimum, der dann die künstlerische, wissenschaftliche etc. Ausbildung der Individuen durch die für sie alle freigeordneten Zeit und geschaffenen Mittel entspricht." (Grundr. 593)

Es ist bekannt, daß Marx versucht hat, die Dialektik dieses Prozesses in wenigen Zahlen zu fixieren. Ich gehe hier nicht auf die zuletzt zitierten utopischen Bilder Marx' ein; wichtig ist hier Marx' analytische Herangehensweise an das Entfremdungsphänomen, denn in ihr liegt die entscheidende Differenz zu Simmel. Simmel bestimmt den Produktionsprozeß nicht - wie Marx - als eine widersprüchliche Einheit. Damit fehlt ihm der analytische Ansatz, Strukturveränderungen innerhalb des Produktionsprozesses - eine Dialektik der Arbeitsteilung - wahrzunehmen und zu antizipieren, die - zumindest im Ansatz - in die Richtung einer Reduktion der extremen Formen von Entfremdung weisen könnten. So muß er Entfremdung als ein sozusagen schicksalhaft aus der Struktur des modernen industriellen Arbeitsprozesses resultierendes Phänomen begreifen. Es sei nur angemerkt, daß Max Webers und auch Georg Lukacs' Argumentationsstruktur hinsichtlich dieses Problems derjenigen Simmels im Grundlegenden gleich ist.

3. Rationalität

3.1. Entemotionalisierung, Selbstzwang und Intellektualisierung

Die "Zivilisierung" des abendländischen Menschen geht für N.Elias im letzten auf zwei, in ihrer Wurzel miteinander verknüpfte Phänomene zurück: auf die Verlängerung der wirtschaftlichen Funktionsreihen - dies ist identisch mit der Ausbreitung der Geldwirtschaft - und auf die dadurch bedingte Herauskristallisierung des staatlichen Gewaltmonopols.

In Gesellschaften ohne stabile Herrschaftszentrale, die immer zugleich solche mit kurzen wirtschaftlichen Interdependenzketten sind, ist Verhalten und Denken von heutiger Perspektive aus "unzivilisiert", emotional, hin und her schwankend zwischen den Extremen extensiver Lust, Grausamkeit und unmittelbarer, offenkundiger Furcht. Und dieses affektgeladene Verhalten, diese große Triebungebundenheit ist diesen Gesellschaftsverhältnissen durchaus angemessen; sie ist das Komplement kurzer wirtschaftlicher Aktionsketten und fehlender Monopolisierung der Gewalt. Indem es in diesen Gesellschaften kaum befriedete Räume gab, existierte für den Einzelnen eine beständige unmittelbare Unsicherheit, war für ihn die "überlegungslose" Bereitschaft zum physischen Kampf lebensnotwendig. Elias beschreibt dies Verhalten am Beispiel der im frühen Mittelalter herrschenden Kriegerschicht: "Das Leben der Krieger selbst, aber auch das Leben aller anderen, die in einer solchen Gesellschaft mit einer Oberschicht von Kriegern leben, ist unablässiger und unmittelbarer von Gewalttaten bedroht; es bewegt sich dementsprechend... zwischen Extremen. Es gibt dem Krieger die Möglichkeit zu einer ... außerordentlich großen Freiheit im Auslauf seiner Gefühle und Leidenschaften, die Möglichkeit zu wilden Freuden ... Aber es bedroht zugleich auch den Krieger, wenn er besiegt wird, mit einem außerordentlich hohen Maß von Ausgeliefert-

sein an die Gewalt eines Anderen..., mit so extremen Formen der körperlichen Qual, wie sie später... kaum noch vorkommen."¹

Ineins mit der Verlängerung wirtschaftlicher Reihen und der Entstehung der zentralistischen Herrschaftsapparatur vollzieht sich notwendigerweise eine Triebmodellierung, eine Affektdämpfung, eine Rationalisierung und Intellektualisierung des Verhaltens. Verhaltensprägend sind jetzt die subtileren Zwänge, die von berechenbaren staatlichen Gesetzen, berechenbaren wirtschaftlichen Interaktionsketten, in die jeder Einzelne integriert ist, ausgehen; verhaltensprägend sind sie v.a. in der transformierten Gestalt, die sie als Grundlage der "Sozialisierung" des Heranwachsenden in der Familie einnehmen. Der Einzelne muß, um sich "richtig" verhalten zu können, um in der Gesellschaft "bestehen" zu können, sozusagen bei jeder seiner Aktionen das ganze unpersönliche, rechnenhaft aufeinander abgestimmte Geflecht staatlicher und wirtschaftlicher Regeln im Kopf haben; es bestimmt dies die Bedingungen, Begrenzungen seines Handelns, denen er genügen muß. M.a.W.: er muß einen stabilen Apparat der Selbstkontrolle, ein beinahe automatisch funktionierendes System des Selbstzwangs entwickeln. Er muß lernen, unmittelbare Affektregungen zu dämpfen, zurückzudrängen, zu sanktionieren. Entscheidende Gefahr droht ihm nicht mehr durch unmittelbare, physische Bedrohung von außen, die entscheidende Gefahr geht von ihm selbst aus - liegt im Verlust der Selbstkontrolle, in der mangelnden Berechnung des Interdependenzgeflechts, dem er integriert ist.

Simmel hat den Prozeß der Rationalisierung des Verhaltens, der "Intellektualisierung der Kultur" ähnlich beschrieben. Er geht über Elias sogar noch hinaus, indem er die Struktur dieser Rationalität von der Formstruktur des Geldes her zu bestimmen sucht. Simmels Ausgangspunkt besteht - wie bei Elias - in dem Gedanken, daß die Länge der v.a. wirtschaftlichen Abhängigkeitsketten, die Anzahl der Mittel-

1) N.Elias, Über den Prozeß der Zivilisation, Bd.II, 323

glieder, die zum Erreichen eines Handlungszwecks notwendig sind, das "intellektuelle Niveau" einer Gesellschaft bestimmen. Und wie Elias hatte er die Entstehung des modernen Staates als gleichsam logische Konsequenz längerer Wirtschaftsketten beschrieben.

"Die Impulsivität und Hingegebenheit an den Affekt (bei Naturvölkern)... hängt sicher mit der Kürze ihrer teleologischen Reihen zusammen" (Phil.Geld., 481); und auch die Dantesche Äußerung, "gewissen theoretischen Gegnern dürfe man nur mit dem Messer antworten" (Phil.Geld., 484), ist ihm Reflex der relativ kurzen Interdependenzketten im Mittelalter.

Folgendermaßen ließe sich Simmels Herleitung systematisieren: die Subjektivität des Subjekts ist in der Handlungsreihe lediglich an Zwecksetzung und Zweckrealisierung ausgeprägt; hingegen ist das Subjekt hinsichtlich der zum Zweck führenden Mittel gebunden: an die sachlichen Zusammenhänge der Dinge, an das Wissen um die faktischen kausalen Verknüpfungen. Je vielgliedriger nun die teleologische Kette wird, je mehr sachlich und kulturell bestimmte Mittellglieder sich vor den subjektiven Handlungszweck schieben, desto höher wird das objektive Wissen, das der Handelnde in sich tragen muß; desto abhängiger wird er von einem verinnerlichten, quasi automatisch funktionierenden Apparat objektiver Interdependenzen. Kurz, die intellektuellen Interdependenzen gewinnen in dem Einzelnen eine immer stärkere Dominanz über die Einseitigkeiten emotionaler Bestimmtheit, die ja lediglich an dem immer weiter hinausgeschobenen Endzweck verankert sind.

Ich zitiere eine längere Stelle, die in immer neuen Wendungen die konstitutive Rolle des Geldes in diesem Verlängerungsprozeß der Handlungsreihen, der ein Intellektualisierungsprozeß der Kultur ist, aufzeigt.

"Noch das Mittelalter hatte durch die ausgedehnte Produktion für den Selbstbedarf, durch die Art den Handwerksbetriebes, durch die Vielfachheit und Enge der Einungen, vor

allen durch die Kirche eine viel größere Zahl definitiver Befriedigungspunkte des Zweckhandelns, als die Gegenwart, in der die Umwege und Vorbereitungen zu solchen ins Endlose wachsen, wo der Zweck der Stunde so viel häufiger über die Stunde hinaus, ja über den Gewichtskreis des Individuums hinausliegt. Diese Verlängerung der Reihen bringt das Geld zunächst dadurch zustande, daß es ein gemeinsames, zentrales Interesse über sonst auseinanderliegenden schafft, und sie dadurch in Verbindung bringt... Das Wesentliche aber ist die allgemeine ... Tatsache, daß das Geld allenthalben als Zweck empfunden wird und damit außerordentlich viele Dinge, die eigentlich den Charakter des Selbstzwecks haben, zu bloßen Mitteln herabdrückt. Indem nun aber das Geld selbst überall und zu allem Mittel ist, werden dadurch die Inhalte des Daseins in einen ungeheuren teleologischen Zusammenhang eingestellt, in dem keiner der erste und keiner der letzte ist. Und da das Geld alle Dinge mit unbarmherziger Objektivität mißt und ihr Wertmaß... bestimmt - so ergibt sich ein Gewebe sachlicher und persönlicher Lebensinhalte, das sich an ununterbrochener Verknüpftheit und strenger Kausalität dem naturgesetzlichen Kosmos nähert und von dem alles durchflutenden Geldwert... zusammengehalten wird... Wie nun aus der Auffassung der natürlichen Prozesse alle Gefühlsbetonungen verschwunden sind und durch eine objektive Intelligenz ersetzt worden sind, so scheiden die Gegenstände und Verknüpfungen unserer praktischen Welt die Einmischungen des Gefühls aus...

Die steigende Verwandlung aller Lebensbestandteile in Mittel, die gegenseitige Verbindung der sonst mit selbstgenügsamen Zwecken abgeschlossenen Reihen ist nicht nur das praktische Gegenbild der wachsenden Kausalerkenntnis der Natur... (Die) vorstellungsmäßigen Elemente des Handelns wachsen objektiv und subjektiv zu berechenbaren, rationellen Verbindungen zusammen und schalten dadurch die gefühlsmäßigen Betonungen und Entscheidungen mehr und mehr aus..." (Phil.Geld., 482,483).

3.2 Formale Rationalität

Daß nicht nur eine kausale Verbindung zwischen der Spezifik modern rationalen Denkens und Handelns und der Ausbreitung der Geldwirtschaft besteht, sondern daß die innere Struktur dieses Denkens der Formstruktur des Geldes im Grundsätzlichen gleich ist, an dieser Formstruktur sozusagen ihre Grundlage und Vorbildung findet - dies deutete das letzte Zitat an, und dieses war auch schon im geldtheoretischen Anfangsteil hervorgehoben worden. Im folgenden einige zusätzliche Ausführungen.

Im Anfangsteil war das Geld als eine merkwürdige Verdinglichung bestimmt worden: als die Vergegenständlichung der abstrakten, "reinen" Quantität relationaler Art, die der ökonomische Wert ist. Geld also als ein handgreifliches Ding, das unter gänzlicher Abstraktion von allem "Was" seine alleinige Bestimmtheit am "Wieviel" erlangt. Was sonst nur der Metaphysik gelingen mag, die Konstruktion abseits eigenschaftsloser Wesenheiten, ist im Geld praktisch geworden. (vgl. Phil.Geld., 294).

Als Spezifikum neuzeitlich rationalen Denkens erkennt Simmel nun das "Ideal" zahlenmäßiger Berechenbarkeit aller Lebensbereiche: "die Welt als ein großes Rechenexempel zu begreifen, die Vorgänge und qualitativen Bestimmtheiten der Dinge in einem System von Zahlen einzufangen, und Kant glaubt in der Naturlehre nur soviel eigentliche Wissenschaft zu finden, wie in der Mathematik angewandt werden kann. (Phil.Geld., 498).

Ersichtlich ist dieses Ideal rechenhafter Beherrschung in naturalwirtschaftlichen Verhältnissen gar nicht möglich: "Wo die Dinge in ihrem unmittelbaren Verhältnis zueinander gedacht werden..., da findet viel mehr Abrundung, Setzen von Einheit gegen Einheit statt." (Phil.Geld., 499). Diesem Setzen qualitativ bestimmter Ganzheiten gegeneinander entspricht ein qualitativ bestimmtes Zeitbewußtsein -

die großen, durch den Rhythmus der Natur bestimmten Einheiten sind ihr Fundament.

Das Ideal rechenhafter Beherrschung aller Lebensbereiche wird erst mit ausgebildeter Geldwirtschaft möglich; und es wird erst mit ausgebildeter Geldwirtschaft nötig. Zum letzteren: die ungeheure Ausdifferenzierung aller Lebensbereiche durch die Geldwirtschaft, die Vervielfältigung alles Konkreten erzwingt eine rechenhaft-reduktionistische Systematisierung des Weltbildes: "Die Fülle der Momente - der Kräfte, Substanzen und Ereignisse -, mit denen das vorgeschrittene Leben zu arbeiten hat, drängt auf die Verdichtung desselben in umfassenden Symbolen, mit denen man nun rechnet, sicher, daß dasselbe Ergebnis sich ergibt wie wenn man mit der ganzen Breite der Einzelheiten operiert hätte; so daß das Resultat ohne weiteres für diese Einzelheiten gültig, auf sie anwendbar ist." (Phil.Geld., 125)

Und die Ursache dieser Differenzierung - das Geld - enthält sozusagen die Potenzen, mit denen diese rechenhafte Beherrschung erst möglich wird: im Geld ist der aus den Objekten abstrahierte Wert in der Form höchstmöglicher arithmetischer Genauigkeit und rationaler Bestimmtheit - "bis in die Pfennigdifferenzen" (Phil.Geld., 499) - vergegenständlicht. Die Geldwirtschaft bewirkt "von sich aus die Notwendigkeit fortwährender mathematischer Operationen im täglichen Verkehr. Das Leben vieler Menschen wird von solchem Bestimmen, Abwägen, Rechnen, Reduzieren qualitativer Werte auf quantitative ausgefüllt... Die Exaktheit, Schärfe, Genauigkeit in den ökonomischen Beziehungen des Lebens, die natürlich auf seine anderweitigen Inhalte abfärbt, hält mit der Ausbreitung des Geldwesens Schritt..." (Phil.Geld., 499).

Ineins mit dieser rechenhaften Durchdringung aller Lebensbereiche geht eine Umstrukturierung des Zeitbewußtseins - es nimmt eine durch das "Wesen" des Geldes bestimmte Gestalt an: die Zeit wird in kleinste, "qualitätslose" Teile zerlegt, sie wird abstrakte Quantität. "Die Bestimmung

der abstrakten Zeit durch die Uhren wie die des abstrakten Wertes durch das Geld geben ein Schema feinsten und sicherster Einteilungen und Messungen, das, die Inhalte des Lebens in sich aufnehmend, diesen wenigstens für die praktisch-äußerliche Behandlung eine sonst unerreichte Durchsichtigkeit und Berechenbarkeit verleiht." (Phil.Geld., 500).

Die rechenhafte Beherrschung aller gesellschaftlichen Bereiche erfordert natürlich ein ganz bestimmt strukturiertes Recht; erfordert die Überwindung irrationaler Rechtsformen und die Entwicklung eines Rechts, das ein - wenigstens tendenziell - geschlossenes und ein auf alle irgend möglichen und denkbaren Fälle beziehbares System darstellt, das also berechenbar ist. Ein solches Recht ist aber nur auf der Basis eines ganz spezifischen Prinzips denkbar, eines Prinzips, das von qualitativen Besonderheiten der Individuen - etwa schicht- und klassenbedingten Unterschieden - abstrahiert, das die Individuen also als g l e i c h auffaßt. Das Prinzip der Rechtsgleichheit wurde mit der politischen Befreiung des Bürgertums von adligen Bevormundungen inthronisiert.

Mit der formal-rationalen Durchdringung aller Lebensbereiche entsteht nun freilich ein Problem, das im Grundlegenden nicht auflösbar ist: die rechenhafte Rationalisierung impliziert eine Indifferenz materialen Werten und personalen Besonderheiten gegenüber. Die bürokratisch-rechenhafte Beherrschung des Alltags, die Gliederung ganzer Menschengruppen nach präzise arithmetischen Überlegungen, die Behandlung des Einzelnen also als abstrakter unterster Einheit rechnerischer Operationen steht quer zu den immer verschiedenen, material-qualitativ bestimmten Zielen und Problemen, die der Einzelne hat.

Diese einfache Einsicht ist der Grundgedanke der Weber'schen Analyse der modernen Gesellschaft; in "Wirtschaft und Gesellschaft" erkennt Weber in allen gesellschaftlichen Bereichen einen nicht aufzuhebenden Widerspruch

zwischen formaler Rationalität und materialen Werten (bzw. materialer Rationalität). Weber gelangt aber lediglich zu einer präzisen Definition von formaler Rationalität; eine logisch-systematische Herleitung gelingt ihm nicht - und kann ihm nicht gelingen - weil er in seinen geld-theoretischen Reflexionen in der Wirtschaftssoziologie bewußt auf eine Durchdringung des ökonomischen Wertbegriffs verzichtet. (vgl. Wirtsch.u.Gesell., 31, Vorbemerkung).

Exkurs: Formale Rationalität bei Max Weber

Es wäre interessant, die soziologischen Entwürfe Simmels und Webers genauer zu vergleichen; im Zentrum des Vergleichs müßte der Begriff der formalen Rationalität stehen. Ich beschränke mich im folgenden nur auf einige Andeutungen.

Auffallend ist zunächst, daß Weber "formale Rationalität" nicht theoretisch herzuleiten versucht. Seine Soziologie hat einen weniger theoretischen Charakter als die Simmels; Definitionen und Deskriptionen ersetzen grundlegende Begründungs- und Ableitungsversuche. Freilich sind dafür seine Definitionen umfänglich und praktisch anwendbar. Man könnte so sagen: indem Weber auf die Bewältigung g r u n d l e g e n d e r theoretischer Probleme verzichtet - darüber kann eine den Leser "überwältigende" Materialfülle in "Wirtschaft und Gesellschaft" vielleicht zunächst hinwegtäuschen - ist es ihm eher möglich, von genauen, umfassenden Definitionen aus systematisch einzelne gesellschaftliche "Felder" zu beschreiben. Die systematische Beschreibung einzelner gesellschaftlicher Bereiche hingegen findet man bei Simmel nicht - sein Werk hat eben einen höheren Charakter von "Grundsätzlichkeit".

Den Grundgedanken der Weberschen Analyse der modernen Gesellschaft findet man in einer bekannten Stelle seiner politischen Schriften: "Der moderne kapitalistische Betrieb ruht innerlich v.a. auf der Kalkulation. Er braucht für seine Existenz eine Justiz und Verwaltung, deren Funktio-

nieren wenigstens im Prinzip ebenso auf festen generellen Normen rational kalkuliert werden kann, wie man die voraussichtliche Leistung einer Maschine kalkuliert... Was den modernen Kapitalismus im Gegensatz zu jenen uralten Formen kapitalistischen Erwerbs spezifisch ist, die streng rationale Organisation der Arbeit ist nirgends innerhalb derartig irrational konstruierter Staatswesen entstanden und konnte dort auch nicht entstehen. Denn dazu sind diese modernen Betriebsformen mit ihrem stehenden Kapital und ihrer exakten Kalkulation gegen Irrationalitäten des Rechts und der Verwaltung viel zu empfindlich." (Ges.pol.Schriften, 310f.)

Weber stellt eine strukturelle Gleichartigkeit zwischen modernem Kapitalismus und modernem Recht und moderner Bürokratie - den "Grundpfeilern" des modernen Staates - fest; und der Begriff, der diese strukturelle Gleichartigkeit bezeichnet, ist eben der der formalen Rationalität. So hat eine Systematisierung seiner Soziologie auszugehen von einer Bestimmung der Charakteristika modernen kapitalistischen Wirtschaftshandelns, um dann die strukturelle Bezogenheit des modernen Rechts und der modernen Bürokratie auf dieses Wirtschaftshandeln zu entschlüsseln.

"Als formale Rationalität eines Wirtschaftens soll hier das Maß der ihm technisch möglichen und von ihm wirklich angewendeten Rechnung verstanden werden." (WuG,44). Und extrem gesteigerte Rechenhaftigkeit ist für Weber wichtigste Eigenschaften des modernen Wirtschaftshandelns. Aus dem Gewirr von Definitionen in seiner Wirtschaftssoziologie läßt sich eine Bestimmung modernen kapitalistischen Wirtschaftshandelns entwickeln: es ist dieses ein Wirtschaftshandeln der sich an Markterwerbschancen kontinuierlich orientierenden kapitalrechnungsmäßigen Unternehmung. Die "Kapitalrechnung" bezeichnet die auf die Spitze getriebene Rechenhaftigkeit des Wirtschaftshandelns. (vgl. zur Definition von Kapitalrechnung: WuG 48).

Die weitere Konzeption der "Wirtschaftssoziologie" verfolgt nun folgenden Zweck: Herausarbeitung der soziologischen, ökonomischen und technischen Implikationen der formalen Rationalität des Wirtschaftens.

Auf betriebsinterner Ebene nennt Weber v.a.: Appropriation der sachlichen Betriebsmittel an Privatpersonen und ein innerbetriebliches - legales - Herrschaftsverhältnis zwischen Arbeitern und Unternehmern. Als wichtigste Voraussetzung und Konsequenz kapitalrechnungsmäßigen Wirtschaftens auf gesamtgesellschaftlicher Ebene führt Weber an: ökonomischer "Kampf" (vgl. WuG, 49) zwischen den einzelnen Unternehmen und ihre relativ ökonomische Unabhängigkeit vom Staat. (vgl. WuG, 38). Webers Hauptanliegen ist es nun, an Hand der Voraussetzungen und Folgen der formalen Rationalität kapitalistischen Wirtschaftshandelns aufzuweisen, daß dieses prinzipiell quer steht, unvereinbar ist mit materialen - ethischen etc. - Postulaten. "Zweck der Erörterung ist auch hier vor allem: Feststellungen der optimalen Vorbedingungen formaler Rationalität der Wirtschaft und ihrer Beziehung zu materialen 'Forderungen' gleichviel welcher Art." (WuG, 65). Die Unabhängigkeit formaler Rationalität des Wirtschaftens von materialen Postulaten demonstriert Weber z.B. so: "Nicht 'Begehr' an sich, sondern: k a u f k r ä f t i g e r Begehr nach Nutzleistungen regelt durch Vermittlung der Kapitalrechnung m a t e r i a l die erwerbsmäßige Güterbeschaffung ... In Verbindung mit der ...absoluten Indifferenz gerade der formal vollkommensten Rationalität der Kapitalrechnung gegen alle, wie immer gearteten, m a t e r i a l e n Postulate begründen diese im Wesen der Geldrechnung liegenden Umstände die prinzipielle S c h r a n k e ihrer Rationalität. Diese ist eben rein f o r m a l e n Charakters. (WuG, 59).

"Formale Rationalität" ist ebenso bezeichnend für die Struktur des modernen Rechts; Weber charakterisiert es

als ein tendenziell lückenloses, in sich widerspruchsfrei konstruiertes System von Normen. Sein strenger Form- und Systemcharakter ermöglicht die rechenhafte Beziehbarkeit dieses Rechts auf - im Prinzip - alle irgend möglichen und denkbaren "Fälle". Wie ist nun die Beziehung dieses Rechts zu Postulaten materialer Gerechtigkeit? Weber meint, daß mit der Überwindung naturrechtlicher Axiome das Recht zum zweckrationalen Apparat wurde, das - vom "Gesetzgeber" - innerhalb der Bahnen der Legalität jederzeit zweckrational umzuschaffen sei; und daß der Richter zum bloßen Bediener ("Paragrafenautomat", WuG, 507) dieses, jeder inhaltlichen "Heiligkeit" entkleideten Rechts geworden sei. Das Recht reduziert sich auf ein System von "Spielregeln" für die Austragung gesellschaftlicher Interessenkonflikte, wird zum "Mittel befriedeten Klassenkampfs." (WuG, 512). Als jederzeit umschaffbares System formaler "Spielregeln" steht das moderne Recht prinzipiell quer zu "ethischen und sittlichen Postulaten". Letztere "stehen grundsätzlich auf dem Boden von, rechtlich betrachtet, antiformalen Normen, die nicht juristischen..., sondern rein ethischen Charakter haben; materiale Gerechtigkeit statt formaler Legalität beanspruchen." (WuG, 507). So zeigt sich auf der Ebene modernen Rechts ein strukturell gleicher Widerspruch wie auf derjenigen modernen Wirtschaftshandeln: "Formale und materiale Rationalität fallen eben unvermeidlich auseinander." (WuG, 60).

Eine ähnliche Struktur und einen ähnlichen Widerspruch zeigt Weber bei seiner idealtypischen Deskription der modernen Bürokratie. Die Arbeit der modernen Bürokratie ist orientiert an generellen, abstrakten Regeln und, wo diese versagen, an sachlichen Zweckmäßigkeitss Gesichtspunkten, d.h. an rationaler Abwägung von Zwecken und Mitteln; so steht hinter "jeder Tat echt bürokratischer Verwaltung ein System rational diskutabler 'Gründe', d.h. entweder Subsumtion unter Normen, oder: Abwägung von Zwecken und Mitteln ... (WuG, 565). Dies hat zur Konsequenz die

Berechenbarkeit des Funktionierens dieser Verwaltung. Evident ist, daß die Berechenbarkeit ihres Funktionierens um so größer wird, je mehr sie sich "entmenschlicht", je mehr ihr die "Ausschaltung von Liebe, Haß und allen rein persönlichen, überhaupt irrationalen, dem Kalkül sich entziehenden Empfindungselementen aus der Erledigung der Amtsgeschäfte gelingt." (WuG, 563). Im Prinzip des "sine ira ac studio" (WuG, 563) ist diese "Herrschaft der formalistischen Unpersönlichkeit" (WuG, 123) zusammengefaßt.

Nur dieser formal rationale, "formal universeller Anwendbarkeit" (WuG, 128) fähige Verwaltungsstab ist dem kapitalistischen Geschäftsverkehr adäquat: der innerlich selbst auf Kalkulation beruhende, kontinuierlich wirtschaftende kapitalistische Betrieb ist angewiesen auf die Berechenbarkeit und Schnelligkeit des Funktionierens der Verwaltung: "(die) Forderung einer nach Möglichkeit beschleunigten, dabei präzisen, eindeutigen, kontinuierlichen Erledigung von Amtsgeschäften wird heute an die Verwaltung in erster Linie von Seiten des modernen kapitalistischen Wirtschaftsverkehrs gestellt." (WuG, 562).

Auf Grund der durch die "Entmenschlichung" des Apparates ermöglichten formalen Rationalität verhält sich die moderne Bürokratie materialen Postulaten gegenüber indifferent. Sich am konkreten Fall und der konkreten Person orientierende materiale Postulate stoßen zusammen mit dem "Formalismus" und der regelgebundenen kühlen 'Sachlichkeit' der bürokratischen Verwaltung ..." (WuG, 135).

Ich belasse es bei diesen Hinweisen; sie genügen, um zu zeigen, daß Weber den Simmelschen Begriff der formalen Rationalität in der Anwendung auf wichtige gesellschaftliche Bereiche konkretisiert und präzisiert; daß er ebenso den "grundlegenden Konflikt" zwischen formaler Rationalität und materialen Werten konkretisiert und präzisiert; daß er aber - wie es Simmel in seiner Geldtheorie versucht - auf eine grundlegende theoretische Herleitung von "formaler Rationalität" und ihres "Konflikts" zu materialen Postulaten verzichtet.

4. Distanz und Nähe; Rhythmus; Tempo

Die der Räumlichkeit entlehnten Begriffe von Distanz und Nähe und die auf das Zeitliche zielenden von Rhythmus und Tempo dienen dazu, grundlegende Charakteristika modernen, geldwirtschaftlich bestimmten Lebens noch einmal zusammenzufassen. Grundlegende Charakteristika: solche, die sich - mehr oder weniger stark ausgeprägt - in allen Gesellschaftsschichten auffinden lassen. Die Berechtigung eines derartigen Vorgehens fußt auf einer Einsicht, die N.Elias - ganz im Simmelschen Sinn - prägnant so faßt: "Faßt man den großen Zug der Bewegung über die Jahrhunderte hin ins Auge, dann sieht man, daß die scharfen Kontraste zwischen dem Verhalten der verschiedenen sozialen Gruppen - ebenso, wie die Kontraste und Umsprünge im Verhalten der einzelnen Individuen - sich beständig verringern."¹ Der Verringerung der Verhaltenskontraste zwischen den verschiedenen sozialen Gruppen entspricht freilich eine Vergrößerung der "Spielarten oder Schattierungen des ... Verhaltens..."².

4.1 Distanz und Nähe

"Die Verhältnisse des modernen Menschen zu seinen Umgebungen entwickeln sich im ganzen so, daß er seinen nächsten Kreisen ferner rückt, um sich den ferneren mehr zu nähern" (Phil.Geld., 541) - dies ist der formelhaft zusammengefaßte, schon häufig wiedergegebene Grundgedanke, den Simmel hier noch einmal durchspielt.

Die Geldwirtschaft überwindet den Raum - sie schließt tendenziell die gesamte Welt zu einem einzigen Wirtschaftskreis mit "ineinandergreifenden Interessen, sich ergänzenden Produktivitäten ..." (Soz. 553) zusammen - und sie konstituiert die Distanz in der Nähe - etwa durch Lockerung und Auflösung naturhaft-organischer Kreise und ursprünglicher Interessensolidaritäten. Erst die zur Selbstverständ-

1) N.Elias, Über den Prozeß der Zivilisation, Bd.II, 343, 44;
2) ebenda, Bd.II, 348

lichkeit gewordene Geldentlohnung ermöglicht die Verwirklichung wirtschaftlicher Sonderinteressen und individueller Begabungen; nur die "Geldform des Äquivalents gestattet die Verwertung sehr spezialisierter Leistungen, die ohne diese Umsetzung in einen allgemeinen Wert kaum zu gegenseitigem Austausch gelangen könnten" (Phil.Geld., 541); und nur die Geldform des Äquivalents macht die relativ reibungslose Integration in fremde Kreise möglich.

Diese Auflösung "organischer" Kreise ist freilich nur ein Beispiel und Ausdruck der durchgängigen Entpersonalisierung und Objektivierung der Sozialbeziehungen; Simmel mutmaßt, daß ohne diese Distanz in der Nähe die Nähe der Vielen in der modernen Großstadt psychisch nicht erträglich wäre.

Dieser Doppelprozeß von Distanzverringerung und -vergrößerung in den Sozialbeziehungen wiederholt sich im geldwirtschaftlich bestimmten Verhältnis zu den Objekten, den "Sachgehalten des Lebens". Eine Verringerung der Distanz zu früher ganz unerreichbaren Gegenständen geht einher mit einem "entpersonalisierten" Verhältnis zu jedem einzelnen Objekt: das qualitative Eigensein des Objekts rückt dem Bewußtsein ferner, weil - bzw. indem - das "Interesse an (ihm) durch das Medium des Geldes gebrochen (ist)". (Phil.Geld., 543).

Bedingt durch das großstädtische Leben distanziert die Geldwirtschaft den Menschen von der Natur, durchschneidet sie den Indifferenzzustand von Mensch und Natur in naturalwirtschaftlichen Verhältnissen; freilich wird erst damit die "neue Nähe" ästhetischer Naturbetrachtung möglich - wie alle "Kunst" im engeren Sinn sich erst durch den Bruch der natürlich-selbstverständlichen Einheit mit dem Objekt konstituieren kann. "Daß erst die moderne Zeit die Landschaftsmalerei ausgebildet hat ... das (ist) die Folge jener Distanzierung von der Natur, jener eigentlich abstrakten (großstädtischen) Existenz... (Phil.Geld., 544).

4.2 Rhythmus

Die Strukturierung großer und kleiner Handlungsvollzüge durch rhythmisch wiederholte Perioden dient - durch Verquickung von Abwechslung und Gleichmäßigkeit der Tätigkeit - physischer und psychischer Kraftersparung. "Indem jede Periode für sich aus differenten Elementen... besteht, die regelmäßige Wiederholung ihrer aber ... Uniformität, Einheitlichkeit im Charakter der Reihe bewirkt. An der Einfachheit oder Komplikation der Rhythmik, an der Länge oder Kürze ihrer einzelnen Perioden... auch ihrem Ausbleiben finden die individuellen und die sozialen, die sachlichen und die historischen Lebensreihen gleichsam ihre abstrakte Schematik." (Phil.Geld., 553)

Die Geldwirtschaft bedingt zunächst einmal weitgehende Destruktion einer ganz spezifisch bedingten Rhythmisierung des Lebens - derjenigen, die an naturbedingte zeitliche Abteilungen gebunden ist. Als Beispiel mag die künstliche Beleuchtung dienen, "die den Wechsel von Tag und Nacht mit seinen, das Leben rhythmisierenden Folgen immer gründlicher paralyisiert." (Phil.Geld., 555). Diese Aufhebung naturbedingter Rhythmisierungen - die Aufhebung der Zeit in diesem Sinne - ist nun die Basis für eine ganz neue, eine "künstliche" rhythmische Gestaltung der Lebensführung. Nur eine kurze Andeutung: in der modernen Fabrikarbeit sind die differenten Momente jeder Handlungsperiode wie deren rhythmische Wiederholung künstlich vorgegebene Einheiten; sie sind nicht - wie die rhythmisch gestaltete Arbeit bei manchen Naturvölkern - durch die "inneren Forderungen physiologisch-psychologischer Energetik" (Phil.Geld., 559) bestimmt, sondern durch die rücksichtslos objektive Maschinenbewegung.

Diese abstrakte Zusammendrängung und Wiederholung der Periode, in der der regelmäßige Wechsel von Arbeit und Erholung stattfindet, bedingt fortwährenden Kampf um die Kürzung der t ä g l i c h e n Arbeitszeit; bedingt wei-

terhin eine zeitlich genau gegliederte Einnahme der Mahlzeiten. "Eine Mehrzahl fester täglicher Mahlzeiten scheint bei keinem Naturvolk vorzukommen..." (Phil.Geld., 558).

Dieser abstrakt vorgegebene Rhythmus der Arbeit, der Arbeit und Erholung und der Mahlzeiten pflegt freilich bei bestimmten Tätigkeiten - wissenschaftlichen, politischen und künstlerischen z.B. - wieder zurückzugehen und einer gewissen Unregelmäßigkeit Platz zu machen.

4.3 Tempo

Daß ineins mit der Ausbreitung der Geldwirtschaft der moderne Begriff der Zeit als eines durch Brauchbarkeit und Knappheit bestimmten Gutes entstand, wurde schon häufig erwähnt. (vgl.Phil.Geld., 577). Er ist Konsequenz eines entwickelten und in den Großstädten - den geldwirtschaftlichen Zentren - komprimierten wirtschaftlichen Interdependenzgeflechts: die Verknotung eines großen Netzes von Wirtschaftsketten in jeder Wirtschaftseinheit und der Konkurrenzdruck, unter dem jede steht, erzwingen von den Einzelnen genaueste Zeiteinteilung - eine "Unterordnung der augenblicklichen Neigungen unter die Notwendigkeiten der weitreichenden Interdependenz";¹ erfordern - primär von den "Leitenden" - die Fähigkeit, sozusagen nach einem sekundenlangen Überblick über dies ganze Interdependenzgeflecht, Entscheidungen, die für die wirtschaftliche Existenz vieler Menschen wichtig sind, zu treffen.

In der Börse findet dieser moderne Zeitbegriff seinen abstraktesten und komprimiertesten Ausdruck: "Diese doppelte Kondensiertheit: der Werte in die Geldform und des Geldverkehrs in die Börsenform - ermöglicht es, daß die Werte in der kürzesten Zeit durch die größte Zahl von Händen hindurchgejagt werden..." (Phil.Geld., 577,578). In der Börse gewinnt für Simmel die geldbedingte "extreme

1) N.Elias, Über den Prozeß der Zivilisation, Bd.II,338

Steigerung des Lebenstempos" ihre "auffälligste Sichtbarkeit." (Phil.Geld., 578)

5. Die Dialektik naturwissenschaftlich-technischen Fortschritts; der neue Mythos

Simmel unterscheidet zwei Typen kulturellen Fortschritts - den "substanziellen" und den "funktionellen" Fortschritt der Kultur. (vgl.Phil.Geld., 304,305).

"Funktioneller Fortschritt" meint Entwicklung und Verfeinerung der menschlichen Verkehrsformen, innerhalb derer produzierte Güter menschlicher Konsumtion zugute kommen. Simmel konstruiert hier eine an vielen Stellen variierte (etwa Phil.Geld., 56 ff.) Stufenleiter vom Raub über das Geschenk, die Gegenseitigkeit des Schenkens bis hin zum Tausch. Wenn nun der Tausch als Form des Besitzwechsels entsteht, "zunächst wie gesagt, als bloße Folge der gleichen Macht der Parteien, so ist dies einer der ungeheuersten Fortschritte, die die Menschheit überhaupt machen konnte." (Phil.Geld., 305). Denn der Tausch bewirkt ein "gleichsam interzelluläres Wachstum der Werte": Die objektiv gleiche Wertsumme geht durch die zweckmäßigere Verteilung, die der Tausch bewirkt, in eine subjektiv größere, in ein höheres Maß empfundener Nutzungen über." (Phil.Geld., 307).

Hingegen zielt der Begriff des "substantiellen Fortschritts" auf Entwicklung und Verfeinerung der Mittel, die es ermöglichen, aus dem "noch unokkupierten Vorrat der Natur" weitere "Substanzen und Kräfte" in die "menschlichen Nutznießungen" hineinzuziehen. (vgl.Phil.Geld., 305). "Die Sätze von der Erhaltung des Stoffes und der Energie gelten glücklicherweise nur für das absolute Ganze der Natur, nicht aber für denjenigen Ausschnitt derselben, den das menschliche Zweckhandeln für sich designiert; dies relative Ganze ist allerdings ins unbestimmte vermehrbar, indem wir immer mehr Stoffe und Kräfte in die für uns zweckmäßige

Form bringen, gleichsam annektieren können." (Phil.Geld.,305).

An der Entwicklung und Gestalt der modernen Technik und der ihr entsprechenden technisch-rationalen Denkweise arbeitet Simmel nun die Dialektik des "substanziellen" Kulturfortschritts aus; die beinahe zwangsläufige Irrationalisierung, zu der die Rationalisierung der Mittel der Naturbeherrschung führt; den Rückfall in den Mythos, den zu überwinden das Ziel naturwissenschaftlich-aufgeklärten Denkens war.

Die Technik kann rationalem Denken nur ein Mittel zum Zwecke der Befriedigung sich ändernder menschlicher Bedürfnisse sein. Je mehr sich die technischen Mittel nun aber ausbilden - in der "komplizierten Feinheit der Maschinen, der Produkte, der Überindividuellen Organisation der Kultur" (Phil.Geld., 550) - desto unmöglicher wird ihre Ausrichtung an sich ändernden menschlichen Zwecken, desto mehr diktieren diese Mittel Richtung und Struktur menschlichen Denkens und Handelns; der Gedanke der Eigenbestimmtheit des Handelns wird angesichts dieses "starren Gehäuses" (Weber) tendenziell illusorisch. "...jenes Verfügenkönnen über die äußere Natur, das die Technik uns einträgt, (kostet) den Preis, in ihr befangen zu sein..." (Phil. Geld.,548). Simmel deutet den "subjektiven Reflex, die nach innen schlagende Bedeutung" (Phil.Geld., 549) des technischen Rationalisierungsprozesses als "Fesselung" des Menschen durch sein eigenes Produkt: "Aber die Fäden, an denen die Technik die Kräfte und Stoffe der Natur in unser Leben hineinzieht, sind ebensoviele Fesseln, die uns binden... (Der) Satz, daß wir die Natur beherrschen, indem wir ihr dienen, hat den ...Revers, daß wir ihr dienen, indem wir sie beherrschen." (Phil.Geld.,549).

Die Ideologie, die sich an die technische Rationalisierung anknüpft, spiegelt - wie Simmel zeigt - diese irrationale Verkehrung des Mittel-Zweck Verhältnisses noch einmal ab. Simmel entdeckt darüber hinaus in diesem Denken Elemente einer neuen Mythologie; er antizipiert damit im Ansatz das, was Adorno und Horkheimer später in der "Dialektik der Aufklärung" systematisch untersucht haben.

Simmel spürt zunächst in dieser Ideologie einen "alten metaphysischen Fehler" (Phil.Geld.,547) auf: in ihr sind die Bestimmungen, die die Elemente eines Ganzen untereinander aufzeigen, auf dieses Ganze übertragen. "Die relative Höhe, welche die technischen Fortschritte der Gegenwart gegenüber den früheren Zuständen und unter vorausgesetzter Anerkennung gewisser Ziele erreicht haben, wächst (dieser Ideologie) zu einer absoluten Bedeutung dieser Ziele und also jener Fortschritte aus." (Phil.Geld.,548). So dreht sich das Denken nur noch im Kreise dieser Mittel unter gänzlicher Abstraktion von ihrem "Wozu".

Simmel entschlüsselt mythologische und anthropomorphistische Elemente in dieser Denkweise: "Daß wir die Natur besiegen oder beherrschen, ist ein ganz kindlicher Begriff, da er irgendeinen Widerstand, ein teleologisches Moment in der Natur selbst voraussetzt, eine Feindseligkeit gegen uns, da sie doch nur gleichgültig ist, und alle ihre Dienstbarkeit ihre eigene Gesetzmäßigkeit nicht abbiegt - während alle Vorstellungen von Herrschaft und Gehorsam, Sieg und Unterworfensein nur darin Sinn haben, daß ein entgegengesetzter Wille gebrochen ist. Dies ist freilich nur das Gegenstück zu der Aussage, daß die Wirksamkeit der Naturgesetze den Dingen einen unentrinnbaren Zwang auferlege. Denn zunächst wirken Naturgesetze überhaupt nicht, da sie nur die Formeln für die allein möglichen Wirksamkeiten: der einzelnen Stoffe und Energien sind. Die Naivität einer mißverstandenen Naturwissenschaftlichkeit: als ob die Naturgesetze als reale Mächte die Wirklichkeit lenkten, wie ein Herrscher sein Reich, steht insofern auf einem Blatt mit der unmittelbaren Lenkung der irdischen Mächte durch den Finger Gottes. Und nicht weniger irreführend ist der vorgebliche Zwang, das Müssen, dem das Naturgeschehen unterliegen soll." (Phil.Geld., 549).

Nachtrag: Erkenntnistheorie der Soziologie

Simmels soziologische Aprioritäten

Erkenntnistheoretische Fundierung der spezifisch soziologischen Perspektive ist Simmels Intention in dem, seinem Begründungskapitel angeschlossenen Exkurs: "Wie ist Gesellschaft möglich?" Das Programm einer Erkenntnistheorie der Soziologie, ein Aspekt seines Gesamtkonzeptes sozialwissenschaftlicher Forschung hatte Simmel bereits in eben diesem Einführungskapitel angedeutet: "Wie jede andere exakte, auf das unmittelbare Verständnis des Gegebenen gerichtete Wissenschaft, ist auch die soziale von ... philosophischen Gebieten umgrenzt. Das eine umfaßt die Bedingungen, Grundbegriffe, Voraussetzungen der Einzelforschung, die in dieser selbst keine Erledigung finden können, da sie ihr vielmehr schon zugrunde liegen." (Soz.20)

Bewußt sucht Simmel sein Vorhaben einer Reflexion auf die kategorialen Voraussetzungen sozialwissenschaftlicher Forschung, die - in noch auszuführendem Sinne - gleichzeitig Voraussetzungen des Objekts dieser Forschung, von "Gesellschaft", sind, in Analogie zu Kants transzendentelem Modell der Erfahrung zu halten, "denn nur das transzendentele Modell der Erfahrung scheint ihm Einheit der Erkenntnis zu gewährleisten."¹

Kant hatte, indem er Natur als Vorstellung von der Natur faßte, deren Einheit aus der Einheit transzendentaler Ordnungsfunktionen des Bewußtseins herleiten können. Erst durch formende Aktivität des Geistes werden die an sich inkohärenten, regellos-chaotischen Sinneseindrücke in eine Ordnung gebracht, die unserem wissenschaftlichen Bild der Natur entspricht. Für Kant löste sich die Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit von Natur durch Aufsuchung der - von ihm als unveränderlich angenommenen - ordnenden Kategorien des Geistes.

1) Karin Schrader-Klebert, Der Begriff der Gesellschaft als regulative Idee, in: Soziale Welt, 1968, 105

Das Programm einer transzendentalen Bestimmung des Begriffs der Gesellschaft, der der Soziologie als regulative Idee zugrundeliegt, d.h. eine methodische Aufschlüsselung transzendentaler Prinzipien gesellschaftlicher Erfahrung in Analogie zum Kantschen Naturmodell durchführen zu wollen, scheint zunächst auch möglich: wie Kants Sinnesempfindungen" bleiben auch die "Gesellschaftselemente" "in gewissem Sinn... immer in ihrem Außereinander bestehen"; ihre Synthese geschieht und besteht - wie dort - in einem Bewußtseinsprozeß, "der das individuelle Sein des einzelnen Elements mit dem des andern in bestimmten Formen nach bestimmten Regeln in Beziehung setzt." (Soz. 22). Mit dieser vordergründigen Ähnlichkeit erschöpft sich nun freilich die Analogie mit der Natur; denn hinsichtlich ihres Zustandekommens und ihrer inneren Qualität weisen beide Synthesen entscheidende Differenzen auf, Differenzen, die dem transzendentalen Begründungsversuch von Gesellschaft eine ganz andere methodische Durchführung vorschreiben: nicht ein außerhalb stehendes, betrachtendes Subjekt begründet die Gesellschaftseinheit, die Synthese des Mannigfaltigen geschieht hier in der Immanenz des Mannigfaltigen selbst, die empirischen Subjekte konstituieren durch ihre Bewußtseinsprozesse ihre eigene Einheit. "Die Gesellschaft ist die objektive, des in ihr nicht mitbegriffenen Beschauers unbedürftige Einheit" (Soz.22), sie wird von "ihren Elementen, da sie bewußt und synthetisch aktiv sind, ohne weiteres realisiert... und (bedarf) keines Betrachters" (Soz.22) - was freilich nicht eine weitere Vereinheitlichung, sozusagen zweiten Grades, durch die Kategorien eines außerhalb stehenden Subjekts, etwa eines Wissenschaftlers, ausschließt.

In einigen grundsätzlichen philosophischen Anmerkungen akzentuiert Simmel den erkenntnistheoretisch völlig anderen Sinn der Gesellschaftseinheit gegenüber der "Natur": Daß gesellschaftliche Einheit als eine von den "Elementen" selbständig hergestellte möglich ist, ist begründet in der Selbststruktur des Menschen, in seiner Fähigkeit, sich selbst zum Objekt machen zu können, sich selbst wissen zu können - von Simmel wird dieser ontologische Grund Sachverhalt im "Exkurs" mit den Begriffen "Für-Sich" des

Menschen, "Fundamentalität des Ich" umschrieben. Das Selbst als Grund für die Fähigkeit zur wechselseitigen inneren Repräsentation des andern, für die Konstitution des Du im Ich - dies bezeichnet die "ganz automatisch" hergestellte Synthese - verleiht nun der Gesellschaftseinheit eine innere Qualität, zu der es in der durch das außerhalb stehende transzendente Subjekt konstituierten Natureinheit "überhaupt keine Analogie" (Soz.22) gibt. Während die "selbstlosen" Dinge sich den vereinheitlichenden Kategorien des Subjekts ganz fügen müssen, völlig "Sein-für Andere" sind, gehen - formuliert Simmel - die Gesellschaftssubjekte nicht gänzlich in den vereinheitlichenden Bewußtseinsprozessen auf, behalten ein Sein-für-Sich, das jenseits der synthetisierenden Vorstellungen verbleibt.

Den letzten Gedanken entwickelt Simmel etwa ausführlicher: "Nicht in demselben Sinne wie jedes andere Objekt kann ich das Du als meine Vorstellung bezeichnen: ich muß ihm ein Für-sich-Sein zusprechen, wie ich es, im Unterschied zu allen eigentlichen Objekten nur an meinem eigenen Ich empfinde." (Vom Wesen des Historischen Verstehens, in: Brücke und Tür, Stuttgart, 1957, 67,68). Die Sich-Vergesellschaftenden haben füreinander eine Identität ihres "Realitätsmaßes", das sich von dem "eines materiellen Dinges sehr unterscheidet." (Soz.23). Hinsichtlich der eigenen Realität als vorstellungsfähigen Wesens spricht Simmel von einer "Unbedingtheit und Unerschütterlichkeit" (Soz.23), die grundsätzlich verschieden sei von den Inhalten einzelner Vorstellungen. "Wenn Kant noch so sehr versichert, daß die räumlichen Objekte genau die gleiche Sicherheit hätten, wie meine eigene Existenz, so können mit der letzteren nur die einzelnen Inhalte meines subjektiven Lebens gemeint sein; denn die Grundlage des Vorstellens überhaupt, das Gefühl des seienden Ich hat eine Unbedingtheit und Unerschütterlichkeit, die von keiner einzelnen Vorstellung eines materiellen Äußerlichen erreicht wird." (Soz.23) Diese "äußerste", nicht in Vorstellungen aufzulösende Sicherheit hinsichtlich der eigenen Realität als vorstellungsfähigen Wesens hat für das Subjekt auch der Andere - "und als Ursache oder als Wirkung dieser Vorstellung fühlen wir das Du als etwa von unserer Vorstellung seiner Unabhängiges, etwas, das genauso für sich ist, wie unsere eigene Existenz. Daß dieses Für-Sich des Andern dennoch nicht verhindert, ihn zu unserer Vorstellung zu machen, daß etwas, das durchaus nicht in unser Vorstellen auflösen ist, dennoch zum Inhalt, also zum Produkt dieses Vorstellens wird - das ist das tiefste, psychologisch-erkenntnistheoretische Schema der Vergesellschaftung." (Soz. 23)

Jenseits dieser Probleme - oder auch Scheinprobleme - ist nun zunächst noch einmal der Grundgedanke herauszuheben: während der Naturbegriff rein transzendental begründbar

ist, da die Natureinheit sich ausschließlich im außerhalb stehenden Subjekt realisiert, ist die erkenntnistheoretische Fundierung des Gesellschaftsbegriffs auf eine vorausgesetzte Realeinheit verwiesen, auf inhaltliche, historisch sich ändernde Bewußtseins- und Erfahrungsprinzipien, mit denen - und auf deren Basis - die Individuen sich gegenseitig vorstellen, d.h. sich vereinheitlichen; der der soziologischen Wissenschaft zugrundeliegende Begriff der Gesellschaft als regulative Idee bedarf also zu seiner "transzendentalen" Begründung der Vermittlung mit konkreten, reale gesellschaftliche Einheit bedeutenden Bewußtseins- und Erfahrungsprozessen. Schon hier deutet sich an, wie verschieden der Charakter der "soziologischen Aprioritäten" von denjenigen, die "Natur möglich machen", sein muß; während die Kantschen Kategorien wegen ihrer Bindung an das transzendente, also überempirische Subjekt objektiver Erkenntnis von aller Erfahrung abgetrennt, allgemeingültig, nicht revidierbar sind, bezeichnen Simmels Aprioritäten bestimmte, aus der Empirie unter der Perspektive der der Soziologie vorausgesetzten Gesellschaftsidee methodisch abstrahierte Bewußtseins- und Erfahrungsprozesse, reduziert auf ihre Kerngestalt und befragt auf ihre vom Begriff der Gesellschaft her geforderten Voraussetzungen. "Soziologische Aprioritäten" können damit niemals endgültig fixiert werden, sie verändern sich vielmehr im Einklang mit der sich wandelnden Erfahrungsgeschichte, müssen also von Wissenschaft jeweils revidiert und neu formuliert werden.

Die hier vorgelegte Interpretation des Simmelschen Ansatzes steht in wichtigen Punkten im Gegensatz zu einigen kritischen Deutungen des "Exkurses", deren pointierteste mir diejenige von Lieber/Furth 1) zu sein scheint: bei Simmel führe die Transposition der Kantschen Fragestellung auf die Ebene von "Gesellschaft" zu erkenntnistheoretisch naiven Konsequenzen: indem für Simmel Bewußtseinsprozesse für das Sein von Gesellschaft - Gesellschaft im Sinne von Gesellschaft überhaupt - konstitutiv seien, könnten seine "Aprioritäten" nur Formalprinzipien des Bewußtseins - allgemeingültige Strukturelemente des Bewußtseins - sein, die

1) vgl. H.J.Lieber, P.Furth, Zur Dialektik der Simmelschen Konzeption einer formalen Soziologie, in: Buch des Dankes, 39 ff.;

als solche Realgrund von Gesellschaft, sozial-ontische Wirkfaktoren darstellen. "Indem aber auf diese Weise das 'Formale' des Sozialbewußtseins sich als realontische Wirkkraft des gesellschaftlichen Seins darstellt, ist es zugleich auch materiales Gestaltungsprinzip der Gesellschaft selbst." 1) Historisch invariante, allgemeingültige Bewußtseinsformen der Individuen als Realgründe gesellschaftlichen Seins - das transzendente Subjekt Kants, zu einem realen Wirkfaktor verwandelt, kehre in dieser Auffassung zurück.

Der hier geäußerte Dogmatismusvorwurf - historisch invariante, allgemeingültige Bewußtseinsformen seien bei Simmel als Realgründe gesellschaftlichen Seins gefaßt - läßt sich nach einer genaueren Betrachtung der erkenntnis-theoretischen Struktur der "soziologischen Aprioritäten" nicht aufrechterhalten. Zwar hat Simmels Ansatz einen ontologischen Aspekt, dieser bezieht sich aber nicht auf bestimmte "Formen" des Bewußtseins, sondern auf die "fundamentale Tatsache" des Bewußtseins überhaupt, auf die Selbststruktur des Menschen; sie eben ist Ursache für die Fähigkeit der "Gesellschaftselemente", ihre eigene Synthese zu vollziehen - im Sinne einer wechselseitigen inneren Repräsentation des Anders im sozialen Akt. Die inhaltliche Bestimmtheit hingegen der "Vorstellungsprozesse", die Simmel zergliedern und auf ihre vom Gesellschaftsbegriff her geforderten Voraussetzungen hin befragen will, ist historisch wandelbar, wie von Simmel in seinem Versuch der Übertragung der Kantischen Aprioritätenlehre auf die Gesellschaftswissenschaften immer wieder hervorgehoben wird.

I. Ich skizziere zunächst den Formalumriß dieses "soziologischen Apriori". Die gegenseitigen Vorstellungen der Interaktionspartner voneinander, die inhaltliche Bestimmtheit und Struktur ihrer Sozialbeziehung prägen, weisen gegenüber der "realen Beschaffenheit" dieser Individuen immer "Verschiebungen", "Änderungen" auf, die "nicht einfache Täuschungen aus unvollständiger Erfahrung, mangelnder Sehschärfe, sympathischen oder antipathischen Vorurteilen sind" (Soz.24), sondern die Grundlage und Bedingung sozialen Handelns sind. Die Unmöglichkeit vollständiger Individualitätserkenntnis - letztere setzte eine vollkommene Gleichheit mit dem Anders voraus - ist Grund für eine konstruktive Umformung des Du, die sich in Prozessen der Typisierung und Idealisierung realisiert.

1) Lieber/Furth, Zur Dialektik, ... a.a.O., 43

Vorstellung und Wahrnehmung produzieren ein verallgemeinertes Bild des Anderen. Der Andere, in der von seiner Individualität abstrahierenden Konstruktion, wird auf einen Repräsentanten eines allgemeinen Sinnzusammenhangs festgelegt, in den Umrissen eines "Typus Mensch" gesehen. Simmels Gedankengang läßt sich so entwickeln: Anknüpfungspunkt für die typisierenden Verallgemeinerungen sind die Informationsfragmente, die man durch sein Verhalten liefert. Handeln präsentiert sich, in der Realität seines kontinuierlichen Ablaufs, als ein hinsichtlich seiner kulturell bestimmten Sinnhaftigkeit fortwährend durchbrochenes heterogenes Geschehen. Die verschiedenen Aspekte dieses Ablaufs sind Fragmente, weisen nicht die eindimensionale Geschlossenheit auf, die von ihrer ideellbegrifflichen Gestalt gefordert ist. Simmel spricht von dem "Bild ideell vollkommener Welten, durch die jedes einzelne Leben hindurchpassiert, bald dieses, bald jenes Stück ihrer als seinen Inhalt realisierend. Insofern dieser Inhalt in dem sachlichen Zusammenhang seiner jeweiligen Welt steht..., ist er kein Fragment. Das wird er erst, wenn er, aus diesen ideellen oder realen Zusammenhängen gelöst, in der von ganz anderen Forderungen her erwachsenen Ganzheit und Einheit eines Lebensverlaufs auftritt. Dieser erscheint nun aus Bruchstücken... möglicher Konsequenz von Handlungsreihen, möglicher Vollendungen mannigfacher Art zusammengesetzt". (Hist. Formung, 163). Die Spezifik des Handlungsinteresses ist nun ausschlaggebend dafür, welcher Sinnbestandteil aus der sinnhaften Heterogenität des Verhaltens des anderen selektioniert wird. Dieser Sinnzusammenhang dient als Perspektive, als "Kategorie", von der aus das Bild des anderen geformt wird, ist der Leitfaden, an Hand dessen sinnhaft Zusammengehöriges vereinheitlicht, sinnhaft Heterogenes weggelassen wird, bis ein in sich stimmiges, sinnhaft eindimensionales Bild des anderen entstanden ist. Mittels "Verschiebungen, Abzügen und Ergänzungen" (Soz. 25) entsteht eine Vorstellung der Identität des anderen, die, geleitet von der allgemeinen

Kategorie, ihn auf den Repräsentanten eines allgemeinen Sinnzusammenhangs festlegt; dem Andern ist so ein "gleichsam stilisiertes Gewand" umgetan worden, das der "Einzigkeit dieses Bildes eine Beziehung zu andern zufügt."

(Soz.24). Folgendes längere Zitat faßt Konstitutionsweise und Qualität dieser typisierenden Verallgemeinerung zusammen: es werden einzelne "Gedanken und Handlungen, die die fragliche Qualität tragen, gewissermaßen über dem Kopf aller anderen zu einer einheitlichen Färbung des ganzen Menschen zusammengefügt, die tatsächliche Diskontinuität der Momente seines Wesens und seiner Geschichte, die wirklich diese Qualität tragen und offenbaren, werden prinzipiell für ihn zu einem Inner und Überall ergänzt... jede einseitig herausgehobene Qualität eines solchen Lebens ist etwas Allgemeines, mit vielen Geteiltes, individuell ist nur der Totalumfang eines Lebens mit all seinen Mannigfaltigkeiten und Widersprüchen." (Hist.Formung,165).

Die typisierende Verallgemeinerung, deren Funktion und Ergebnis es ist, die heterogene Komplexität "realer" Individualität reduktionistisch zu ordnen, kann als realitäts-gestützte Fiktion aufgefaßt werden: die zu einer kulturell bestimmten Kategorie gehörenden Bruchstücke und Ansätze des Verhaltens sind Grundlage und Bestimmungsgrund für das Bild vom Andern in seiner Ganzheit. Diese Fiktion bestimmt das Handeln: trotz des Wissens, daß der Andere in diesem eindimensionalen Bild nicht aufgeht, verhält man sich ihm gegenüber, als ob er ein Abbild dieses Konstrukts sei. Vom Handlungsinteresse gelöst, geht dieses Konstrukt als integraler Bestandteil in das Alltagswissen ein, dient als jederzeit verfügbares und aktualisierbares Bild der Identität des Andern.

Evident ist, daß die Je-Spezifika, die Nuancierungen, der Konkretheitsgrad der typisierenden Verallgemeinerung - unter dem Blickpunkt einer bestimmten "Kategorie" - innerhalb einer Kultur sehr verschieden sein kann: dies sind Produkte der Erfahrungsgeschichte des Einzelnen,

hängen ab von der individuellen Verarbeitung allgemeiner Sinnzusammenhänge in seiner Lebensgeschichte; bei Angehörigen verschiedener sozialer Kreise wird eine von derselben Kategorie geleitete Typisierung wahrscheinlich nur hinsichtlich ihrer Umrisse, des Rahmens übereinstimmen; dessen Ausfüllung hingegen mag sehr differieren.

Ein Produkt des sozialen Distanzgrades - sowohl des vertikalen als auch horizontalen - zwischen den Interagierenden ist die "Weite", der Grad der Konkretisierung der typisierenden Verallgemeinerung: je größer die Distanz, desto "wortlosere", anonymere Züge wird der Andere in diesem Konstrukt aufweisen.

Die begriffliche Reduktion des Anders auf einen allgemeinen Typus, seine Vereinseitigung zum Repräsentanten eines allgemeinen Sinnzusammenhangs, hat noch einen weiteren Aspekt: denjenigen seiner Idealisierung. Indem aus der sinnhaften Heterogenität des Handelns ein Sinnbestandteil herausgehoben, sein ganzes Verhalten aus der Perspektive dieser Idee "zurechtgesehen" wird, erscheint der Andere in einer sinnhaften Geschlossenheit und Idealität, die in der Realität seines Lebens immer nur in Ansätzen besteht. Ohne sozusagen noch etwas für sich zu sein, scheint sein ganzes Leben um die Erfüllung dieser Idee, die als Apriori seiner Erkenntnis dient, zentriert.

"Die Praxis des Lebens drängt darauf, das Bild des Menschen nur aus den realen Stücken, die wir von ihm empirisch wissen, zu gestalten; aber gerade sie ruht auf jenen Veränderungen und Ergänzungen, auf der Umbildung jener gegebenen Fragmente zu der Allgemeinheit eines Typus und zu der Vollständigkeit der ideellen Persönlichkeit". (Soz.25).

Typisierung und Idealisierung können natürlich von den qualitativ verschiedensten "Kategorien" geleitet sein: es ist eine Frage des Interesses, ob der Andere zum Repräsentanten eines moralischen, psychologischen oder

sozialen etc. Sinnzusammenhangs verallgemeinert und idealisiert wird. Anknüpfungspunkt für das Bild der sozialen Bestimmtheit nun ist die Tätigkeit des Einzelnen in den sozialen Kreisen, in denen sich seine Vergesellschaftung realisiert. Diese Vergesellschaftung bedeutet eine Verklammerung des Individuums mit spezifischen Verhaltensregelmäßigkeiten und Rollen. An diesen Verhaltensmustern setzen die sozial bestimmten typisierenden Verallgemeinerungen und Idealisierungen an - der Andere wird zu einem genauen Repräsentanten der innerhalb seines Kreises geltenden Verhaltensmuster verallgemeinert, es erscheinen - in stilisierender Überhöhung - die Sollensmuster seines Kreises in ihm voll verwirklicht. "Der Bürgerliche, der einen Offizier kennen lernt, kann sich gar nicht davon freimachen, daß dieses Individuum ein Offizier ist. Und obgleich das Offizier-Sein zu dieser Individualität gehören mag, so doch nicht in der schematisch gleichen Art, wie es, in der Vorstellung des anderen, ihr Bild präjudiziert." (Soz. 25).

II) In einem weiteren Schritt, bei der Einführung einer weiteren Kategorie, "unter der die Subjekte sich selbst und sich gegenseitig erblicken, damit sie, so geformt, die empirische Gesellschaft ergeben" (Soz.25), wird der Geltungsanspruch des ersten "Apriori" modifiziert, erscheint als lediglich ein Aspekt, der des ergänzenden Korrektivs durch eine ziemlich entgegengesetzte Perspektive bedarf. Wenn Simmel deren Charakterisierung mit dem "trivial erscheinenden Satz" (Soz.26) beginnen läßt, "daß jedes Element einer Gruppe nicht nur Gesellschaftsteil", sondern gleichzeitig "Individualität" (Soz.26), mit gewissen seiner "Seiten" nicht in Gesellschaft aufgehend, "Sein-für-Sich" ist, dann meint er hiermit nicht, daß in den Individuen ein sozusagen von der Gesellschaft "ausgelassener", nicht geprägter oder nicht prägbarer Teil bestehe. Einen außergesellschaftlichen Bereich der Persönlichkeit, einen nicht sozialen Ort des "eigentlich Mensch-

lichen", dessen Korrelat die öffentlich-soziale Identität des Menschen als "ärgerliche Tatsache" wäre, gibt es für Simmel nicht. Auffassungen dieser Art zeugen von mechanisch-abstrakten Entgegensetzungen: bei einer starren Gegenüberstellung von Individualität und Sozialität stellt sich Individualität immer nur als abstrakte Negation vergesellschafteter Inhalte dar, d.h. als inhaltsleerer Punkt, gänzlich Unbestimmtes.

Nicht um Entgegensetzungen dieser Art geht es Simmel in diesem "Apriori", sondern um eine dialektische Beziehung von Individualität und Sozialität.

Ehe ich zum Kern dieses "soziologischen Apriori" komme, ist eine Skizzierung des Simmelschen Individualitätsbegriffs, der sich aus seinem soziologischen Modell der Entwicklung des menschlichen Selbst erschließt, notwendig.

Eine Betrachtung von Struktur und Genese des Selbst - die Bedeutung dieses Begriffs wird gleich noch genauer gefaßt - setzt eine Bestimmung der Grundmuster des Interaktionsprozesses voraus, die das Individuum in seiner Ontogenese eingeht. Simmel deutet, in verstreuten, nicht systematisierten Äußerungen ein Stufenmodell an, das im Grundlegenden Meads Analyse des Entwicklungsprozesses des Selbst antizipiert.

In der Interaktion mit den wenigen unauswechselbaren Personen seiner familialen Umgebung - den "signifikanten Anderen" (Mead) - entwickelt das Individuum die Fähigkeit zur innerlichen Übernahme, zum inneren Durchspielen der mit diesen anderen realiter vollzogenen Beziehungsprozesse. Komplexer und abstrakter ist die nächste Stufe der Selbstentwicklung: das Individuum lernt die Verinnerlichung eines Gesamts aufeinander bezogener Verhaltensmuster in ihrer, von individuellen Ausprägungen konkreter Mithandelnder abgelösten Identität - es lernt die Hereinnahme der Normen, Verhaltensregelmäßigkeiten und Werte der Gruppen, denen es als Mitglied angehört; in Meads Worten: die Internalisierung des organisierten und generalisierten Andern. "Das Individuum vertritt so sich selbst gegenüber die Gesellschaft, das äußere Sich-Gegenübertreten mit seinen Unterdrückungen, Befreiungen, wechselnden Akzentuierungen, ist zum Wechselspiel zwischen seinen sozialen Impulsen und denen seines Ich im engeren Sinne geworden, wobei beides vom Ich im weiteren Sinne umfaßt ist." (Soz.151) Das internalisierte System von Normen und Werten bezeichnet die im Individuum verankerte soziale Kontrollinstanz -

Selbstdefinition als auch Handlungsart und -richtung vollzieht und bestimmt der Einzelne nun fraglos - freiwillig im gesellschaftlichen Sinn.

Nun ist das Selbst allerdings nicht nur Spiegel der sozialen Allgemeinheit, der der Einzelne angehört; es ist gleichzeitig mehr als diese, hat einen individuellen Charakter. In Anknüpfung an Dilthey und in Vorwegnahme Meadscher Gedanken führt Simmel die Individualität des Selbst auf die Zugehörigkeit des Einzelnen zu verschiedenen, im Laufe seiner Lebensgeschichte wechselnden Kreisen zurück. Die im "Kreuzungspunkt sozialer Kreise" stehende Person entwickelt die Eigenart ihres Selbst durch Synthese dieser heterogenen objektiven Strukturen. Das Selbst in seiner - freilich nie aktualisierbaren - individuellen Totalität bezeichnet eine Struktur, die durch einen wechselseitigen Prägungsprozeß der verschiedenen objektiven Gruppenmuster entstanden ist; durch Kombination und Variierung dieser verschiedenen Muster miteinander wird jedes von ihnen individuell modifiziert, erhält einen unverwechselbaren, quasi die Ganzheit der Erfahrungsgeschichte des Individuums zusammenfassenden Zug. (vgl. v.a. Phil. Geld., 318). Dies deutet bereits darauf hin, daß und inwiefern die Entwicklung einer differenzierten und individualisierten Selbststruktur auf einen bestimmten Entwicklungsstand sozialer Verhältnisse verwiesen ist: sie hat zur Voraussetzung die Auflösung traditioneller Sozialstrukturen, einer Gesellschaftsstruktur, gekennzeichnet durch das Vorhandensein relativ weniger, einen hohen Intensitätsgrad sozialer Beziehungen aufweisenden Gruppen. Im Gegensatz zu diesen, quasi naturwüchsig den "ganzen Menschen" vereinnehmenden sozialen Gruppen sind spezifisch moderne Sozialverhältnisse ausgezeichnet durch eine Vielzahl inhaltlich und strukturell sehr heterogener Assoziationen mit relativ einfacher "Kündbarkeit" ihrer Mitgliedschaft, geringerer Kontrollmöglichkeit also der Mitglieder als "ganzer Personen". Der Einzelne ist jetzt fähig, die Anforderungen, die die einzelne Gruppe an ihn stellt, distanziiert aus dem Blickwinkel des verinnerlichten und je eigentümlich geformten Gesamts der Werte und Verhaltensmuster der anderen Gruppen, denen er zugehört, zu betrachten und u.U. zu modifizieren.

Konkrete soziale Beziehungen fordern von den Handelnden immer nur die Aktualisierung einzelner Fähigkeiten ihres Selbst. Nur partielle Momente des Gesamts verinnerlichter Rollen und Werte, die in ihrer je spezifischen Kombination und gegenseitigen Prägung die Individualität der Person ausmachen, kommen in ihnen zum Tragen. Ein Großteil von Aspekten der Persönlichkeit bleibt latent: "die soziale Umfassung als solche betrifft ... Wesen, die nicht völlig von ihr umfaßt sind". (Soz.26) Diese latenten Persönlich-

keitsbereiche sind nun aber nicht schematisch aus den für die einzelnen Beziehungen geforderten Interaktionsmustern ausgegrenzt-im Sinne einer je individuellen Ausgestaltung dieser Muster kommen sie als phänomenale Gegebenheiten in den spezifischen Interaktionen zur Geltung. Die latenten Persönlichkeitsbereiche wirken im Verbund mit dem jeweils manifesten Teil - nur zusammengekommen bezeichnen sie die, streng genommen unteilbare Individualität; sie bringen die Eigenart der Person in das allgemeine, für die spezielle Situation geltende Handlungsmuster ein. In diesem Sinne ist die "Art (des) Vergesellschaftet-Seins bestimmt oder mitbestimmt durch die Art (des) Nichtvergesellschaftet-Seins" (Soz.26), gibt das "außersoziale Sein" der Persönlichkeit - "außer-sozial" von der Perspektive des für die konkrete Sozialbeziehung geforderten Handlungsmusters - jedem ihr Gegenüberstehenden "jedesmal eine bestimmte Nuance und durchflucht (ihr) soziales Bild mit außersozialen Imponderabilien". (Soz.26)

Dieser Gedanke läßt sich mit Hilfe einer Betrachtung der inneren Struktur des Selbst unter dem Aspekt ihrer Funktionsweise im sozialen Akt präzisieren. Reflexivität, die Rückbeziehung des Individuums auf sich selbst, ist für Simmel das entscheidende formalstrukturelle Charakteristikum des Selbst. Im Selbst ist "das gegenseitige Sichfordern von Subjekt und Objekt... wie in einem Punkt zusammengerückt ..." (Phil.Geld.,10), ist das "als Einheit empfundene Ich... in ein vorstellendes Ich-Subjekt und ein vorgestelltes Ich-Objekt (zerlegt), ohne daß es darum seine Einheit verliert, ja, an diesem inneren Gegenspiel sich seiner Einheit eigentlich erst bewußt (wird)." (Phil.Geld.,10). In Meads Theorie, mit deren Hilfe ich Simmels Gedanken systematisiere, ist dieser Objektpart als "me", der Subjektanteil des Selbst als "I" bezeichnet; dieses "I" ist dem Subjekt als "I" empirisch nicht erfahrbar: erst in der darüber reflektierenden Erinnerung, als historische Figur, damit als Teil des "me", wird es faßbar.

Die Analyse des sozialen Handlungsprozesses baut nun auf dieser Differenzierung des Selbst auf.

Soziales Handeln ist ein in einer bestimmten Situation ablaufender Prozeß. Die Situation ist definiert durch die "Haltungen", Erwartungen und möglichen Reaktionen der Handlungspartner, die generalisiert sind zu einem System von

Regeln, Normen und Werten. Diesen "generalisierten Andern" trägt das Handlungssubjekt quasi als inneres Gegenüber, als "me" in sich - es umschreibt die Bedingungen, denen sein Handeln gerecht werden muß, wirkt also als Steuerung und Regulierung des eigenen Handelns. Freilich determiniert die soziale Situation nur Richtung und "Umriss" des Handelns, sie läßt - mehr oder weniger - Raum für "individuelle" Ausprägungen dieses Rahmens. Das Subjekt, das "I" versucht nun, das für diese Situation objektiv festgelegte mit seiner Individualität zu vermitteln, sucht andere "Bereiche" seines "me", seiner individuellen Erfahrungsgeschichte, seinem Handeln zu integrieren. Es werden innerlich einige Reaktionsweisen durchgespielt und in ihrer Adäquanz an der antizipierten Reaktion der Anderen "gemessen". Dieses innere Wechselspiel zwischen Subjekt und Objekt legt so quasi das "Projekt", das durch das reale Handeln verwirklicht werden soll, fest, es soll die Art und Weise der Verknüpfung von sozialer Objektivität und Individualität bestimmen. So entsteht schließlich eine Handlungsreaktion des Subjekts, die objektiven Anforderungen genügt, diese aber gleichzeitig transzendiert, in der eine bestimmte, von den Gegenüberstehenden antizipierte Handlung mit einem neuartigen, nicht vorhersehbaren, "unverwechselbaren Zug" durchflochten ist.

Das "Außerdem" des Individuums, die seine jeweilige Rolle transzendierenden Aspekte seines Selbst, ist der Motor sozialen Wandels. Simmel knüpft hier in modifizierter Form an einen Kantschen Gedanken an. Auch Kant hatte sozialen Wandel zurückgeführt auf die Existenz sozialer und von Sozialität nicht umfaßter "Teile" innerhalb des Individuums. Die "ungesellige Geselligkeit" des Menschen, sein "Hang", sich zu vergesellschaften und sich gleichzeitig zu vereinzeln, war für Kant der Grund dafür, daß Gesellschaft kein "arkadisches Schäferleben" ist, in dem bei "vollkommener Eintracht alle Talente auf ewig in ihren Keimen verborgen blieben..."¹. Die Gleichzeitigkeit von Vergesellschaftet- und Nichtvergesellschaftetsein ist für Kant in der Naturanlage des Menschen begründet; die Wirksamkeit der "ungeselligen Triebfedern" verbürgt ihm den Fortschritt der Gesellschaft auf ein "moralisches Ganzes" hin. Simmel begründet nun - wie ausgeführt - die Dialektik von Individualität und Sozialität selbst soziologisch und entkleidet Kants Gedanken seines geschichtsphilosophischen

1) I. Kant, Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht, in: Kants Werke, Akademie-Textausgabe Band VIII, Berlin, 1968, 21

Telos. Seine Vorstellung hinsichtlich sozialen Wandels läßt sich folgendermaßen fassen: das Individuum strebt nach möglichst vollkommener sozialer Vergegenständlichung seiner Individualität - es versucht beständig, die einzelnen Verhaltensmuster, die allgemeinen Formen im Sinne seiner personalen Intentionen umzuformen; es versucht die "Kündigung" sozialer Beziehungen, die es als seiner Eigenart unangemessen empfindet. Da in keiner Sozialform die individuelle Identität in ihrer Ganzheit realisiert werden kann, kommt das Individuum aus diesem beständigen Um- und Neuformungsprozeß sozialer Beziehungen nicht heraus; es empfindet jede tatsächliche Repräsentation seines Ich als vorläufig und unvollkommen, formt deshalb fortwährend Beziehungsmuster um, um sie möglichst weitgehend der Eigenart seines Selbst zu assimilieren. "Der ganze Verkehr der Menschen innerhalb der gesellschaftlichen Kategorien wäre ein anderer, wenn ein jeder dem anderen nur als das gegenüberträte, was er in seiner jeweiligen Kategorie, als Träger der ihm gerade jetzt zufallenden sozialen Rolle ist." (Soz.26). Eine "totale Vergesellschaftung" in diesem Sinne, eine vollständige Subsumption des Individuums machte gesellschaftlichen Wandel unmöglich; soziale Beziehungen wären lediglich eine Reproduktion des Immergleichen - das "arkadische Schäferleben" Kants.

Nun gibt es freilich bei den einzelnen Rollen charakteristische Unterschiede hinsichtlich des Spielraums, den sie dem "Außerdem" lassen; während einige Rollen, z.B. "ganz hohe, führende Positionen" (Soz.26) das "Außerhalb" von vornherein sogar als einen Bestandteil des "Innerhalb" vorsehen, verlangen, daß das Individuum quasi innerhalb ihrer aus ihnen hervorzutreten habe, geht der Grundzug der rechenhaften Rationalisierung der Arbeitsteilung doch in eine andere Richtung - die einer weitgehenden Reduktion dieses "Außerdem". Als genau abgegrenzte, selbständige ideelle Gebilde stehen die arbeitsteiligen Funktionen ihren Trägern gegenüber, "so daß diese, nicht mehr vonein-

ander individuell unterschieden, nun gleichsam nur durch sie hindurch passieren, ohne (in diesen fest umschriebenen Einzelforderungen) das Ganze ihrer Persönlichkeit unterbringen zu können oder zu dürfen." (Phil.Geld., 313).

Mit diesen Gedanken ist nun das spezifisch moderne Spannungsverhältnis von Individuum und Gesellschaft thematisiert, das das unausgesprochene Grundthema dieser Simmelschen Überlegungen ist. Die moderne, qualitativ und quantitativ sehr differenzierte Gesellschaft befördert einerseits die Ausbildung der Grundlagen von Individualität: sie entwickelt durch ihre Vielfalt an Rollen-- und Wertmustern das Individuum als Brennpunkt einer Mannigfaltigkeit von Anlagen und Fähigkeiten. Sie läßt aber dem Bedürfnis des Individuums nach gesellschaftlicher Realisierung seiner Potenzen wenig Spielraum: je schärfer sich die soziale Gruppe in eine Vielfalt scharf gesonderter Inhalte differenziert, desto formalisierter entwickeln sich ihre Sozialbeziehungen, desto einförmigere Tätigkeiten verlangt sie für ihr optimales Funktionieren vom Einzelnen - verlangt also einseitige Ausbildung einer Spezialität auf Kosten der Unterdrückung einer Mannigfaltigkeit von Dispositionen. So stellen Individuum und Gesellschaft gerade gegenteilige, letztlich nicht miteinander vermittelbare Ansprüche aneinander: "Das Glied, das sich nach der Norm des Ganzen entwickeln will, negiert... seine Rolle als Teil desselben." (Über soc.Diff., 138).

III. Simmel knüpft in seinem dritten "Apriori" zunächst an den Individualitätsgedanken seines zweiten an: die Individuen einer Gesellschaft sind ungleich, haben verschiedene Anlagen und Fähigkeiten, ein je unterschiedlich differenziertes Selbst. Selbst in gleichen Rollen verhalten sie sich - streng genommen - nie gleich, immer haben ihre sozialen Beziehungen eine "Art von Einzigkeit und Unverwechselbarkeit." (Soz.29).

In einem nächsten Schritt nun wechselt Simmel die Perspektive: Gesellschaft läßt sich als eine ideelle Struktur darstellen, als Gefüge aufeinander bezogener Positionen, die in ihrer reinen Inhaltsbestimmtheit - abgelöst von den Individuen, die sie "ausfüllen" - faßbar sind. Simmel demonstriert das Gemeinte an der modernen Bürokratie, in der sich dies Bild der Gesellschaft, "unendlich vereinfacht und sozusagen stilisiert" (Soz.29), wiederholt findet: ein Netz rechenhaft-exakt - durch einen "konstruktiven Willen" (Soz.29) - aufeinander abgestimmter Positionen, deren jede verschiedenen Individuen gegenüber als ein identisches, ideelles Gebilde genau fixierter Verhaltensanforderungen beharrt. Jeder neu Eintretende findet innerhalb dieser Ordnung einen "unzweideutig bestimmten Platz" (Soz.29), findet bestimmte Verhaltenserwartungen vor, zu denen seine "Energien harmonisch sein müssen." (Soz.29). So scheint die Position ganz auf den einzelnen und seine Fähigkeiten zugeschnitten zu sein, scheint gleichsam auf ihn gewartet zu haben, ihm vorbestimmt zu sein.

Simmel entwirft das Bild einer Gesellschaft, in der eine genaue Entsprechung zwischen der Ungleichheit der Positionen und der Ungleichheit der Personen in ihren je verschiedenen Fähigkeiten besteht; die Individualität des Einzelnen ist also zu ihrer Realisierung auf Gesellschaft, eine bestimmte "Stelle" innerhalb des positionalen Gefüges verwiesen, wie umgekehrt die Gesellschaft des Einzelnen, gerade wegen seiner besonderen Fähigkeiten, bedarf, um sich in ihrer Struktur erhalten zu können.

Diese "prästabilisierte Harmonie" zwischen Individualität und Sozialität, in der die "Funktionalität" der Arbeit des Individuums für das ökonomisch-soziale System und die "Funktionalität" des sozialen Systems für die Anlagen und Fähigkeiten des Individuums zur Entsprechung gebracht sind, begründet zunächst das fiktive Bild einer Gesellschaft,

in der nichts unentschieden bleibt, in der die "Korrelation (des) individuellen Seins mit den umgebenden sozialen Kreisen" (Soz.30) restlos verwirklicht ist. Anzunehmen, daß in der bestehenden Gesellschaft gesellschaftliche Tätigkeit für die meisten Individuen zugleich die Realisierung ihrer individuellen Fähigkeiten und Potenzen in ihrer Mannigfaltigkeit bedeutet, ist eine Fiktion. Es ist dies aber der - historisch entstandene - Anspruch des Einzelnen, das "Apriori", von dem aus er sich mit der Gesellschaft in Beziehung setzt, sein gesellschaftliches Leben zu leben gedenkt. "Daß jedes Individuum durch seine Qualität von sich aus auf eine bestimmte Stelle innerhalb seines sozialen Milieus hingewiesen ist: daß diese ihm ideell zugehörige Stelle auch wirklich in den sozialen Ganzen vorhanden ist - das ist die Voraussetzung, von der aus der Einzelne sein gesellschaftliches Leben lebt und die man als den Allgemeinheitswert der Individualität bezeichnen kann." (Soz.29). Im modernen Berufsbegriff - daß "für jede Persönlichkeit eine Position und Leistung innerhalb der Gesellschaft bestehe, zu der sie 'berufen' sei" (Soz.30) - gewinnt dies Apriori seine deutlichste Form. Wenn und soweit das Individuum in bezug auf Aspekte seines Selbst "dieses Apriori nicht realisiert oder realisiert findet, i s t es eben nicht vergesellschaftet, i s t die Gesellschaft nicht die lückenlose Wechselwirksamkeit, die ihr Begriff aussagt." (Soz.30).

In Simmels drittem Apriori ist ein über die bestehende Gestalt von Gesellschaft hinausweisender Anspruch thematisiert, der sich in gesellschaftlicher Praxis bildete, wo er immer nur ansatzweise, höchst bruchstückhaft realisiert wurde. Seine durchgängige und vollständige Realisierung impliziert ein utopisches Bild der Gesellschaft, das den Maßstab einer Kritik an der bestehenden abzugeben vermag.

Literatur- und Abkürzungsverzeichnis

Bearbeitete Schriften Georg Simmels und ihre im Text
verwendeten Abkürzungen

- Simmel, Georg: Über sociale Differenzierung. Sociologische und psychologische Untersuchungen. Leipzig 1890. Neudruck: Amsterdam 1966.
Abgekürzt: Über soc. Diff.
- " Einleitung in die Moralwissenschaft. Eine Kritik der ethischen Grundbegriffe. Berlin 1892, 1911.
Abgekürzt: Moralwiss.
- " Probleme der Geschichtsphilosophie. Eine erkenntnistheoretische Studie. München/Leipzig, 1892, 1923.
Abgekürzt: Geschichtspphil.
- " Philosophie des Geldes. München/Leipzig 1900, 1930. Neudruck: Berlin 1958.
Abgekürzt: Phil. Geld.
- " Kant. 16 Vorlesungen, geh. an der Berliner Universität. München/Leipzig 1904. 1924.
Abgekürzt: Kt.
- " Kant und Goethe. Zur Geschichte der modernen Weltanschauung. Berlin 1906, 1920.
Abgekürzt: Kt. u. Goethe.
- " Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Leipzig 1908, 1923. Nachdruck: Berlin 1958.
Abgekürzt: Soz.
- " Hauptprobleme der Philosophie. Leipzig 1910. Berlin 1950. (Götschen, Bd. 500).
Abgekürzt: Hauptprobl. d. Phil.
- " Grundfragen der Soziologie. Individuum und Gesellschaft. Berlin/Leipzig 1917, Berlin 1970.
Abgekürzt: Grundfr. d. Soz.
- " Lebensanschauung. Vier metaphysische Kapitel. München/Leipzig 1918, 1922.
Abgekürzt: Lebensansch.

- Simmel, Georg: Vom Wesen des historischen Verstehens.
Abgekürzt: Hist. Verstehen.
In: Brücke und Tür. Essays des Philosophen zur Geschichte, Religion, Kunst und Gesellschaft. Hrg. M. Landmann, M. Susman.
- " Die historische Formung. In: Fragmente und Aufsätze aus dem Nachlaß und Veröffentlichungen der letzten Jahre.
Hrg.: Gertrud Kantorowicz.
Abgekürzt: Formung .
- " Das individuelle Gesetz. Philosophische Exkurse. Hrg.: Michael Landmann.
Frankfurt 1968.
Abgekürzt: Das ind. Gesetz .

Die verwendeten Schriften Max Webers und ihre Abkürzungen

- Max Weber: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Hrg.: Johannes Winckelmann.
Tübingen 1968.
Abgekürzt: WL
- " Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie. München 1972. Hrg.: Johannes Winckelmann.
Abgekürzt: WuG.

Verwendete Sekundärliteratur¹

- Abel, Theodore: Systematic Sociology in Germany.
New York 1929
- Abramowski, Günter: Das Geschichtsbild Max Webers.
Stuttgart, 1966
- Adorno, Theodor, W.: Henkel, Krug und frühe Erfahrung.
In: Ernst Bloch zu ehren.
Frankfurt 1955
- Altaraz, Isaak: Reine Soziologie. Darstellung und Kritik der typischen Versuche zur Schaffung einer philosophischen Sozialwissenschaft. Phil. Diss. Berlin 1918

1) angeführt wird nur die in unmittelbarem Zusammenhang mit der Arbeit stehende Literatur

- Aron, Raymond: Die deutsche Soziologie der Gegenwart. Stuttgart 1953
- Baumgarten, Eduard: Max Weber, Werk und Person. Tübingen 1964
- Bendix, Reinhard: Max Weber. Das Werk. Darstellung und Analyse. München 1964
- Böhringer, Hannes und Gründer, Karlfried (Hrsg.): Ästhetik und Soziologie um die Jahrhundertwende: Georg Simmel. Frankfurt 1976
- Brinkmann, Heinrich: Methode und Geschichte. Die Analyse der Entfremdung in Georg Simmels "Philosophie des Geldes". Gießen 1974
- Canetti, Elias: Masse und Macht (2 Bd.) Regensburg 1976
- Coser, Lewis A.: Theorie sozialer Konflikte. Neuwied 1965
- Denker, Rolf: Individualismus und mündige Gesellschaft. Stuttgart 1967
- Dietrich, Otto: Georg Simmel und seine Bedeutung für die Nationalökonomie. Rechts- und Staatswiss. Diss. Freiburg i.Br. 1921
- Dux, Günter: Religion, Geschichte und sozialer Wandel in Max Webers Religionssoziologie. In: Seminar: Religion und gesellschaftliche Entwicklung. Hrsg.: Constans Seyfarth und Walter M. Sprondel, Frankfurt 1973
- Ekhard, Leonhard: Georg Simmels philosophische Begründung seiner Soziologie. Phil. Diss. 1957, Graz
- Elias, Norbert: Über den Prozeß der Zivilisation. (2 Bd.) Frankfurt 1978
- Eulenburg, Franz: Simmels Probleme der Geschichtsphilosophie. Archiv für Sozialwiss. und Sozialpolitik 29, 1909
- Freyer, Hans: Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft. Berlin/Leipzig 1930, 1964
- Frischeisen-Kähler, Max: Georg Simmel. In: Kantstudien 24, 1919
- Gerhardt, Uta: Rollenanalyse als kritische Soziologie. Neuwied/Berlin 1971

- Gerhardt, Uta: Immanenz und Widerspruch. Die philosophischen Grundlagen der Soziologie Georg Simmels und ihr Verhältnis zur Lebensphilosophie Wilhelm Diltheys. Zeitschrift für philosophische Forschung, 1971, Nr.25
- Girndt, Helmut: Das soziale Handeln als Grundkategorie erfahrungswissenschaftlicher Soziologie. Tübingen 1967
- Habermas, Jürgen: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Neuwied/Berlin 1962
- Habermas, Jürgen: Theorie und Praxis. Frankfurt 1971
- Heberle, Rudolf: The sociology of Georg Simmel. In: An introduction to the History of Sociology, ed. by H.E. Barnes. Chicago 1948
- Henrich, Dieter: Die Einheit der Wissenschaftslehre Max Webers. Tübingen, 1952
- Hufnagel, Gerhard: Kritik als Beruf. Der kritische Gehalt im Werk Max Webers. Frankfurt 1971
- Israel, Joachim: Der Begriff Entfremdung. Reinbeck bei Hamburg 1972
- Kant, Immanuel: Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht. In: Akademie Textausgabe, Band VII, Berlin 1912/23
- Kracauer, Siegfried: Georg Simmel. In: Logos 9, 1920/21
- Krappmann, Lothar: Soziologische Dimensionen der Identität. Stuttgart 1971
- Landmann, Michael: "Einleitung des Herausgebers", in: Das individuelle Gesetz - Philosophische Exkurse, Frankfurt, 1968
- Landshut, Siegfried: Kritik der Soziologie und andere Schriften zur Politik. Neuwied u. Berlin 1969
- Lawrence, P.A.: Georg Simmel, Sociologist and European. Sunbury on Thames 1976
- Lenk, Kurt: Das tragische Bewußtsein in der deutschen Soziologie, in: KZfSS, 1964

- Lieber, H.J. und Furth, Peter:
Zur Dialektik der Simmelschen Konzeption einer formalen Soziologie.
In: Buch des Dankes an Georg Simmel.
Berlin 1958
- Löwith, Karl: Max Weber und Karl Marx, in: Gesammelte Abhandlungen. Zur Kritik der geschichtlichen Existenz. Stuttgart 1960
- " Die Entzauberung der Welt durch Wissenschaft. Zu Max Webers 100. Geburtstag
in: Merkur, 18, 1964
- Lukács, Georg: Die Zerstörung der Vernunft - Der Weg des Irrationalismus von Schelling bis Hitler, Berlin 1954, Kap. 4, III:
Die Lebensphilosophie der Vorkriegszeit (Simmel)
- Marx, Karl: Das Kapital, MEW, Bd. 23, Berlin 1969
- Marx, Karl: Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie, Berlin 1974
- Masaryk, Thomas G.: Simmels Soziologie. Zeitschrift für Sozialwissenschaft 12, 1909
- Mead, George H.: Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt 1973
- Mommsen, Wolfgang: Max Weber. Gesellschaft, Politik und Geschichte. Frankfurt 1974
- Müller, Horst: Lebensphilosophie und Religion bei Georg Simmel. Berlin 1960
- Nietzsche, Friedrich: Morgenröte, in Werke II. Hrsg.: Karl Schlechta. München 1969
- " Zur Genealogie der Moral. München o.J.
- Nissen, Ingjald: Vergesellschaftung als Einstellung. Eine Betrachtung zu Simmels Soziologie. Annalen der Philosophie und philosophischen Kritik 5, 1925/26
- Nobs, Max: Der Einheitsgedanke in der Philosophie Georg Simmels. Phil. Diss. Bern 1926
- Pfister, Bernhard: Die Entwicklung zum Idealtypus. Eine methodologische Untersuchung über das Verhältnis von Theorie und Geschichte bei Menger, Schmoller und Max Weber, Tübingen 1928

- Popitz, Heinrich: Der Begriff der sozialen Rolle als Element der soziologischen Theorie, Tübingen 1968
- " Prozesse der Machtbildung. Tübingen 1968
- Schelting, Alexander von: Max Webers Wissenschaftslehre. Tübingen 1934
- Schluchter, Wolfgang: Wertfreiheit und Verantwortungsethik. Tübingen 1971
- " Aspekte bürokratischer Herrschaft. München 1972
- Schnabel, Peter-Ernst: Die soziologische Gesamtkonzeption Georg Simmels. Stuttgart 1974
- Schrader-Klebert, Karin: Der Begriff der Gesellschaft als regulative Idee. Zur dranszendentalen Begründung der Soziologie bei Georg Simmel. In: Soziale Welt, 1968, H.2
- Schütz, Alfred: Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Frankfurt 1974
- Sohn-Rethel, Alfred: Geistige und körperliche Arbeit. Zur Theorie der gesellschaftlichen Synthesis. Frankfurt 1970
- Spykman, Nicholas J.: The Social Theory of Georg Simmel. Chikago. University of Chikago Press 1925 XXIX.
- Steinhoff, M.: Die Form als soziologische Grundkategorie bei G.Simmel. In: Kölner Vierteljahreshefte, 1924/25 , IV.
- Susman, Margarete: Die geistige Gestalt Georg Simmels. Tübingen 1960
- Tenbruck, Friedrich H.: Georg Simmel. In: KZfSS 10, 1958
- " Die Genesis der Methodologie Max Webers. In: KZfSS, 11, 1959
- Troeltsch, Ernst: Der Historismus und seine Probleme. Tübingen 1922
- Wallisch-Prinz, Bärbel: A sociology of freedom. Georg Simmels Theory of modern society. Phil.Diss. 1977, Bremen

- Weingartner, Rudolf Herbert: Form and Content in Simmels Philosophy of Life. In Georg Simmel, 1858-1918. A collection of Essays, with Translation and a Bibliography. Ed. by Kurt H. Wolff. Columbus 1959
- Weippert, Georg: Die idealtypische Sinn- und Wesens- erfassung und die Denkgebilde der formalen Theorie. In: Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, 100, 1940
- Weiß, Johannes: Max Webers Grundlegung der Soziologie München 1975
- Wiesehöfer, Werner: Philipp: Der unmetaphysische Mensch. Untersuchungen zur Anthropologie im Frühwerk Georg Simmels. Phil.Diss. 1975. Tübingen
- Woyslawski, Hersch-Leib: Georg Simmels Philosophie des kapitalistischen Geistes. Phil.Diss. Berlin 1931.

Lebenslauf

Am 5.3.1950 wurde ich als Sohn des Diplom-Ingenieurs Kurt Pohlmann und seiner Ehefrau Margarete, geb. Sattler, in Bielefeld geboren. 1956 übersiedelte meine Familie nach Wilhelmshaven, wo ich bis 1960 die Grundschule und bis 1968 das alt- und neusprachliche Humboldt-Gymnasium besuchte. Nach der Reifeprüfung studierte ich zunächst Musik an den Musikhochschulen in Hannover und Freiburg. Daneben immatrikulierte ich mich ab 1969 an der Universität Freiburg für die Fächer Musikwissenschaft und Geschichte. 1970 begann ich mit dem Studium meines Hauptfaches, der Soziologie. Mein Universitätsstudium schloß ich 1975 mit dem Magisterexamen ab. Ich schrieb eine Arbeit über den Begriff des "modernen Rationalismus" bei Max Weber. Ab 1976 begann ich bei Herrn Prof. Popitz mit der Arbeit an meiner Dissertation über das soziologische Werk Georg Simmels. Ich beendete die Dissertation im Frühjahr 1979.

